Kurzer Entwurf

einer

Theorie der Beredsamkeit

nebst einer

Mustersammlung derselben

von

J. M. Beitelrock,
k. b. Studien-Rector und Gymnasial-Professor.

Dilingen,
Verlag von Jos. Friedrich.
1852.

Vorwort.

Nach den allerhöchsten Bestimmungen vom 9ten Febr. 1834, die Ordnung in lateinischen Schulen und Gymnasien im Königreiche Bayern betreffend, soll in der dritten Gymnasialklasse, die mit der vierten einen eigenen zusammenhängenden Cursus mit vorherrschender Bestimmung für Theorie und Uebung der redenden Künste bildet, in wochentlich zwei Stunden zuerst die allgemeine Theorie des Styles vollständig gegeben und durch Unterricht, Anschauung und Uebung vornehmlich dahin gewirkt werden, daß der Schüler von den logischen und ästhetischen Eigenschaften der rednerischen Periode, sowie von dem Wesen der psychischen Wirkung und dem Zwecke der einzelnen Redefiguren einen richtigen, anschaulich begründeten, Gelegenheit, Zeit und Maaß der Anwendung bestimmenden Begriff erhalte.

An diese allgemeine Theorie des Styles soll die Theorie der einzelnen Redekünste dergestalt angeschlossen und durch die vierte

Gymnasialklasse fortgesetzt werden, daß im allmähligen Fortschritte vom Leichtern zum Schwerern und unter steter Hinweisung auf die schon erklärten oder gleichzeitig zu erklärenden Muster aus der griechischen, römischen und deutschen Literatur bis zum Schlusse der vierten Gymnasialklasse in dem Schüler eine deutliche Einsicht in das Unterscheidende der einzelnen poetischen und prosaischen Formen erwachse.

Die Uebung soll dem Unterrichte parallel gehend allmählig zu größern freien Ausarbeitungen, sowohl in lateinischer als deutscher Sprache in der Art fortschreiten, daß in dem fleißigen Schüler die Fertigkeit herausgebildet werde, ein dem Kreise seiner Kenntnisse angemessenes Thema mit einfacher Disposition zu einer feierlichen Rede auszuarbeiten.

Die Theorie der redenden Künste soll, wie eine allerhöchste Verordnung vom J. 1830 ausspricht, eine auf die altklassischen Muster begründete und hauptsächlich aus ihnen hergeleitete seyn. Ferner soll die Rhetorik in der dritten Gymnasialklasse begonnen werden, ihre Vollendung aber mit besonderer Berücksichtigung des mündlichen Vortrages der obersten Klasse des Gymnasiums anheimfallen.

Neben den altklassischen Mustern sind hiebei besonders deutsche mit in den Vortrag zu ziehen, jedoch auch die der neu europäischen Literatur nicht zu übergehen; stets aber soll dem theoretischen der praktische Unterricht überwiegend zur Seite gehen.

Unter steter Berücksichtigung dieser allerhöchsten Vorschriften wurde der vorliegende kurze Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit größtentheils nach den rhetorischen Schriften des Cicero, Quintilian und Aristoteles ausgearbeitet, und demselben eine Sammlung von Mustern aus jeglicher Art der Reden beigegeben. Diese Musterreden, zum mündlichen Vortrage in der Schule bestimmt, dürften sich nicht minder durch ihren Inhalt

als durch ihre Form und Sprache empfehlen und auf den Geist und das Gemüth von Jünglingen, welche auf der höchsten Stufe der Gymnasial-Bildung angelangt sind, belehrend und erhebend wirken. Möge der beabsichtigte Zweck erreicht werden, und diese Arbeit bei den geehrten Herrn Professoren eine wohlwollende Aufnahme finden, dann fühlt sich für seine Mühe hinlänglich belohnt.

Dilingen im April 1852.

J. M. Beitelrock.

Inhalts-Verzeichniß.

Theorie der Beredsamkeit.

Mustersammlung der Beredsamkeit.

a) Gelegenheits-Reden.

b) Berathschlagende oder Staats-Reden.

c) Gerichtliche Reden.

d) Geistliche Reden.

Einleitung.

Das Mittel, dessen sich der Mensch bedient, um seine Gedanken, Gefühle und seinen Willen Andern mitzutheilen, sind gewisse Zeichen, welche theils sichtbar (Blicke, Mienen, Geberden und Bewegungen) theils hörbar (Töne und Worte) sind. Ein System solcher Zeichen nennt man Sprache, welche entweder eine Geberden- oder Ton- und Wortsprache ist, je nachdem man sich der sichtbaren oder hörbaren Zeichen zur Darstellung bedient. Gewöhnlich und mit Vorzug versteht man unter Sprache bloß die Wortsprache.

Hiernach läßt sich die Sprache in dreifacher Rücksicht betrachten: entweder als Mittel der bloßen Verständigung, der Mittheilung unserer Gedanken und Erkenntnisse — prosaische Sprache — oder als Mittel des Ausdrucks der Gefühle — poetische Sprache — und als Mittel, um auf den Willen Anderer zu wirken und ihn zu Entschlüssen und Thaten zu lenken — rednerische Sprache. Dichtkunst und Beredsamkeit gründen sich demnach auf das Erkenntniß-, Gefühls- und Selbstbestimmungs-Vermögen, die drei Grundkräfte des menschlichen Geistes, oder sind vielmehr die Aeußerungsweisen desselben.

Bedienen wir uns der Sprache als des Mittels der bloßen Verständigung, der Mittheilung unserer Gedanken und Erkenntnisse, so betrachten wir den Menschen als ein erkennendes und denkendes Wesen, und der Zweck der prosaischen Sprache ist daher ein theoretischer. Die Beredsamkeit hingegen verfolgt einen praktischen Zweck; denn hier betrachten wir den Menschen zugleich als ein nach Entschlüssen zu handeln fähiges Wesen; wir wollen ihn durch Vorstellungen zu einer Ueberzeugung bringen, ihn für unsere Ansichten und

Plane gewinnen, sonach auf seinen Willen einwirken. Um aber diesen Zweck erreichen zu können, verweilt die Beredsamkeit bald im Gebiete der Prosa, weil es, um Jemand für unsere Ansichten und Plane zu gewinnen, vorerst einer deutlichen Auseinandersetzung derselben bedarf, wodurch wir also zunächst den Verstand beschäftigen; bald geht sie in das Gebiet der Poesie über, insoferne wir durch die Belebung der Gefühle die Zuhörer für uns weit leichter gewinnen können. Mit Recht sagt daher Cicero: „Die ganze Kunst der Rede, insofern sie überreden soll, beruht auf der Anwendung dreier Mittel. Zuerst müssen wir die Wahrheit dessen erweisen, was wir vertheidigen; dann uns diejenigen geneigt machen, vor denen wir reden; endlich ihre Gemüther so in Bewegung setzen, wie es die jedesmalige Lage der Sache erfordert.“ De orat. II. 27.

Die Beredsamkeit (eloquentia) besteht also dem Gesagten zufolge in der Fertigkeit, ein Ganzes von Vorstellungen dem Erkenntniß-Vermögen so darzustellen, daß man zu gleicher Zeit auf das Gefühls- und Selbstbestimmungs-Vermögen eine günstige, zweckmäßige und harmonische Wirkung hervorbringt. Das Erzeugniß derselben ist die Rede im engern Sinne. Im weitern Sinne bedeutet Rede den Ausdruck unserer Gedanken, Gefühle und Entschlüsse durch Worte, jedoch in einer gewissen Folge und Verbindung, wodurch sich die Rede im weitern Sinne von der bloßen Sprache unterscheidet.

Der Inbegriff der Grundsätze und Vorschriften, durch deren Beobachtung wir zur Redekunst gelangen, heißt Theorie der Beredsamkeit oder Rhetorik.

Der natürliche Ursprung der Beredsamkeit ist in dem Menschen selbst zu suchen. Sie setzt einen hellen Verstand, richtige Beurtheilungskraft und lebhafte Einbildungskraft (Gedächtniß und Phantasie) voraus. Diese Klarheit und Lebhaftigkeit des Geistes theilte sich der Sprache von selbst mit. Die gebornen Redner wurden Muster für Andere und für die Nachwelt, die aus ihnen die Theorie der Beredsamkeit abstrahirten und diese zur Kunst (Redekunst, Rhetorik) erhoben und methodisch lehrten (Rhetoren). Richtig sagt daher Quintilian: „Die erste Grundlage dieser Kunst war eine Gabe der Natur, Beobachtung führte zum Anfange derselben, der Nutzen verschaffte ihr Pflege und Wachsthum, wissenschaftliche Behandlung und Uebung führte sie zur Vollendung.“ Instit. orat. III. 2.

Zu allen Zeiten und unter allen gebildeten Völkern hat man weder die Wirksamkeit noch die Wichtigkeit der Redekunst ver-

kannt. Treffend sagt Cicero: „Wahrlich, mir scheint Nichts herrlicher, als die Kunst, durch die Rede die Menschen in den Versammlungen zu fesseln, ihre Gemüther anzulocken und ihre Entschlüsse, wohin man will, zu leiten, und sie, wovon man will, abzulenken. Dieß ist die einzige Kunst, welche unter jedem freien Volke und vorzüglich in friedlichen und ruhigen Staaten immer vorzüglich geblüht und geherrscht hat. Denn was ist so bewundernswürdig, als daß aus der unendlichen Menge der Menschen Einer hervortritt, welcher das, was von der Natur Allen gegeben ist, entweder allein oder nur mit sehr Wenigen anwenden kann? Was ist so lieblich zu vernehmen und zu hören, als eine durch weise Gedanken und gewichtvolle Worte geschmückte und verschönerte Rede? Was ist so mächtig und erhaben, als die Bewegungen des Volkes, die Bedenklichkeiten der Richter, den Ernst des Senats durch eine einzige Rede umzuwandeln? Was ist ferner so königlich, so edel, so wohlthätig, als Hilfe zu leisten den Bittenden, aufzurichten die Betrübten, Rettung zu schaffen, von Gefahren zu befreien, die Menschen an den Staat zu fesseln? Was ist nothwendiger, als immer Waffen zu führen, durch die man sich selbst decken oder ungefährdet Frevler angreifen oder für einen Angriff sich rächen kann?" (De Oratore I. 8.) Und heut zu Tage strömen Tausende hin zur geheiligten Friedensstätte, wo sie Trost für des Lebens Wunden, Licht für ihre Zweifel, Befriedigung für das Herz, Beruhigung für ihre Zukunft suchen und finden.

In Griechenland hob sich die Beredsamkeit schon frühe, besonders durch die Einführung republikanischer Verfassungen. Da alle wichtigen Angelegenheiten öffentlich verhandelt wurden, so schaffte die Gabe der Rede den entschiedensten Einfluß. Sie lenkte den Willen des Volkes, sowie die Berathungen des Senates und das Urtheil der Richter und führte zu Würden und Ehren. Athen übertraf auch hierin alle übrigen Staaten, und alle seine großen Staatsmänner, wie Solon, Pisistratus, Themistokles, Perikles und Alcibiades, zeichneten sich durch Beredsamkeit aus. Doch wurde diese erst im Zeitalter des Perikles durch die Sophisten, von Gorgias an, theoretisch gelehrt und kunstmäßig betrieben. Die berühmtesten attischen Redner waren Antiphon (479 — 412) und sein Zeitgenosse Andocides, Lysias (459—379), Isokrates (436—338), Isäus (350), Lykurgus (408 — 328) und sein Zeitgenosse Hyperides, Demosthenes (385 — 322 v. Chr.) und sein Zeitgenosse Aeschines. Eine Rhetorik ist von Aristoteles, einem Zeitgenossen des Demosthenes, auf uns gekommen. Nach dem Untergange der griechischen Un-

abhängigkeit artete die Beredsamkeit in Schmeicheleien aus, und unter den Rednern dieser Zeit verdient nur Demetrius Phalereus (gest. 284 v. Chr.) erwähnt zu werden, welcher, wie Dionys von Halikarnaß (30 v. Chr.), Hermogenes (160 n. Chr.), Longinus (260 n. Chr.) und Aphthonius (315 n. Chr.), sich auch als Rhetor Verdienste erwarb.

Bei den Römern waren die Verfassung des Staates, der lange dauernde Kampf zwischen den Patriciern und Plebejern, die öffentlichen Gerichte, die Senats- und Volksverhandlungen schon frühe die vorzüglichsten Beförderungsmittel der Beredsamkeit. Lange wurde sie jedoch als bloße Gabe der Natur und als das Werk der zufälligen Bildung einzelner Staatsmänner betrachtet, bis die Römer durch drei griechische Redner, welche als Gesandte von Athen im J. 155 v. Chr. nach Rom gekommen waren, auch mit der kunstmäßigen Behandlung und dem Studium der Beredsamkeit bekannt wurden. Mächtig entflammten diese Männer durch die glänzenden Proben ihrer dialektischen Rhetorik den Geist der römischen Jugend für griechische Philosophie und Beredsamkeit. So sehr auch die ältern strengen Römer dagegen eiferten und die Errichtung von Rednerschulen aus Furcht, sie möchten den Sitten und dem Staate gefährlich werden, durch wiederholte Edikte zu verhindern suchten; so setzten sich dennoch in Rom nicht nur griechische Rhetoren fest, sondern L. Plotius errichtete um 94 v. Chr. sogar eine lateinische Rednerschule. Als die ersten Redner verdienen vorzüglich wegen ihres Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten genannt zu werden: Cato (180), die beiden Grachen (133 und 124), Licinius Crassus, M. Antonius, L. Cotta und Hortensius (gest. 50 v. Chr.). Der größte Redner aber, welchen Rom hervorgebracht hat, ist M. Tullius Cicero (106 — 43 v. Chr.), dem wir auch über die Theorie der Beredsamkeit höchst schätzbare Werke verdanken. Seit der Umgestaltung der Staatsverfassung unter Augustus verlor die Beredsamkeit ihre wahre ursprüngliche Bestimmung. Sie ging aus dem öffentlichen Leben in die Schulen der Rhetoren über, wo sie als Kunst und allgemeines Bildungsmittel fortwährend mit vielem Eifer betrieben wurde, artete aber, da von ihr nur bei der gerichtlichen Praxis, bei Leichenreden und feierlichen Veranlassungen zu Lobreden auf die Kaiser ein beschränkter Gebrauch gemacht werden konnte, immer mehr in Schmeicheleien, schimmernden Prunk und schwülstige Phrasen aus. In der panegyrischen Beredsamkeit zeichnete sich besonders Plinius der Jüngere (62 — 110 n. Chr.) aus, und als gerichtlicher Redner und öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit erwarb

sich großen Ruhm M. F. Quintilian (gest. 95 n. Chr.), von dem wir auch ein vortreffliches Lehrbuch der Rhetorik besitzen.

Unter den neu-europäischen Völkern konnte die Beredsamkeit lange keinen Aufschwung erlangen, da die politischen und gerichtlichen Reden durch die Veränderung der Staatsverfassungen und des Gerichtswesens fast gänzlich verdrängt wurden. Erst seitdem in England, Frankreich und mehrern Staaten Deutschlands constitutionelle Verfassungen und das öffentliche Gerichtsverfahren eingeführt sind, gewann die politische und gerichtliche Beredsamkeit wieder neues Leben, und viele Staatsmänner zeichneten sich auch als große Redner aus. Unter diesen verdienen besonders die Engländer Edmund Burke († 1797), Fox († 1806), William Pitt d. J. († 1806), Canning († 1827), Wilberforce († 1833), Grey, Brougham, Shiel, O'Connell &c.; die Franzosen Mirabeau († 1791), Carnot († 1823), Benjamin Constant de Rebecque († 1830), Lamarque († 1832), Montalembert (geb. 1800), Lamartine, Guizot, Thiers &c.; unter den Deutschen J. G. Sulzer († 1777), Engel (geb. zu Parchim 1741) und die Staatsmänner Saalfeld aus Hannover (geb. 1785), Jaup aus Gießen, Seufferth aus Würzburg (geb. 1793), Heinrich von Gagern, sowie die Schweizer Bernhard Kuhn, Bernhard Huber, Paul Usteri &c. genannt zu werden.

Nur eine Art der Beredsamkeit, die den heidnischen Griechen und Römern unbekannt blieb und ihr Entstehen dem Christenthume zu verdanken hatte — die Kanzelberedsamkeit — wurde fast in allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung mit glücklichem Erfolge gepflegt. Schon in den ersten derselben glänzten als Kanzelredner: Origenes (250), Eusebius (316 — 340), Athanasius (325 — 371), Ambrosius (385 — 397), Chrysostomus (380 — 407), Hieronymus 378 — 420), Augustin (396 — 430) und Leo d. Gr. (440 — 461). Während des Mittelalters zeichneten sich aus: Benedikt (530), Gregor d. Gr. (590), Ildefons v. Toledo (650), Beda (715 — 730), Bernhard v. Clairvaux (1130), Joh. Tauler v. Straßburg († 1361). Mit dem Beginne der Reformation schritt die hochdeutsche Sprache in ihrer Ausbildung mit Riesenschritten voran, und Martin Luther (geb. zu Eisleben 1483, gest. 1546), dem das Verdienst gebührt, in die Tiefen des Sprachgeistes eingedrungen zu seyn und die deutsche Sprache aus ihrem innern Selbst herangebildet zu haben, zeichnete sich auch als Kanzelredner aus. Unter den sogenannten Controverspredigern der Reformationszeit sind besonders Jo-

hann Eck († 1543), Eysengrein († 1578) und Georg Wicel († 1573) zu nennen. Einen hohen Standpunkt als Kanzelredner nahmen damals Joh. Wild († 1554) und Peter Canisius († 1598) ein. Als Muster populärer Beredsamkeit seiner Zeit kann Ulrich Megerle († 1709), bekannter unter dem Namen Pater Abraham a Sancta Clara, angesehen werden.

Auf eine höhere Stufe erschwang sich die Kanzelberedsamkeit in England durch Tillotson (geb. 1630), Sterne († 1768) u. Hugo Blair († 1800), in Frankreich durch Bossuet († 1704), Bourdaloue († 1704), Fenelon († 1715) und Massillon († 1742), und heut zu Tag glänzen als ausgezeichnete Kanzelredner Lacordaire (geb. 1802) und Ravignan. In Deutschland wurde eine heilsame Reform der geistlichen Beredsamkeit durch Mosheim, aus Lübeck († 1755) hervorgerufen. Unter der großen Anzahl vorzüglicher Kanzelredner, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geblüht haben oder unserer Zeit angehören, können hier nur folgende genannt werden: Giseke (gest. 1765), Adam Heim, Hofprediger zu Dresden (gest. 1769), J. Andr. Cramer (geb. zu Jöhstadt 1723 und gest. 1788), Zollikofer (geb. zu St. Gallen 1730, gest. 1788), Jerusalem (geb. zu Oberbrück 1709, gest. 1789), v. Werkmeister (geb. zu Füßen 1745, gest. 1823), Anton Jeanjean (geb. zu Schlettstadt 1727, gest. 1790), Spalding (geb. zu Triebsees in Pommern 1714, gest. 1804), Winkelhofer (geb. zu Munzing 1743, gest. 1806), Resewitz (geb. zu Berlin 1725, gest. 1806), Dietl (geb. zu Pressath 1752, gest. 1809), Sambuga (geb. zu Walldorf 1752, gest. 1815), Reinhard (geb. bei Sulzbach 1733, gest. 1812), Depisch (gest. 1800 als geistlicher Rath zu Würzburg), Dräseke (geb. zu Braunschweig 1774), Dereser (gest. 1827 als Domherr und Professor zu Breslau), Chr. Fr. Ammon (geb. zu Baireuth 1766), Schneider (geb. zu Brünn 1752, gest. zu Dresden 1818), J. M. Sailer (geb. zu Aresing 1751, gest. 1832 als Bischof zu Regensburg), Marezoll aus Plauen (gest. 1828), Schleiermacher (geb. zu Breslau 1768, gest. zu Berlin 1834), Schwäbl (geb. zu Reißbach in Unterbayern 1778, gest. 1841 als Bischof zu Regensburg), Stempfle, Professor der Theologie zu Dillingen, gest. 1844, Karl Egger, geb. zu Denklingen 1772, Domdecan in Augsburg, J. v. Hirscher, Professor der Theologie zu Freiburg, Förster, Domcapitular zu Breslau, Dr. Allioli, Domprobst in Augsburg, Melchior Diepenbrock, (geb. zu Bochold in Westphalen 1798), Domprediger zu Regensburg und ge-

genwärtig Fürstbischof zu Breslau, G. J. Saffenreuter, Professor zu Würzburg, Himioben, geb. zu Mainz 1807 und Pfarrer daselbst u. m. a.

Bei jedem Vortrage, sei er schriftlich oder mündlich, muß auf den Inhalt oder Stoff und auf die Form Rücksicht genommen werden. Der Stoff der Rede bildet den Hauptsatz oder das Thema mit dem ganzen Umkreise der darin liegenden Gedanken und Begriffe; unter der Form der Rede versteht man theils die Anordnung der einzelnen Gedanken, theils die Schreibart, theils den äußern Vortrag. Die Rhetorik handelt daher

A. vom Stoffe und zwar von der Erfindung desselben,

B. von der Form und zwar

I. von der Anordnung der Stofftheile,

II. von der Kunst des Ausdruckes oder der innern Darstellung,

III. von der Kunst der äußern Darstellung, wozu man auch das Memoriren als unerläßliche Bedingung des mündlichen Vortrages rechnet.

Ueber die Theile der Rhetorik sagt Cicero, übereinstimmend mit Quintilian: „Alle Kraft und Geschicklichkeit des Redners muß auf fünf Gegenstände bezogen werden. Zuerst muß er den Stoff zu seiner Rede erfinden, dann das Erfundene nicht allein an einander reihen, sondern auch einigermassen nach dem innern Gewichte mit Einsicht vertheilen und zusammensetzen, dann den nackten Entwurf durch das Gewand der Rede kleiden und schmücken, hierauf Alles mit dem Gedächtnisse zusammenhalten, endlich mit Würde und Anstand vortragen.“ Cic. de Oratore I. 31.

Erster Abschnitt.

Von dem Stoffe der Rede.

I. Von der Erfindung des Stoffes überhaupt.

Unter Erfindung (inventio) überhaupt versteht man die Hervorbringung solcher Gegenstände und Gedanken durch die Thätigkeit des menschlichen Geistes, welche vorher nicht vorhanden waren. In der Rhetorik bezeichnet das Wort Erfindung nicht nur die Wahl eines Gegenstandes (Stoff, Thema, Hauptsatz), über welchen gesprochen werden soll, sondern auch die Auffindung des ganzen Gedanken- und Ideenkreises (Materiale, Stofftheile), der den gewählten Gegenstand in ein helleres Licht setzt und den Redner in der Erreichung seines Zweckes unterstützt.

Die Erfindung läßt sich demnach von einer dreifachen Seite betrachten: 1) als Erfindung des Hauptsatzes (propositio, quaestio), 2) als Erfindung der zur Beleuchtung des Hauptsatzes dienenden Nebengedanken und der schicklichen Eintheilung derselben (partitio) und 3) als Erfindung der Beweisgründe für die aufgestellten Behauptungen.

Da nun das Thema oder der Hauptsatz den Inhalt der ganzen Rede bestimmt, dieser aber höchst mannigfaltig seyn kann; so müssen die Reden selbst von eben so verschiedener Art seyn, als die zu behandelnden Gegenstände. Um aber eine leichtere Uebersicht über die verschiedenen Arten der Rede zu gewinnen, können wir sie mit den Alten in drei Classen eintheilen, nämlich

a) in Gelegenheitsreden, von den Römern bezeichnende oder ausführende — orationes demonstrativae — genannt, die sich entweder mit dem Lobe oder Tadel eines Subjektes beschäftigen, dort um die Zuhörer zu gleich rühmlichen und edlen Handlungen zu entflammen, hier um ihnen einen Abscheu gegen das Laster und erniedrigende Thaten zu erregen. Ferner sind zu dieser Classe Glückwünschungs-, Einweihungs-, Leichenreden und solche zu zählen, welche die Erörterung eines wissenschaftlichen Gegenstandes zu ihrem Inhalte haben;

b) in berathschlagende oder Staats-Reden (orationes deliberativae). Zu diesen bieten den Stoff die öffentlichen Angelegenheiten, welche in einer Raths- oder Volksversammlung erörtert werden, um entweder zu einem Unternehmen oder zur Einführung eines Gesetzes rc. rc. zu rathen oder die verwerfliche Seite desselben zu beleuchten. Diese Art der Beredsamkeit erhielt durch die Einführung constitutioneller Verfassungen wieder neues Leben;

c) in gerichtliche Reden (orationes judiciales vel concionales), in welchen streitige Rechtsfälle vor den Richtern auseinander gesetzt werden, in deren Macht es steht, eine Streitsache nach den bestehenden Gesetzen zu entscheiden und das „Schuldig" oder „Nicht schuldig" auszusprechen. Diese Art der Reden hat es also hauptsächlich mit Anklagen und Vertheidigungen zu thun und findet ihre Anwendung nur in denjenigen Staaten, in welchen das öffentliche Gerichtsverfahren eingeführt ist. Hiezu kommt noch

d) die seit der Einführung des Christenthums gebräuchliche Kanzelrede, deren Aufgabe darin besteht, daß sie die Wahrheiten der christlichen Religions- und Sittenlehre in zusammenhängendem Vortrage darstelle und jene heilige, das ganze Gemüth umfassende und ergreifende, in Gesinnung und That sich aussprechende Richtung des Geistes auf das Ewige hervorbringe, die man christliche Erbauung nennt. Die Anweisung dazu heißt Homiletik.

II. Von der Erfindung des Hauptsatzes.

Der Gegenstand, über welchen gesprochen werden soll, oder das Thema ist dem Redner entweder gegeben, und dann hat er sich bloß mit der Auffindung des ganzen Gedanken- und Ideen-Kreises, der ihm seinen Zweck erreichen hilft, zu beschäftigen, oder die Wahl des Thema hängt von seinem eigenen Belieben ab, wobei er dann Folgendes zu beachten hat:

1. Muß er sehen, ob er auch des Gegenstandes, über den er sprechen will, mächtig, ob er mit demselben nach allen seinen verschiedenen Verzweigungen vertraut sei, ob er alle Rücksichten genau kenne, die man bei demselben zu nehmen hat, damit er nicht Gefahr laufe, eine Blöße vor seinen Zuhörern zu geben. Trefflich spricht diese Vorschrift und den Erfolg ihrer Beobachtung Horaz in seinem Briefe an die Pisonen durch folgende Worte aus: „Ihr, die ihr schreiben wollt, vor allen Dingen wählt einen Stoff, dem ihr gewachsen seid, und wäget wohl vorher, was eure Schultern vermögen oder nicht, eh' ihr

die Last zu tragen übernehmt. Wer seinen Stoff so wählte, dem wirds an Gedanken und Klarheit nie, auch nie an Ordnung fehlen."

2. Muß der Redner prüfen, ob sein Hauptsatz nichts seinem Alter, seinem Stande und Charakter Widersprechendes enthalte; ob er den Zeit- und Ortsumständen angemessen sey, unter denen er spricht, und ob sich sein Hauptsatz überhaupt zu einer rednerischen Bearbeitung eigne. Nicht weniger muß er auch

3. den Stand, das Alter und die Fassungskraft seiner Zuhörer berücksichtigen, damit seine Rede nichts enthalte, was den Zuhörern unverständlich bliebe oder gar ihre Bedürfnisse nicht befriedigte; damit nichts Anstössiges, nichts Beleidigendes mit einfließe. Fernere Eigenschaften eines gut gewählten Hauptsatzes sind:

4. Kürze, Klarheit und Bestimmtheit. Auch muß er, wo möglich, durch Neuheit und Schönheit das Interesse der Zuhörer für sich gewinnen, doch darf er nie rein allegorisch seyn, wie z. B. „der verstorbene Fürst glich der untergehenden Sonne."

III. Von der Erfindung und Eintheilung der Stofftheile.

Hat der Redner sein Thema mit Rücksicht auf die gegebenen Vorschriften gewählt, so besteht sein nächstes Geschäft in der Auffindung des ganzen Umkreises von Gedanken und Ideen, welche zur Ausführung des Hauptsatzes nothwendig gehören, und in der schicklichen Eintheilung derselben.

Zur Auffindung der Stofftheile wird eine allseitige Erwägung des Gegenstandes, über den man sprechen will, und eine genaue Bekanntschaft mit demselben erfordert. Hat man den Gegenstand genau durchdacht und ist man mit demselben innig vertraut, so wird die Auffindung des Gedanken- und Ideenkreises nicht schwer fallen, und der Redner muß nur auf eine passende Eintheilung (partitio) dieser Stofftheile denken, d. h. jene Gedanken aufzählen, die er weiter durchführen und seinen Zuhörern darlegen will.

Diese Eintheilung erscheint aus mehrfachen Gründen als unerläßliche Pflicht des Redners und zwar a) weil sie die Uebersicht der ganzen Rede erleichtert, b) die allzu große Wort- und Gedankenfülle, welche leicht in üppige Ausschweifungen ausarten könnte, zurückhält, c) das Gedächtniß des Redners unterstützt und d) weil sie die Zuhörer gegen Ermüdung sichert, wie die in bestimmten Enfernungen aufgestellten Meilenzeiger dem Wanderer den Weg, den er zu machen hat, zu verkürzen scheinen.

Zu einer richtigen Eintheilung der aufgefundenen Stofftheile wird erfordert: a) Sie muß vollständig seyn, d. h. die einzelnen Theile zusammengenommen müssen das Ganze, welches eingetheilt wird, umfassen. Es dürfen b) der einzelnen Theile nicht zu viele seyn, und mehr als drei möchten sich in der Regel kaum schicken, weil eine Zerstückelung in zu viele Theile das Gedächtniß des Zuhörers ermüdet und die Aufmerksamkeit schwächt. Doch läßt sich die Anzahl der Theile nicht immer strenge an ein bestimmtes Gesetz binden, da es auch Fälle geben kann, in denen die Eintheilung in mehr als drei Theile geschehen muß. c) Müssen die Theile genau von einander geschieden seyn, und keiner darf den andern in sich einschließen. d) Darf die Eintheilung nicht gesucht, nicht auf Schrauben gestellt seyn, weil der Redner dadurch leicht den Schein gegen sich erregen könnte, als wollte er auf Täuschung ausgehen. e) Müssen die Theile in derselben Ordnung abgehandelt werden, in der sie aufgezählt worden sind. Uebrigens ist es Pflicht des Redners, bei Aufzählung und Durchführung der einzelnen Theile, sowie überhaupt bei allen Uebergängen die schulgerechte kahle Form durch Mannigfaltigkeit und schöne Wendungen zu verschleiern, damit nicht auf Kosten des Erkenntniß-Vermögens der Zuhörer ihre übrigen geistigen Kräfte unbefriedigt bleiben. In dieser Beziehung wird immer Cicero als vorzüglichstes Muster dienen.

Die Einwendungen, welche manche gegen die Eintheilung machen, weil dem Redner einer der Theile, die er durchzuführen versprochen habe, leicht aus dem Gedächtnisse entfallen und ihm noch Manches im Verlaufe der Rede einfallen könne, was er in der Eintheilung vergessen habe, treffen entweder nur ungeübte Redner oder solche, die ihren Stoff nicht sorgfältig durchdacht haben, und verdienen deßwegen keine Berücksichtigung.

IV. Von der Erfindung der Beweise.

Eine weitere Aufgabe des Redners ist die Erfindung der Beweise d. h. solcher Sätze und Gedanken, durch welche der Zuhörer die Wahrheit aufgestellter Behauptungen, gegen die man noch Zweifel erheben kann, einzusehen im Stande ist. So wichtig und nothwendig übrigens auch die Erfindung der Beweise für den Redner ist, da er ohne gründliche Beweisführung, selbst bei der größten Kunst, die Gemüther der Zuhörer durch eine anziehende Sprache und durch geschickte Wendungen für sich zu gewinnen, nie oder doch nur selten zum erwünschten Ziele gelangen kann; so vergeblich sind die Bemühungen eine An-

weisung zu geben, welche in den Stand setzen könnte, für jeden Gegenstand passende Beweise mit Sicherheit aufzufinden. Denn einmal sind die Beweise selbst so unendlich mannigfaltig als die abzuhandelnden Gegenstände, und dann läßt sich Gründlichkeit und Ueberzeugung nur durch eine genaue und vielseitige Kenntniß des abzuhandelnden Gegenstandes erringen und kann nur aus dem Innern der Sache selbst geschöpft werden. Ein glückliches Rednertalent, tiefes, ernstes und wiederholtes Nachdenken sind die sichersten Leitsterne zur Auffindung der Beweise.

Die Rhetoriker der Alten suchten dieses durch die sogenannten Gemeinplätze (loci communes, topica vel sedes argumentorum) zu erreichen und verstanden darunter gewisse allgemeine, auf verschiedene Gegenstände anwendbare Begriffe, welche der Redner jedesmal in Erwägung ziehen sollte, um den zu seinem Vortrage erforderlichen Stoff und die Beweise aufzufinden. Sie unterschieden innere (intrinseci) und äußere (extrinseci) Gemeinplätze d. h. solche, welche allen Gattungen der öffentlichen Vorträge gemein, und solche, welche gewissen einzelnen Arten derselben eigenthümlich sind. Die Begriffe von Gattung (genus), Art (species), Ursache und Wirkung (causa et effectus,) Gleichheit und Widerspruch (similia, dissimilia, contraria, pugnantia), Erklärung (definitio), Umstände der Zeit und des Ortes (tempus, locus) u. dgl. gehörten zu den innern Gemeinplätzen. Für die besondern Arten der Vorträge hatten sie ihre sogenannten locos personarum et rerum. In den demonstrativen Reden waren die Quellen des Lobes und des Tadels einer Person: Geburt, Vaterland, Erziehung, Verwandte, Lebensart, Geistes- und Körpers-Eigenschaften, Glücksumstände, Würden und andere Verhältnisse dieser Art. Bei den Berathschlagungs-Reden stellten sie als Rücksichten, die man bei Empfehlung und Verwerfung öffentlicher Maßregeln zu nehmen habe, folgende auf: Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit, Leichtigkeit der Ausführung, Vortheile, Vergnügen, Ruhm, Beistand von Freunden, Demüthigung von Feinden u. dgl.

Bei jedem Beweise müssen wir von einem Satze ausgehen, der keiner weitern Begründung bedürftig, sondern für sich klar und sonach keinem Zweifel unterworfen ist. Zu solchen Sätzen gelangen wir auf doppeltem Wege, nämlich auf dem der Erfahrung und auf dem der Vernunftschlüsse. Im erstern Falle heißt der Beweis ein unkünstlicher, und als solche Beweise dienen der Eid, das Eingeständniß, Zeugen, Urkunden, Gesetze, Gerüchte 2c. 2c., sowie man überhaupt unter Erfahrung die Wahrnehmung durch die Sinne versteht;

im letztern Falle heißt der Beweis ein künstlicher oder überlegter. Das Nähere über die Beweisführung durch Vernunftschlüsse und über die Anordnung der Beweise wird weiter unten folgen.

Zweiter Abschnitt.

Von der Form der Rede.

I. Von der Anordnung der Stofftheile.

Die Anordnung oder Vertheilung (dispositio) besteht darin, daß man die aufgefundenen Stofftheile schicklich zu einem Ganzen verbinde. Hiebei folgen wir der Leitung der Natur. Denn da der Redner nicht nur verstanden werden will, sondern auch das Gemüth und den Willen der Zuhörer nach seinem Wunsche zu stimmen sucht; so schickt er a) gleich einem Bittenden Manches voraus, um sich hiedurch das Wohlwollen und die Gunst derselben zu verschaffen; b) gibt er, wie ein Bittender, in Kürze die Ursache an, warum er gekommen sey oder zu ihnen spreche; c) unterstützt er die Ursache seines Auftretens durch mancherlei Gründe, widerlegt d) jene Gründe, welche entweder scheinbar oder wirklich seinem Zwecke im Wege stehen, und liegt endlich e) mit inständigen Bitten an, macht Versprechungen und bietet Alles auf, um die Zustimmung der Zuhörer zu erlangen.

Auf diese Weise erhalten wir folgende fünf Theile der Rede, in die wir die aufgefundenen Stofftheile vertheilen müssen, nämlich a) den Eingang (exordium), b) den Hauptsatz und die Eintheilung (propositio und partitio), und wo es nöthig ist, auch die Erzählung eines Thatbestandes (narratio), c) die Beweisführung (confirmatio vel argumentatio), d) die Widerlegung der Gründe unserer Gegner (refutatio) und endlich e) den Schluß (peroratio vel epilogus).

1. Von dem Eingange.

Der Eingang hat die Bestimmung, den Zuhörer auf den Gegenstand des Vortrages vorzubereiten. Diese Vorbereitung kann, nach

Quintilians Vorschrift, *) vorzüglich dadurch erzielt werden, daß sich der Redner a) die Gunst und Gewogenheit seiner Zuhörer zu verschaffen sucht (captatio benevolentiae), b) daß er ihre Aufmerksamkeit weckt und spannt, c) daß er sie mit den nöthigen Begriffen und Vorkenntnissen bekannt macht, welche zum leichtern Verstehen des abzuhandelnden Gegenstandes erforderlich sind; nicht als ob der Redner auf diese drei Punkte im Verlaufe der Rede keine Rücksicht mehr zu nehmen hätte, sondern weil sie für den Anfang um so nothwendiger sind, je leichter er sich durch dieselben den Zutritt zu den Herzen der Zuhörer bahnen und sie so für sich gewinnen kann.

Die Gunst und Gewogenheit der Zuhörer verschafft sich der Redner entweder durch seine eigene Person oder durch die der Zuhörer oder durch den abzuhandelnden Gegenstand selbst. Durch seine eigene Person vermag er dieß, wenn er zeigt, wie er nur für ihr Bestes besorgt sey, wie er sich schon um dieselben verdient gemacht habe, und wie ihm nur die gute Sache am Herzen liege. Hat er sich vielleicht schon mancher Beweise des Wohlwollens von Seite der Zuhörer zu erfreuen gehabt, so wird eine bescheidene Erwähnung derselben sehr günstig für seinen Plan wirken (vergl. Cic. pro lege Manilia c. 1). Besonders vortheilhaft ist es hier für den Redner, zeigen zu können, daß er ein Mann von festem Charakter und untadelhaften Sitten sey. Dabei ist aber demselben nicht genug zu empfehlen, daß er mit äußerster Bescheidenheit zu Werke gehe und ja nicht den geringsten Schein von Eigenliebe und stolzer Anmassung blicken lasse, wodurch er leicht die Achtung und das Vertrauen seiner Zuhörer verlieren könnte.

Zuneigung kann der Redner auch dadurch erlangen, daß er seine Zuhörer von ihrer moralischen Seite rühmt und zu erkennen gibt, wie sie gerade jene Tugend, die sein Zweck und der abzuhandelnde Gegenstand erfordert, in einem hohen Grade besäßen. Nur muß er dabei jedem Verdachte von Schmeichelei, durch die er nur den gerechten Unwillen der Zuhörer auf sich laden würde, zu entgehen suchen.

Das Wohlwollen der Zuhörer kann sich der Redner endlich durch den abzuhandelnden Gegenstand selbst verschaffen, wenn er die Kunst versteht, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer für denselben zu wecken, zu spannen und auf's Höchste zu steigern. Er bittet sie dann um ihre gütige Aufmerksamkeit, verspricht angenehme, wichtige, merkwürdige, unerhörte und besonders nützliche Gegenstände, und zwar in möglichster

---

*) Id fieri tribus maxime rebus, inter auctores plurimos constat, si benevolum, attentum, docilem fecerimus auditorem. Quint. IV. 1.

Kürze vortragen zu wollen. Eine Hauptpflicht ist es aber dann für den Redner, wenn er die Erwartung der Anwesenden aufs Höchste gespannt hat, sie nicht durch leere Versprechungen hinzuhalten, sondern diesen treu zu bleiben und sie zu erfüllen; denn sonst würde er den Unwillen der Zuhörer erregen, die guten Eindrücke, die er auf sie gemacht hat, verwischen und sich so von seinem Ziele nur entfernen, statt sich demselben zu nähern.]

Fragt man, woher der Stoff zum Eingange genommen werden könne, so mag zur Beantwortung Folgendes dienen: Der Redner überdenke vorerst genau den Gegenstand seines Vortrages und erwäge, in wessen Gegenwart, wem zum Nutzen oder Nachtheile, unter welchen Zeit- und Orts-Verhältnissen er spreche, wie die Stimmung seiner Zuhörer sey, ob sie vielleicht schon in einem Vorurtheile befangen seyen oder sich in welch' immer für einer Absicht versammelt haben. Hat er diese Umstände genau überdacht, so wird ihm leicht einer der erheblichsten den Stoff zum Eingange der Rede darbieten. Vorzüglichen Nutzen gewährt es auch, die Eingänge, mit denen die Redner des Alterthums ihre Vorträge eröffneten, gründlich durchzugehen und besonders darauf zu sehen, woher sie genommen und in welcher Verbindung sie mit dem Gegenstande selbst stehen.

Soll der Eingang den Forderungen der Kunst entsprechen, so muß er nebst den angeführten Eigenschaften noch folgende besitzen:

a) Er muß leicht und natürlich und wo möglich von dem Gegenstande selbst hergenommen seyn. Fehlerhaft sind daher jene Eingänge, welche, von allgemeinen Sätzen abgeleitet, in keiner nähern Verbindung mit dem Gegenstande des Vortrages stehen und folglich nur als abgebrochene Stücke erscheinen, die man eben so gut jeder andern Rede hätte vorsetzen können. Zweckdienlich ist daher der Rath Mancher, den wesentlichen Inhalt der Rede erst kurz zu entwerfen, die Theile derselben genau zu überdenken und dann für einen schicklichen und natürlichen Eingang zu sorgen.

b) Der Redner muß vorzüglich im Eingange auf ungekünstelte Schönheit und Richtigkeit des Ausdruckes bedacht seyn, weil die Zuhörer in diesem Theile der Rede, wo ihre Aufmerksamkeit noch nicht von dem Gegenstande selbst beschäftigt wird, zur strengen Beurtheilung des Vortrages aufgelegt sind.

c) Man fordert von einem guten Eingange Bescheidenheit, die sich nicht nur in den Gedanken und Ausdrücken, sondern in dem ganzen Wesen des Redners, in seinen Mienen und Geberden wie in dem Tone

seiner Stimme äußern muß. Achtung und Ehrfurcht bezeige man seinen Zuhörern, sey aber dabei weit von jeder Erniedrigung und Herabsetzung seiner selbst entfernt.

d) Ferner darf der Eingang keinen wesentlichen Theil der Rede hinwegnehmen, weil dadurch, daß sich dieser Theil in der Folge wiederholt, der Reiz der Neuheit verloren geht, und bei den Zuhörern leicht Ueberdruß erzeugt wird.

e) Endlich muß der Eingang seiner Länge und Beschaffenheit nach mit der Rede in genauem Verhältnisse stehen — seiner Länge nach, weil man sich nichts Unschicklicheres denken kann, als die Aufführung eines langen Säulenganges vor einem kleinen Gebäude; der Beschaffenheit nach, weil es nicht minder unschicklich ist, den Säulengang eines einfachen Wohnhauses mit stolzen Zierrathen zu überladen.

Sollte aber der Gegenstand so beschaffen seyn, daß die bloße Erwähnung desselben natürlicher Weise Leidenschaften hervorruft, oder wenn die Gegenwart irgend einer Person oder eines Gegenstandes den Redner plötzlich entflammt; so rechtfertigen diese Umstände den sogenannten abgebrochenen Eingang (exordium ex abrupto), welcher nicht auf alle oben angegebenen Eigenschaften Rücksicht zu nehmen hat. Man vergleiche den Eingang der ersten Catilinarischen Rede des Cicero.

2. Von dem Hauptsatze, der Eintheilung und Erzählung.

Was den Hauptsatz der Rede, die Eintheilung der Stofftheile und ihre nothwendigen Eigenschaften betrifft, so wurde das Nähere hierüber schon oben angegeben, und es ist hier nur dieses noch zu bemerken, daß der Hauptsatz und die Eintheilung der Stofftheile gleich nach dem Eingange ihre Stelle finden, oder wenn eine Erzählung nöthig ist, auf diese folgen. Macht aber die Erzählung einen Theil der Beweisführung aus, so folgt die Erzählung auf den Hauptsatz.

Erfordert nämlich der abzuhandelnde Gegenstand eine Erzählung (narratio), so schließt sich diese an den kurzen Eingang an und ist dann selbst nur ein Theil des Einganges, wodurch zugleich der dritten Anforderung, die die Alten an den Redner in Bezug auf den Eingang machten, nämlich daß er den Zuhörer lernbegierig mache, zum Theile genügt wird. Nothwendig ist die Erzählung in den gerichtlichen Reden,

wo sie aber meistens einen Theil der Beweisführung bildet. Seltener findet sie in den übrigen Arten der Rede eine Stelle.

Von einer gelungenen Erzählung fordert man Deutlichkeit und Bestimmtheit, Kürze und Glaubwürdigkeit.

Deutlich und bestimmt nennen wir die Erzählung, wenn sie eine leichte Einsicht dessen gestattet, was sich ereignet hat, und wenn sie die Umstände, unter denen die Begebenheit vor sich ging, genau erkennen läßt. Zu dieser Deutlichkeit gelangt der Redner, wenn er die Zeitfolge und den Wechsel der Umstände genau in seiner Erzählung einhält, d. h. wenn er das, was in der Zeit zuerst vorging, auch zuerst setzt; ferner wenn er keinen wesentlichen Umstand d. h. keinen solchen wegläßt, ohne welchen der Vorfall nicht richtig beurtheilt werden kann. Zur Bestimmtheit gelangt der Redner, wenn er stets nur die bezeichnendsten Ausdrücke wählt, welche aber weder gemein noch gesucht noch ungewöhnlich seyn dürfen.

Den Vorzug der Kürze theilt die Erzählung, wenn sie mit der Auseinandersetzung einer Begebenheit da beginnt, wo diese in den vorzutragenden Gegenstand eingreift, und wenn sie nicht weiter fortgesetzt wird, als es dieser zu seiner Verständigung verlangt, und wenn sie endlich keinen außerwesentlichen Gegenstand aufnimmt und Alles wegläßt, was die Erkenntniß nicht fördert. Es kann nämlich eine Erzählung in den einzelnen Theilen sehr kurz, aber als Ganzes betrachtet, doch zu lange seyn. Diesen Fehler hat folgende von Quintilian angeführte Erzählung: „Ich kam in den Seehafen, sah von ferne ein Schiff, fragte, um welchen Preis es fahre, ward darüber einig, stieg ein, die Anker wurden gelichtet, wir stießen vom Bord und fuhren ab." Quintilian bemerkt hiezu: Nichts hievon kann, einzeln genommen, kürzer gesagt werden, aber es genügt zu sagen: „Ich schiffte aus dem Hafen ab."

Auf der andern Seite muß der Redner aber auch Dunkelheit zu vermeiden suchen, in welchen Fehler leicht jene verfallen, welche allzu wortkarg Gedanken auf Gedanken häufen, wobei durch ein fehlendes Wort oft ein großes Mißverständniß veranlaßt werden kann.

Glaubwürdigkeit erhält vor Allem die Erzählung dadurch, daß wir Nichts, was der Natur zuwiderlauft, vorbringen; daß wir die Ursachen und Beweggründe der Handlungen vorausschicken, besonders diejenigen, welche einen größern Einfluß auf die Beurtheilung und Entscheidung des vorliegenden Falles haben; endlich daß wir den Charakter der Personen so darstellen, daß er mit ihren Handlungen übereinstimmt, indem wir z. B. denjenigen, der eines Diebstahles beschuldigt ist, als

habsüchtig, einen Mörder als tollkühn u. s. w. bezeichnen, oder indem wir bei Vertheidigungen Orts- und Zeitumstände aufs Genaueste berücksichtigen.

Nach Quintilians Urtheil bedarf nebstdem die Erzählung mehr, als irgend ein anderer Theil der Rede, der Grazie und Anmuth, indem er sagt: „Ich für meine Person glaube, daß, wenn irgend ein Theil der Rede, die Erzählung allen Schmuck und Schönheit haben müsse." Instit. orat. IV. 2. Und Cicero gibt uns in seinem Werkchen de partitione oratoria c. 9. die Eigenschaften einer anmuthigen Erzählung in folgenden Worten an: „Anmuthig ist die Erzählung, wenn sie wunderbare Ereignisse, Spannung der Erwartung, unvermuthete Ausgänge, dazwischen Gemüthsbewegungen, Unterredungen betheiligter Personen, Aeußerungen von Schmerz, Erbitterung, Furcht, Freude, Begierde enthält." Vergleiche Cic. de orat. II. 80. Als Muster gelungener Erzählungen gelten Cic. pro Milone c. 9—10; Cic. in Catilinam III.

3. Von der Beweisführung.

Durch die Beweisführung (argumentatio), welche, wo nicht der wichtigste, doch einer der einflußreichsten Theile der Rede ist, wird der Hauptsatz mit seinen Nebensätzen, von deren Wahrheit der Redner seine Zuhörer zu überzeugen sucht, erhärtet und gleichsam durch eine Schutzmauer gegen die Anfälle der Gegner gesichert. Sie besteht daher zunächst in einer geschickten Behandlung der aufgefundenen Beweise durch eine solche Stellung und Anordnung derselben, daß der zu beweisende Satz als nothwendige Folge aus denselben hervorgeht.

Daß die Beweisführung von vorzüglicher Wichtigkeit ist, geht aus dem Endzwecke der Beredsamkeit hervor. Der Redner soll sich ja sowohl des Urtheils als der Empfindungen der Zuhörer bemächtigen oder auf den Willen derselben einwirken. Nun läßt sich aber bloß durch Beweise die Wahrheit eines Urtheils darthun und nur durch die Annahme desselben auf den Willen der Zuhörer wirken: sonach bleibt ohne Beweisführung der Zweck des Redners unerreicht.

Die Beweise, d. h. solche Sätze und Gedanken, welche dazu dienen, aufgestellte Behauptungen als wahr hinzustellen und die Zweifel, welche noch über sie obwalten könnten, zu heben, werden hinsichtlich der Größe ihrer Beweiskraft eingetheilt in sichere, in glaubliche oder wahrscheinliche und in zweifelhafte.

Zu den sichern Beweisen (argumenta certa) rechnet man a) die Sinneswahrnehmungen z. B. das, was man mit eigenen Augen

gesehen oder selbst mitangehört hat; b) solche Ansichten und Meinungen, welche bei Allen Glauben und Beifall gefunden haben und so tief eingewurzelt sind, daß sie selbst von unsern Gegnern nicht widerlegt werden können z. B. daß den Eltern Ehrfurcht von ihren Kindern gebühre; c) Gesetzes-Bestimmungen und allgemein angenommene Sitten.

Als glaubliche oder wahrscheinliche Beweise (argumenta probabilia) gelten: a) jene Fälle, deren Eintreffen als Regel angenommen wird z. B. daß die Kinder von ihren Eltern geliebt werden; b) solche Umstände, welche nach dem allgemeinen Dafürhalten fast gewiß sind, z. B. daß derjenige, welcher heute vollkommen gesund ist, morgen noch lebe; c) endlich dasjenige, was den offenen Schein von Wahrheit für sich hat, z. B. daß ein Diebstahl in einem Hause von demjenigen verübt worden sey, der sich gerade zu der Zeit, als gestohlen wurde, in dem Hause befand.

Zweifelhafte Beweise (argumenta dubia) sind solche, welche nicht im Stande sind, volle Gewißheit zu bewirken, sondern uns zum Theile in Ungewissheit lassen. Das Wirkliche oder Wahre, selbst das bloß Glaubliche oder Wahrscheinliche kann hier zum Beweise dessen, was zweifelhaft ist, angewandt werden. Gesetzt es sei zweifelhaft, ob alle Freunde des Catilina zusammengeschworen hätten, so nimmt man das Wahrscheinliche, nämlich daß Leute, welche sehr verschuldet sind, kein Vermögen besitzen und doch kostspielig leben, leicht zu einer Verschwörung sich verleiten lassen.

Die Beweisführung ist entweder die philosophische (philosophica) oder die rednerische (rhetorica sive oratoria). Beide unterscheiden sich dadurch von einander, daß jene die einzelnen Sätze nackt und einfach in einer bestimmten Ordnung und ohne allen Schmuck hinstellt, diese dagegen auf die Anordnung, Erweiterung und Ausschmückung der einzelnen Sätze allen Fleiß verwendet.

Die Beweisführung geschieht vorzüglich durch Schlüsse. Ein Schluß (ratiocinium) ist die Ableitung der Wahrheit eines Satzes oder Urtheiles aus andern anerkannt wahren Urtheilen. Denn jedes Urtheil, welches mit andern anerkannt wahren Urtheilen in nothwendiger Verbindung steht, muß selbst wahr seyn.

Die vorzüglichsten Schlußarten, deren sich der Redner bedient, sind: der Syllogismus, das Enthymema, das Dilemma, der Sorites und die Induktion.

Der Syllogismus (syllogismus, ratiocinatio) ist diejenige Schlußart, in welcher zwei Sätze, die man Vordersätze (praemissa)

nennt, so mit einander verbunden sind, daß der zu beweisende Satz als nothwendige Folge aus den beiden Vordersätzen von selbst hervorgeht. Der erstere der beiden Vordersätze, der Obersatz (major) genannt, muß ein an sich klarer, unleugbarer Satz, eine allgemein anerkannte Wahrheit seyn (z. B. Alle Menschen sind sterblich). Der zweite Vordersatz, der Untersatz (minor) genannt, subsumirt unter den Gattungsbegriff d. h. unter das Subjekt des Obersatzes einen Artbegriff, so daß dieser nun Subjekt und der Gattungsbegriff oder das Subjekt des Major zum Prädikate des Minor wird (z. B. Cajus ist ein Mensch). Sind diese beiden Sätze nach der angegebenen Art geordnet, so folgt der Schlußsatz (conclusio) als nothwendig aus denselben. Im Schlußsatze bleibt nämlich das Subjekt des Minor das Subjekt, dem das Prädikat des Major als Prädikat beigesellt wird (z. B. folglich ist Cajus sterblich).

Der Redner begnügt sich aber nie mit dieser kahlen, bloß für das Erkenntniß-Vermögen berechneten Schlußweise, sondern er sucht die schulgerechte Form dieses Schlusses, so wie der folgenden Schlußarten, so viel als möglich zu verwischen. Dieß geschieht vorzüglich durch Erweiterung und Bestätigung der einzelnen Sätze, die er umschreibt und in schönen Wendungen wiederholt, ferner durch eine klare und lebhafte Darstellung der Begriffe, um zugleich auf das Gefühls-Vermögen einzuwirken. Ein schönes Beispiel gibt uns Cicero in seiner Rede für den Manilischen Gesetzes-Vorschlag. Hier erweitert er den Major: „Den Oberbefehl des Heeres muß man einem Manne anvertrauen, der die Feldherrntugenden in hohem Grade besitzt, und dem auch das Glück zur Seite steht,“ so: „Ich bin nämlich der Meinung, daß einem Maximus, Marcellus, Scipio, Marius und den übrigen großen Feldherrn nicht allein wegen ihrer Tapferkeit, sondern auch wegen ihres Glückes öfter Befehlshaberstellen übertragen und Heere anvertraut worden seyen. Denn sicher stand manchen großen Männern durch göttliche Fügung gewissermassen das Glück zur Seite bei ihrer Erhebung, ihrem Ruhme und der glücklichen Ausführung ihrer Großthaten.“

Den Minor: „Dem Pompejus, der alle Feldherrntugenden in hohem Grade besitzt (was im Vorausgehenden bereits erwiesen wurde) stand aber stets das meiste Glück zur Seite“ erweitert er so: „Ueber das Glück dieses Mannes aber, von welchem jetzt die Rede ist, will ich mich mit Mäßigung aussprechen, so daß ich nicht behaupte, das Glück stehe in seiner Gewalt, sondern daß wir

uns an das Vergangene zu erinnern, das Zukünftige zu hoffen scheinen, damit unser Vortrag nicht entweder den unsterblichen Göttern verhaßt oder undankbar erscheinen möge. Ich will daher nicht rühmen, Quiriten, wie große Thaten dieser Mann im Frieden und Kriege, zu Land und zur See, und mit welchem Glücke er sie ausgeführt habe: wie seinen Wünschen nicht allein die Bürger stets beigestimmt, die Bundesgenossen sich gefügt, die Feinde gehorcht, sondern auch wie Winde und Wetter nach ihm sich gerichtet haben. Nur das will ich in möglichster Kürze aussprechen, daß Niemand je so unverschämt gewesen, daß er von den unsterblichen Göttern so viele und so große Dinge im Stillen sich zu wünschen gewagt hätte, als diese Götter dem Cn. Pompejus verliehen haben. Daß dieß ihm eigen und beständig verbleibe, müßt ihr, Quiriten sowohl des allgemeinen Besten und des Reiches als um des Mannes selbst willen, wie ihr es auch thut, wollen und wünschen."

Den Schlußsatz: „Folglich muß Pompejus zum Feldherrn erwählt werden" führt er so aus: „Da nun der Krieg so nothwendig ist, daß man ihn nicht vernachlässigen darf; so wichtig, daß er mit der größten Sorgfalt geführt werden muß, und da ihr an die Spitze desselben einen Feldherrn setzen könnt, welcher außerordentliche Kriegskenntniß, ausgezeichnete Tapferkeit, das glanzvollste Ansehen, ein hervorragendes Glück besitzt; tragt ihr noch Bedenken, Quiriten, dieses so große Gut, das euch von den unsterblichen Göttern dargeboten und verliehen ist, zur Erhaltung und Vergrößerung des Staates zu verwenden?"

Das Enthymema (enthymema von ἐνθυμέομαι ich behalte im Sinne) ist ein Syllogismus, in welchem nur Eine von den Prämissen ausdrücklich gesetzt, die andere im Gedanken zurückbehalten wird, daher auch seine Benennung syllogismus truncatus, mutilus oder imperfectus. Die ausgelassene Prämisse, sey sie Obersatz oder Untersatz, kann man übrigens leicht hinzudenken. Als Beispiel diene folgendes Enthymema aus der Rede des Cicero pro Milone c. 16: „Einen Mann also, den er nicht tödten wollte, obwohl es zu Jedermanns Gefallen geschehen wäre, den wollte er umbringen, während Einige sich darüber hätten beschweren können? Einen Mann, den er nicht zu tödten wagte, wo er es mit Recht, durch Ort und Zeit begünstigt und ungestraft thun konnte, diesen zu tödten sollte er kein Bedenken getragen haben, wo es nur mit Unrecht, an ungelegenem Orte, zur Unzeit und mit Gefahr des eigenen Lebens möglich war?" Hier fehlt der Obersatz, welcher so ergänzt werden kann: „Niemand wird wohl glauben, daß derjenige,

der einen Andern nicht tödten wollte, obschon er es ungestraft hätte thun können, ihn zu der Zeit habe tödten wollen, wo er es nicht ohne die größte Gefahr für sein eigenes Leben hätte thun können."

Das Dilemma ist ein Syllogismus, dessen Obersatz aus einem hypothetisch-disjunktiven Urtheile besteht und daher einen hypothetischen Vordersatz und einen disjunktiven Nachsatz hat. In der zweiten Prämisse oder im Untersatz wird der disjunktive Nachsatz des Major, und in der Conclusion der hypothetische Vordersatz des Major aufgehoben. Ist die Disjunktion des Obersatzes mehr- als zweigliedrig, so entsteht ein Polylemma. Durch diesen Syllogismus soll eine falsche Behauptung aus ihren falschen Folgen widerlegt werden. Weil er nun der Behauptung des Gegners die falschen Folgen in den beiden Trennungsgliedern gleichsam wie Hörner entgegenhält, so nannten ihn die Alten syllogismus cornutus. Als Beispiel diene: (Obersatz) Wenn es für den Menschen kein Fortschreiten gibt in Wissenschaft und Kunst, so muß der Mensch entweder ein vernunftloses Wesen oder die höchste Vernunft selbst seyn; (Untersatz) nun ist aber der Mensch weder ein vernunftloses Wesen noch die höchste Vernunft selbst: (Schlußsatz) also gibt es für den Menschen ein Fortschreiten in Wissenschaft und Kunst.

Dabei muß man sich aber hüten, daß das Dilemma nicht umgekehrt werden könne gegen die Behauptung und den Zweck desjenigen, der es macht, sonst wird weder das eine noch das andere erhärtet. Beispiele hievon sind das Dilemma des Sophisten Protagoras gegen seinen Schüler Evathlus (Ant. Gell. Noct. Att. V. 10) und der bekannte Krokodilschluß. (Ein Krokodil verspricht einer Mutter, das ihr geraubte Kind zurückzugeben, wenn sie die Wahrheit sage. Als nun die Mutter äußert, das Krokodil werde ihr Kind nicht zurückgeben, entgegnete jenes: Du hast die Wahrheit gesagt oder nicht. Im erstern Falle darf ich das Kind nicht zurückgeben, sonst würde deine Rede unwahr werden; im zweiten Falle auch nicht, weil du die Bedingung des Versprechens nicht erfüllt hast).

Der Sorites (von σωρός acervus Haufe) ist ein Syllogismus, welcher aus mehreren abgekürzten und zu einer und derselben Conclusion verbundenen Schlüssen besteht. Er wird auch Kettenschluß genannt, weil er aus einer Kette von Enthymemen besteht. z. B. Cajus handelt vernünftig; der vernünftig Handelnde handelt sittlich gut; wer sittlich gut handelt, erfüllt die Rechts- und Tugendpflichten um ihrer selbst willen; wer die Rechts- und Tugendpflichten um ihrer selbstwillen erfüllt, ist allgemein achtungswürdig: also ist Cajus allgemein achtungswürdig.

Während in den bisher behandelten Schlußarten aus der nothwendigen Verbindung der Begriffe der Schluß gezogen wurde, schließt die Induktion (inductio) aus ähnlichen Fällen. Sie besteht sonach darin, daß man für die Wahrheit, welche man beweisen will, Fälle aufsucht, in welchen dieselbe ganz unbezweifelt und offenbar ist; hernach aus diesen besondern Fällen entweder einen allgemeinen oder auch einen besondern, zu jenem ähnlichen Falle passenden Schluß macht. Ein schönes Beispiel gibt uns Xenophon (Memor. I. 2.), indem er den Sokrates von dem Vorwurfe, er sey ein Verführer der Jugend, zu reinigen sucht, in folgenden Worten: „Denn welchem Flöten- oder Citherspieler oder welchem andern Lehrer, bei dem die Schüler Fortschritte gemacht haben, kann man, wenn diese nun andern zum Unterrichte übergeben und verderbt werden, die Schuld davon beimessen? Welcher Vater wird wohl, wenn sein Sohn, der unter der Leitung irgend eines Mannes vernünftig handelte, in der Folge aber durch den Umgang mit einem andern schlecht handelt, dem erstern die Schuld davon beimessen? Wird er nicht vielmehr diesem um so größern Beifall zollen, je schlechter er durch den Umgang mit dem letztern wurde? Ja man legt nicht einmal den Vätern die Vergehungen ihrer Söhne, die noch bei ihnen leben, zur Last, wenn sie nur selbst vernünftig handeln. So hätte man also auch den Sokrates nach Recht und Billigkeit beurtheilen sollen."

Der größte Vortheil dieser Beweisart besteht darin, daß sie die Wahrheit nicht bloß erkennen, sondern auch fühlen läßt und sich daher auch für minder gebildete Zuhörer eignet.

Die Induktion kann verschiedene Gestalten annehmen. Sokrates kleidete sie meistens in Fragen ein, daher auch die Benennung inductio Socratica. z. B. „Welche Baumfrucht ist die beste, wenn nicht diejenige, welche die süsseste ist? Welche Schönheit ist die höchste, wenn nicht diejenige, in welcher alle Grundzüge in der vollkommensten Ordnung unter sich übereinstimmen? Welche der Tugenden ist also die vortrefflichste, wenn nicht die Weisheit, die unter den übrigen durch ihre lieblichen Früchte, durch ihren Glanz und ihre vollendete Ordnung sich auszeichnet?" — Der Philosoph schließt durch die Aufzählung von einzelnen Fällen auf das Allgemeine, oder auf den Gattungsbegriff durch Aufzählung der Artbegriffe. z. B. „Die Weisheit ist lobenswerth; leben so muß man die Gerechtigkeit, die Tapferkeit, Mäßigkeit und andere Tugenden loben: also ist jede Tugend lobenswerth." Der Redner führt einen oder mehrere Fälle, bei denen die Wahrheit leicht zu fühlen ist, als Beschreibungen, Bilder oder Erzählungen an und zeichnet

sie so, daß der Zuhörer Alles vor sich zu sehen glaubt, wie das kurz zuvor aus Xenophons Memorabilien angeführte Beispiel zeigt.

Bei der Anwendung der Induktion hat der Redner vorzüglich darauf zu sehen, daß a) die Wahrheit, von der er überzeugen will, in den ähnlichen Fällen, die er anführt, völlig offenbar sey; b) daß diese Fälle eine vollkommene Aehnlichkeit haben mit demjenigen Falle, über welchen eigentlich das Urtheil des Zuhörers festgesetzt werden soll; c) daß der Zuhörer nicht gleich merke, wohin die angeführten ähnlichen Fälle zielen, damit er desto freier von allem Vorurtheile sich dem Gefühle des Wahren überlasse.

Zur Induktion kann man auch Beispiele, Gleichnisse, selbst die äsopische Fabel rechnen, welche zuweilen dem Redner in seiner Beweisführung sehr gut zu Statten kommt, indem die Erzählung derselben die Zuhörer, besonders solche, deren Erfahrungskreis nicht so weit ausgedehnt ist, anzieht, ihre Aufmerksamkeit spannt und sie durch ihre Einfachheit zum Beifalle zwingt. So ist die Fabel von den Gliedern des menschlichen Körpers, die dem Bauche den Gehorsam aufkündigten, bekannt, deren sich Menenius Agrippa beim Abzuge der Plebejer auf den heiligen Berg mit dem glücklichsten Erfolge bediente, um sie mit den Patriciern wieder auszusöhnen.

Jeder Beweis muß zwei Eigenschaften an sich tragen: er muß wahr oder doch wahrscheinlich und deutlich seyn. Die Wahrheit der Sache hängt zwar nicht vom Redner ab, denn sie muß in der Sache selbst liegen, aber bei ihm steht es, sie zu erforschen und andern fühlbar zu machen. So lange er die Wahrheit der Sache, die er behaupten will, nicht selbst einsieht, ist es vergebliche Mühe, den Beweis zu unternehmen. Deutlich ist der Beweis, wenn der Redner die Begriffe für das Erkenntniß-Vermögen der Zuhörer anschaulich zu machen und mit Klarheit und Lebhaftigkeit darzustellen versteht.

Um den Beweisen die geeignete Stellung zu geben, unterstütze der Redner, nach Quintilians Vorschrift (lib. V. 12), die stärksten noch durch andere, damit ihre Stärke um so deutlicher hervortrete, und sie nicht durch Nebenumstände verdunkelt werden, sondern sich in ihrem wahren Lichte zeigen. Die schwächern Beweise aber müssen auf einander gehäuft werden, damit sie sich durch wechselseitige Unterstützung halten und in Masse gleich dem Hagel Schaden anrichten, da sie einzeln genommen unkräftig und unwirksam sind. Quintilian gibt hier folgendes Beispiel, um zu beweisen, daß Jemand einer Erbschaft wegen einen Mord begangen habe: „Eine Erbschaft hofftest du, und eine reiche Erbschaft, und warst arm, und wurdest damals vorzüglich

von deinen Gläubigern gedrängt, und hattest denjenigen beleidigt, dessen Erbe du warst, und wußtest, daß er sein Testament ändern werde" und setzt dann bei: „Jedes, einzeln genommen, ist an und für sich unbedeutend und gewöhnlich: Alles aber, zusammengenommen, schadet, wenn auch nicht wie durch einen Blitz, doch wie durch einen Hagel."

Ferner müssen diejenigen Beweise, die ihrer Natur nach die ersten sind, und aus denen die übrigen als abgeleitet betrachtet werden können, auch die erste Stelle einnehmen. In ihrer Anordnung aber muß eine Steigerung eintreten, so daß zwar starke und einleuchtende Beweise den Anfang machen, dann die triftigern folgen, die kräftigsten jedoch, welche am meisten auf die Gemüther einzuwirken im Stande sind, für das Ende aufgespart werden, wie bei der Anordnung einer Feldschlacht, wo gleichfalls der Kern der Streitmacht zuletzt ins Treffen rückt, um volle Entscheidung zu geben.

Endlich muß der Redner bei der Beweisführung sich sorgfältigst hüten, daß die verschiedenen Beweise nicht nach Einer Form gebildet, sondern unter den mannigfaltigsten Gestalten vorgetragen werden, weil nichts mehr ermüdet und schlaff macht, als Einförmigkeit. Gegen diesen Fehler kann sich der Redner am leichtesten dadurch schützen, daß er seine Beweise in Figuren einkleidet und geschickte Uebergänge und Digressionen in Anwendung bringt.

Unter Uebergang versteht man nämlich das Fortschreiten von einem Theile der Rede zu einem andern, oder das Band, das die einzelnen Glieder der Rede zu einem harmonischen Ganzen verknüpft. Die Form des Uebergangs darf nie dieselbe bleiben, sondern der Redner muß sich bemühen, diese so mannigfaltig als möglich zu gestalten. Dieß kann er z. B. durch eine kurze Wiederholung des Vorausgegangenen, durch einen Schluß, an den sich das Folgende anreiht, durch einen Vergleich, durch Steigerung der Gedanken, durch erneute Belebung der Aufmerksamkeit der Zuhörer, durch Anregung von Zweifeln, durch Zugeben eines Punktes, durch Wiederholung eines und desselben Wortes, durch Fragen, durch Ironie, Correktion u. s. w. erreichen.

Unter Digression versteht man das Anführen eines Umstandes, welcher zwar nicht in nothwendiger Verbindung mit dem Gegenstande der Rede steht, aber doch dem Redner zur Erreichung seines Zweckes gute Dienste leistet. Sie läßt sich daher, nach den ältern Rhetorikern, mit einem Ausfalle leicht bewaffneter Soldaten, welcher zu rechter Zeit geschieht, vergleichen. Wollte z. B. der Redner eine That, die das Werk ausgezeichneter Tapferkeit ist, erheben, so könnte er schicklich eine Digression über das Lob der Tapferkeit oder solcher Männer, die sich

hierin vorzüglich hervorgethan, einleiten; nur muß er durch eine schöne Wendung wieder auf seinen Gegenstand einlenken, so daß der Zusammenhang beider einleuchtend wird. Eine Digression, welche mit dem Gegenstande der Rede in gar keiner Verbindung steht, wäre daher gefehlt und würde den Bau der ganzen Rede stören.

Digressionen finden sich in den Reden des Cicero allenthalben z. B. in der Rede für den Roscius von Ameria (c. 20), wo er vom Ankläger Erucius auf die thörichten Ankläger insgesammt übergeht und sie mit den Gänsen auf dem Capitolium vergleicht.

4. Von der Widerlegung.

Die Widerlegung (refutatio) ist derjenige Theil der Rede, in welchem der Redner entweder die wirklich vorgebrachten und seinen Behauptungen entgegenstehenden Gründe bekämpft, oder solche, welche bei einem der Zuhörer entstehen und sonach Mißtrauen in ihm gegen die Glaubwürdigkeit des Redners erregen könnten, anführt und ihre Unhaltbarkeit nachweist.

Die Widerlegung nimmt nicht in jeder Rede dieselbe Stelle ein, sondern sie kommt zuweilen gleich nach dem Eingange zu stehen (wie z. B. in der Rede des Cicero für den Milo), zuweilen folgt sie nach der Beweisführung und dient dieser gleichsam zum Schlußsteine. Ihre Stellung hängt also ganz von dem Gutdünken und der Einsicht des Redners ab. Eben so wenig bindet er sich, wenn er gleich in ihr sich derselben Beweise und Beweisarten bedient, an die oben angegebene Ordnung derselben; denn während dort nur mit den kräftigsten Beweisen geschlossen werden konnte, so nehmen hier bald die schwächsten bald die stärksten die erste Stelle ein. Ihre Stellung ist aber immer die natürlichste, wenn der Redner die Gegengründe in derselben Ordnung widerlegt, in der sie von seinen Gegnern vorgetragen wurden.

Die Widerlegung bildet auch nicht immer einen eigenen Theil der Rede, d. h. nicht immer finden sich alle erhobenen Gegengründe in einer Reihe nach einander widerlegt, sondern der Redner verflicht sie zuweilen in die übrigen Theile der Rede, so daß er bald da bald dort, je nach dem es ihm am zweckmäßigsten scheint, oder sich die schicklichste Gelegenheit dazu darbietet, den einen oder den andern der Gegengründe widerlegt.

Die Widerlegung kann auf dreifache Weise geschehen, entweder a) durch gänzliches Ableugnen der Wahrheit der von unsern Gegnern vorgebrachten Gründe (negando), oder b) durch einen Gegen-

beweis, den wir gegen die Gründe unserer Gegner führen (redarguendo) oder c) durch Ablehnen der Gegengründe (elevando).

Ersteres geschieht, wenn wir entweder ganz frei heraussagen, daß die Gründe unsers Gegners falsch seyen, wie z. B. Cicero in seiner Rede für den Quintius es thut, indem er sagt: „Wir behaupten geradezu, daß du, Sextus Nävius, die Güter des Quintius gar nicht besessen habest;" oder wenn wir beweisen, daß die Beschuldigungen mit der Person und dem Charakter desjenigen, gegen den sie vorgebracht wurden und den wir vertheidigen, ganz im Widerspruche stehen, wie z. B. Cicero den Roscius von Ameria gegen die Anklage des Vatermordes vertheidigt, indem er sagt: „Was ist er für ein Mensch? Etwa ein verführter Jüngling und einer, der sich von schlechten Leuten dazu verführen ließ? Er ist ja über vierzig Jahre alt. Ist er vielleicht ein alter Bandite, ein verwegener Mensch und einer, der sich oft schon mit Morden befaßt hat? Aber dieß habt ihr von dem Ankläger nicht *einmal* erwähnen hören. Hat also natürlich ein üppiges Leben, eine große Schuldenmasse, haben ungezügelte Leidenschaften den Mann zu einem solchen Verbrechen angetrieben? Wegen der Ueppigkeit hat ihn der Ankläger selbst schon gerechtfertigt, wo er sagte, Roscius sey nicht einmal bei einem Gastmahle je zugegen gewesen. Schulden hat er auch niemals gehabt. Welche Leidenschaften können aber bei einem Manne sich vorfinden, der, wie der Ankläger selbst vorwarf, immer auf dem Lande gewohnt und sein Leben mit Ackerbau hingebracht hat? eine Lebensweise, die am meisten den Leidenschaften fremd bleibt und *mit* Pflichttreue verbunden ist rc. rc."

Durch einen Gegenbeweis können wir unsere Gegner widerlegen, wenn wir nachweisen:

a) Daß seine Behauptungen noch manchem Zweifel unterliegen, daß sie erdichtet sind oder auf falschen Schlüssen beruhen, wie Cicero in der Rede für den Roscius von Ameria c. 19: „Der Vater gedachte den Sohn zu enterben. Ich will nicht fragen, warum? Ich frage nur, wie weißt du das? wiewohl du alle Ursachen hättest angeben und aufzählen sollen. Und es war die Pflicht eines verläßigen Anklägers, der eines so großen Verbrechens beschuldigte, alle Fehler und Vergehen des Sohnes zu entwickeln, durch welche aufgebracht, der Vater sich entschließen konnte, das Naturgefühl selbst zu unterdrücken, jene tief eingepflanzte Liebe aus der Brust zu verbannen, endlich zu vergessen, daß er Vater sey. Solches konnte, wie ich glaube, ohne große Vergehen dieses Mannes nicht der Fall seyn. Aber ich gebe dir zu, daß du das übergehest, wovon du, wenn du schweigst, zugibst, daß es gar nicht vorhanden sey. Daß aber jener enterben wollte, dieß mußt du jedenfalls klar

nachweisen. Was bringst du also vor, weßhalb wir glauben sollten, daß dieß geschehen sey? In Wahrheit kannst du Nichts sagen. So erdichte doch wenigstens etwas Passendes, daß du nicht ganz und gar das zu thun scheinest, was du offenbar thust, nämlich des Schicksals dieses Unglücklichen und der Würde dieser so angesehenen Männer zu spotten. „„Er wollte den Sohn enterben."" Aus welchem Grunde? „„Ich weiß es nicht."" Hat er ihn enterbt? „„Nein."" Wer hinderte es? „„Er hatte es im Sinne."" Im Sinne hatte er es? Wem hat er es gesagt? „„Niemand."" Was Anderes heißt wohl das Gericht, die Gesetze und eure Würde zu Gewinn und nach Willkühr mißbrauchen, wenn nicht auf solche Weise anzuklagen und das zum Vorwurfe zu machen, was man deutlich nachzuweisen nicht einmal wagt, geschweige denn kann?"

b) Wenn wir nachweisen, daß die Gegengründe aller Wahrscheinlichkeit entbehren, wie z. B. Cicero in seiner Rede für den A. Cluentius c. 62: „Ferner, wie unwahrscheinlich, o Richter, wie ungewöhnlich und unerhört ist auch das, daß im Brode das Gift beigebracht worden sey? Konnte das leichter geschehen, als in einem Becher? Konnte es, in einem Theile des Brodes verborgen, sich weiter verbreiten, als wenn es ganz in einem Tranke aufgelöst worden wäre? Konnte es gegessen schneller als getrunken in die Adern und alle Theile des Körpers sich verbreiten? War die Täuschung, wenn man es bemerkt hätte, im Brode leichter, als im Becher, wo es so vermengt worden wäre, daß man es auf keine Weise mehr hätte scheiden können?"

c) Wenn wir nachweisen, daß unser Gegner zu seinem eigenen Nachtheile gesprochen habe, und daß seine Beweise mit dem, was er beweisen wollte, im Widerspruche stehen, wie z. B. Cicero in der Rede für den Roscius von Ameria c. 15: „Du siehst, Erucius, wie sehr deine Beweisführung von der Wirklichkeit und Wahrheit abweicht. Was Väter gewöhnlich thun, das tadelst du, als ob es etwas Unerhörtes wäre; was aus Wohlwollen geschieht, das schuldigst du an, als sey es aus Haß geschehen; was ein Vater seinem Sohne Ehren halber zugestand, das habe er, behauptest du, gethan, um ihn zu strafen. Doch dieß siehst auch du recht wohl ein; allein du hast so wenig Grund zu deiner Beschuldigung, daß du nicht nur gegen uns, sondern auch gegen alles Natürliche, gegen die Gewohnheit der Menschen und gegen die Meinungen Aller sprechen zu müssen glaubst."

d) Wenn wir, was bei Cicero häufig der Fall ist, die Beschuldigungen des Gegners gegen ihn selbst wenden und ihn so mit seinen

eigenen Beweisen gefangen nehmen, wie z. B. der eben genannte Redner in seiner Rede für den Roscius aus Ameria den Verdacht des Mordes auf seine Ankläger hinüber wälzt, indem er (c. 29) sagt: „Wohin hat denn also der Ankläger aus Mangel an Beweisen seine Zuflucht genommen? „„Die Zeit, spricht er, war von der Art, daß die Leute insgemein ungestraft ermordet wurden; daher konntest du wegen der Menge von Banditen jenes ohne Schwierigkeit vollbringen.““ Inzwischen scheint es mir, Erucius, daß du für Einen Lohn zwei Dinge erreichen wollest, uns durch das Gericht in Verwirrung zu setzen und diejenigen selbst anzuklagen, von welchen du den Lohn erhalten hast. Was sagst du? Man tödtete insgemein? Durch wen und auf wessen Geheiß? Bedenkst du nicht, daß du von denjenigen, die die Güter erstanden haben, hieher geführt wurdest? „„Was folgt daraus?““ Wissen wir denn nicht, daß in jenen Zeiten fast ebendieselben die Hälseabschneider und Güteraufkäufer gewesen sind? Diejenigen endlich, welche damals Tag und Nacht bewaffnet Aufläufe veranstalteten und beständig in Rom waren, die zu jeder Zeit mit Beutemachen und Blutvergießen sich befaßten, die sollten dem Sextus Roscius die Bitterkeit und das Mißgeschick jener Zeit zum Vorwurf machen und glauben, daß jene Menge von Banditen, bei der sie selbst Führer und Häupter waren, demjenigen Manne zum Verbrechen gereichen werde, der nicht nur nicht zu Rom gewesen ist, sondern überhaupt nicht wußte, was zu Rom verging, deßhalb weil er beständig, wie du selbst eingestehst, sich auf dem Lande aufhielt.“

e) Wenn wir Beschuldigungen unsers Gegners, die nicht kräftig von ihm unterstützt wurden, spottend verachten, wie es z. B. Cicero in der mehr erwähnten Rede für den Roscius (c. 15) thut: „Was dem Erucius bei seiner schlechten und gehaltlosen Anklage begegnete, dasselbe begegnet mir bei der Vertheidigung der besten Sache. Jener fand keine Gründe für seine erdichtete Anschuldigung; ich weiß nichts zu finden, wie ich so geringfügige Dinge entkräften und widerlegen könnte. Was sagst du, Erucius? So viele, so schöne, so einträgliche Landgüter hatte Sextus Roscius seinem Sohne zur Bewirthschaftung und Beaufsichtigung übergeben, um ihn zu verweisen und empfindlich zu strafen? Wie so? Glauben nicht Hausväter, welche Kinder haben, zumal Leute von jenem Stande, aus Ackerbau treibenden Municipalstädten, es sey für sie das erwünschteste, daß ihre Söhne sich vorzüglich der Hauswirthschaft widmen und auf die Bewirthschaftung der Landgüter recht viel Fleiß und Mühe verwenden?“ Ferner c. 18: „Der bitterste Haß des Vaters gegen den Sohn zeigt sich also, glaube

ich, daraus, Erucius, daß er ihn auf dem Lande wohnen ließ? „„Ja, es ist so,““ behauptet er; „„er hatte ja im Sinne, jenen zu enterben.“‟ Ich höre: nun sagst du etwas, das zur Sache gehört. Denn du selbst, glaube ich, gibst zu, daß jenes Andere unbedeutend und ungereimt sey ꝛc. ꝛc.“ und ebenso c. 21: „Welchen Stoff hast du mir zur Vertheidigung gegeben, du wackerer Ankläger? ꝛc. ꝛc.“

f) Endlich, wenn der Redner durch Fragen, durch Zugeben mancher Punkte, durch Tadeln, durch den Unwillen, den er zeigt, seinen Gegner verlacht, nur muß er dabei allen Schein von Anmaßung und Unbescheidenheit fliehen. Und gewiß gibt es kein kräftigeres Mittel, den Gegner zu schwächen und zu besiegen und die Zuhörer für sich zu gewinnen, als wenn der Redner es versteht, die Sache des Gegners oder diesen selbst lächerlich zu machen. So ist es hinlänglich bekannt, daß Cicero durch geschickt angebrachten Scherz den L. Flaccus, gegen den die offenbarsten Beschuldigungen vorlagen, von aller Gefahr, die demselben drohte, dadurch befreite, daß er mit seinem Witze ein beständiges Gelächter erregte und die asiatischen und römischen Zeugen verspottete. Nicht mit Unrecht sagt daher Quintilian: Die meisten glauben, daß dem Demosthenes die Gabe hiezu, dem Cicero das Maaß hierin gefehlt habe.

Ist der Redner nicht im Stande, die Einwürfe seiner Gegner zu widerlegen, so kann er diese auf doppelte Weise ablehnen und beseitigen, wenn er a) seinem Gegner einen Einwurf, ähnlich demjenigen, der ihm gemacht wurde, entgegenstellt und so das Ansehen gewinnt, seinem Gegner eben so stark, als dieser ihm, durch seinen Gegeneinwurf zugesetzt und ihn dadurch in die Enge getrieben zu haben. Ein Beispiel gibt Cicero in der Rede für den Cölius. Da dem Cölius Luxus vorgeworfen wurde, der zu groß war, als daß ihn Cicero zu vertheidigen hätte wagen, und zu augenfällig, als daß er ihn hätte wegleugnen können; so suchte er nach Kräften seine Zuhörer für sich zu gewinnen und behauptete theils, daß dieser Fehler mehr dem Zeitgeiste als dem Cölius zur Last gelegt werden müsse, theils bestand er darauf, daß man dem Alter des Cölius einige Nachsicht schenken müsse. Dann stellt er, was hier Hauptsache ist, gleichsam als Mittel gegen den Haß diesem die Hoffnung gegenüber, es würden mit steigenden Jahren auch der Fleiß und die Rechtschaffenheit desselben zunehmen, und unterstützt diese seine Hoffnung durch Hinweisen auf die Handlungen und Arbeiten, denen sich Cölius bereits unterzogen hatte.

Einen Gegengrund kann der Redner ablehnen, wenn er b) zeigt, daß er als Einwurf sich für die Person des Gegners gar nicht zieme.

Ein solcher Fall findet sich in der Rede des Cicero für den Ligarius, wo Cicero dem Tubero, dem Ankläger des Ligarius, entgegengesetzt, daß er schon in demselben Prozesse, wie Ligarius, verwickelt gewesen sey.

5. Von dem Schlusse.

In dem Schlusse (peroratio, epilogus) oder dem letzten Theile der Rede sucht der Redner nach Kräften die Zuhörer auf seine Seite zu bringen und den Zweck des ganzen Vortrages zu erreichen. Er muß daher, nach Quintilians Vorschrift (instit. orat. VI. 1), das, was er vorher weitläufig auseinander gesetzt hat, noch einmal in Kürze seinen Zuhörern vorführen (Wiederholung) und auf ihr Gemüth durch Erregung aller seinem Zwecke dienlichen Affekte einwirken.

Die Wiederholung (recapitulatio) dessen in dem Schlusse, was der Redner schon im Verlaufe der Rede gezeigt und bewiesen hat, unterstützt das Gedächtniß des Zuhörers, führt seinen Augen den ganzen Vortrag noch einmal in Kürze vorüber und wirkt auf ihn durch die Fülle der Gedanken, wenn dieß früher durch Erörterung einzelner Umstände auch weniger erreicht werden konnte.

Die Wiederholung muß aber kurz, und ihre Darstellung gewichtvoll und lebhaft seyn. Denn wollte der Redner bei ihr verweilen, so würde keine Aufzählung schon vorgetragener Gegenstände, sondern, man möchte sagen, eine zweite Rede zum Vorschein kommen. Gewichtvoll muß die Darstellung seyn, weil man sonst den Zuhörer von der Wahrheit unserer Behauptungen nicht überzeugen kann, und lebhaft muß sie seyn, weil nichts abstossender und ermüdender ist, als ein trockenes Aufzählen schon abgehandelter Gegenstände. Beobachtet aber der Redner die so eben erwähnte Vorschrift, so läßt er den kräftigsten und vollständigsten Eindruck in dem Gemüthe der Zuhörer zurück, lenkt ihren Willen nach dem seinigen und gewinnt ihre Zuneigung. Selbst eine trefflich durchgeführte Rede bleibt ohne Wirkung, wenn ihr Schluß matt und kraftlos ist.

Aus dem Wesen der Beredsamkeit geht hervor, daß der Redner sich nicht damit allein begnügen dürfe, auf den Verstand seiner Zuhörer eingewirkt und sie zur Ueberzeugung gebracht zu haben; er muß auch, will er anders seines Sieges gewiß seyn, die Kunst verstehen, ihren Willen nach dem seinigen zu bestimmen und zu lenken. Dieß vermag er, wenn er nicht nur die bereits gegebenen Winke befolgt, sondern auch die Affekte, die mächtigsten Triebfedern des Handelns, zu erregen versteht.

Die Meinung Mancher, es sey bloß der Eingang und der Schluß der Rede zur Erregung der Affekte geeignet, kann nicht als allgemein giltig angenommen werden, obwohl nicht zu leugnen ist, daß gerade in diesen Theilen der Versuch, die Herzen der Zuhörer zu gewinnen, am besten gelingt. Auch läßt sich die Erregung der Affekte nicht, wie Andere wollen, gut zu einem eigenen Theile der Rede machen; denn der Redner muß überall, wo sich ihm eine passende Gelegenheit dazu darbietet, durch Anregung der Affekte dem Zwecke der Beredsamkeit Genüge leisten, und gerade hierin findet er das beste Mittel, seine rednerische Kunst zu zeigen und die Kraft seiner Beredsamkeit mehr als irgendwo hervortreten zu lassen.

Die Alten suchten auch diesen Theil der Rhetorik in ein vollständiges System zu bringen. Sie stellten Untersuchungen über das Wesen eines jeden Affektes an, zeigten seine Ursachen, Wirkungen und die ihn begleitenden Umstände und leiteten daraus Regeln ab, mittelst deren man auf dieselben wirken könne. Allein solche Untersuchungen sind keineswegs ein untrügliches Mittel, um den Redner mit leidenschaftlicher Wärme zu beseelen. Dem Redner, welcher bloß eine genaue Kenntniß der Affekte besitzt, möchte es daher kaum gelingen, in seinen Zuhörern Affekte zu erregen, wenn ihn nicht nebenbei eine starke und glückliche Empfindsamkeit der Seele begünstigt. Regeln sollen und können auch nicht den Mangel des Geistes ersetzen; sie sollen diesen bloß unterstützen und ihm behilflich seyn, sich auf die vortheilhafteste Weise zu äußern und den Irrthümern und Ausschweifungen vorzubeugen, in die der Geist leicht verfallen kann.

Folgende Regeln dürften für die Erregung der Affekte in der Anwendung die brauchbarsten seyn:

a) Ueberlege man, ob überhaupt der Gegenstand der Rede zur Erregung leidenschaftlicher Gefühle sich eigne, und in diesem Falle, welcher Theil der Rede zur Erreichung unserer Absicht am angemessensten sey. Denn es gibt Gegenstände, welche durchaus keinen Affekt zulassen, und es ist einleuchtend, daß sich der Redner selbst bei solchen, die der Affekte fähig sind, der Gefahr lächerlich zu werden bloßstellt, wenn er die Erregung der Affekte am unrechten Orte anbringt. Da nun das ganze Streben des Redners dahin geht, durch ein von seinem Vortrage erregtes Gefühl tiefen Eindruck zu machen, so muß er vor Allem den Zuhörer zu überzeugen suchen, daß triftige und hinreichende Gründe vorhanden sind, sich für den Gegenstand der Rede einnehmen zu lassen. Kurz, der Zuhörer muß zum Bewußtseyn gebracht werden, daß er sich nicht durch bloße Täuschung habe hinreißen lassen. Daher

wird auch gewöhnlich dem Schlusse die Erregung der Affekte, als der natürlichen Stelle derselben, angewiesen, weil sich der Zuhörer dann am leichtesten mit warmer Theilnahme für den Gegenstand erfüllen läßt, wenn Gründe und Schlüsse ihre volle Wirkung hervorgebracht haben.

b) Weise man nie einem Theile ausschließlich die Erregung der Affekte an, sage nie voraus, daß man die Gefühle anregen wolle und fordere ja, wie dieß bisweilen geschieht, die Zuhörer nicht auf, sich von uns mit aller Bereitwilligkeit rühren zu lassen; denn hiedurch wird alle Wärme der Empfindung niedergeschlagen, der Zuhörer erhält einen Wink, nun auf seiner Hut zu seyn, und wird zur strengsten Beurtheilung des Vortrages geneigt gemacht. Man benütze vielmehr den entscheidenden Augenblick, welcher zur Erregung der Affekte günstig ist, in welchem Theile der Rede er sich auch darbieten möge, dränge dann nach gehöriger Vorbereitung solche Umstände und so lebhafte Bilder und Vorstellungen zusammen, daß durch dieselben die Empfindung des Zuhörers, ehe er es selbst merkt, in Flammen gesetzt wird. Dieß kann oft durch einige kurze Sätze, welche von einem lebhaften Gefühle eingegeben sind, weit glücklicher geschehen, als in langen und künstlich ersonnenen Anreden und Perioden.

c) Darf man nicht vergessen, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind, den Zuhörern zu zeigen, daß sie gerührt seyn sollen, und sie wirklich in diese Rührung zu versetzen. Denn wir fühlen uns z. B. von Dankbarkeit oder Mitleid ergriffen, nicht weil der Redner uns überzeugt, daß diese Regungen edel sind, und daß es Pflicht ist, sie zu fühlen, oder weil er gegen Undank und Unempfindlichkeit eifert. Der Redner muß die wohlwollenden Gesinnungen des Freundes schildern; er muß die Leiden der Person, für die er Mitgefühl erregen will, vorhalten, dann wird es ihm gelingen, das Herz zu rühren und Dankbarkeit oder Mitleid zu erwecken. Hauptsache ist und bleibt hier also, daß man den Gegenstand, für den man die Empfindung erregen will, mit den natürlichsten und stärksten Zügen schildere.

d) Muß der Redner selbst von dem Gegenstande, für den er Affekte erregen will, ganz ergriffen, beseelt und gerührt seyn. Denn wahres Gefühl gibt tausend höchst bedeutsame Züge an die Hand, die keine Kunst nachahmen, und selbst die genaueste Beobachtung nicht ersetzen kann. Die Affekte wirken wie durch eine geheime Ansteckung. Die eigene Rührung des Redners gibt seinen Worten, Blicken und Geberden, kurz seiner ganzen Darstellungsweise einen Nachdruck, der jeden Zuhörer mit fast unwiderstehlicher Kraft fortreißt.

Mit Recht sagt daher Quintilian (instit. orat. VI,2): „Alles

selbst glaubwürdiger Weise sich zugetragen hat? Wird nicht der Mörder plötzlich hervorbrechen? nicht der Umgarnte erblassen? aufschreien oder bitten oder fliehen? Werde ich nicht den Würger, nicht den Fallenden sehen? Wird sich meiner Seele nicht das Blut und die Todtenblässe und das Aechzen, ja das letzte Röcheln des Sterbenden tief einprägen?"

Eben so sind die Vorschriften, welche Horaz in seinem Briefe an die Pisonen (vers. 99 seq.) dem dramatischen Dichter gibt, auch dem Redner zu empfehlen. Nicht minder verdient Aristoteles (Poët. c. 17) verglichen zu werden, welcher sagt:

„Man verwende allen möglichen Fleiß auf den leidenschaftlichen Ausdruck; denn Niemand täuscht natürlicher Weise mehr, als derjenige, welcher wirklich im Affekte ist; daher tobt auch nur der, in dem es tobet, und zürnt nur der Erzürnte am täuschendsten."

e) Muß die Sprache der Affekte genau berücksichtigt werden. Wenn wir einen Menschen beobachten, welcher von einer starken Leidenschaft ergriffen ist, so werden wir finden, daß seine Sprache jederzeit einfach und ungezwungen, und wenn gleich ausgestattet mit lebhaften und kühnen Figuren, doch ferne von gesuchtem Putze und witzigen Wendungen ist. Die Sprache des Redners muß also, wenn er auf das Gefühl wirken will, eben so beschaffen seyn: sie wird sich auszeichnen durch Kühnheit, Wärme und Einfachheit, vorausgesetzt, daß er mit wirklichem Affekte spricht.

f) Mische man nichts Fremdartiges in den leidenschaftlichen Theil der Rede. Daher vermeide man alle Abschweifungen, die den natürlichen Lauf des Gefühls, wenn es einmal angeregt ist, unterbrechen und auf eine andere Seite lenken können. Jeden noch so glänzenden und anlockenden Schmuck, den der Redner etwa anbringen könnte, opfere er ohne Bedenken auf, sobald er die Aufmerksamkeit von dem Hauptgegenstande ablenken und mehr die Einbildungskraft beschäftigen als das Herz rühren würde.

g) Endlich verlängere man den leidenschaftlichen Theil einer Rede nicht zu sehr; denn je stärker und heftiger Affekte sind, um so kürzer muß ihre Dauer seyn. Der Redner benütze den schicklichsten Zeitpunkt, um sich zurückzuziehen und allmählig von dem leidenschaftlichen Tone zu einem ruhigen überzugehen.

Zur Erläuterung der aufgestellten Grundsätze diene folgendes Beispiel aus Cicero's Rede gegen den Verres (Act. II. lib. V. c. 62). In dieser Rede beschreibt Cicero die Grausamkeit, welche Verres, als Statthalter von Sicilien, gegen den römischen Bürger Gavius ausgeübt

hatte. Verres hatte nämlich den Gavius ins Gefängniß werfen lassen; dieser entkam aber und ließ sich, als er eben im Begriffe war, sich zu Messana einzuschiffen, die Drohung entfallen, Verres solle, sobald er nach Rom käme, dafür büßen, daß er einen röm. Bürger in Ketten geworfen habe. Man bemächtigte sich sogleich des Gavius und zeigte seine Drohungen dem Verres an. Hier wird nun das Betragen des Verres auf eine sehr malerische Weise geschildert, um allgemeinen Unwillen gegen ihn zu erregen. Verres dankt dem Anzeiger, begibt sich zornentbrannt auf den Richtplatz, läßt den Gavius vorführen, ihn von Soldaten umringen und befiehlt ganz gegen die Gesetze und gegen die allgemein bekannten Vorrechte eines röm. Bürgers, ihn zu entblößen, zu binden und öffentlich auf's grausamste mit Ruthen zu hauen. Cicero fährt hierauf fort: „Mitten auf dem Marktplatze zu Messana wurde, hört es, ihr Richter, ein römischer Bürger mit Ruthen gehauen, während unter dem Schmerz und dem Schall der Schläge kein Seufzer, kein anderes Wort des Unglücklichen gehört wurde, als das: ich bin ein römischer Bürger! Durch diese Berufung auf sein Bürgerrecht glaubte er alle Schläge von sich abwehren, die Qual von seinem Körper entfernen zu können. Aber es gelang ihm hiedurch nicht nur nicht, die gewaltigen Ruthenhiebe abzuwenden, sondern es wurde sogar, während er sich auf den Namen des Bürgerrechts wiederholt berief und ihn für sich in Anspruch nahm, für den Unglücklichen und Schwerbedrängten ein Kreuz, ich sage, ein Kreuz gerüstet, für einen Mann, der jenes unheilvolle Werkzeug noch nie gesehen hatte. O süßer Name der Freiheit! O unvergleichliches Recht unsers Bürgerthums! O Porcisches Gesetz und ihr Sempronischen Gesetze! O du schwer ersehnte und endlich dem römischen Volke wieder geschenkte Tribunicische Gewalt! Ist es denn so weit gekommen, daß ein römischer Bürger in einer Provinz des römischen Volkes in einer Stadt der Verbündeten, von dem Manne, der durch die Gunst des römischen Volkes die Stäbe und Beile besaß, auf dem Marktplatze angebunden und mit Ruthen gehauen werden konnte?!"

6. Ueber die Chrie.

Von der eigentlichen Rede unterscheidet sich durch ihre bestimmte Form in der Anordnung der Stofftheile die Chrie (von χρεία nützlicher Spruch, Sentenz), eine rhetorische Uebungsarbeit, welche von dem griechischen Rhetoriker und Sophisten Aphthonius zu Antiochia (um 315 n. Chr.) eingeführt wurde und einen wichtigen, praktisch anwendbaren Satz oder Ausspruch eines bekannten Mannes behandelt.

Beispiel: Als solches könnte der Tyrann Dionysius dienen. Schluß: Aufforderung, das Glück des Lebens nur in die Tugend zu setzen und nur in ihr zu suchen.

Uns heißt daher eine Chrie jede längere Ausführung eines Gedankens nach einer natürlichen Ordnung und in bündigem Zusammenhange der einzelnen Glieder. Eine solche Chrie besteht dann gewöhnlich aus drei Haupttheilen: a) dem Satze (propositio) b) der Ausführung des Satzes (expositio s. argumentatio) und c) dem Schlusse conclusio) mit der Anwendung (applicatio).

II. Von der Kunst des Ausdruckes oder der innern Darstellung.

Der schwierigste Theil der Rhetorik ist, wie Quintilian sagt, die Kunst des Ausdruckes oder der innern Darstellung (elocutio — Styl). Sie besteht in der Fertigkeit, den aufgefundenen und geordneten Stoff mittelst der passendsten Ausdrücke und Gedanken zweckmäßig darzustellen und zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

Da es der nächste Zweck eines jeden Vortrages ist, von den Lesern und Zuhörern verstanden zu werden und bei denselben Wohlgefallen zu erregen, so lassen sich alle Eigenschaften einer guten Darstellung unter zwei Hauptrücksichten bringen, Deutlichkeit und Schönheit.

1. Von der Deutlichkeit des Ausdrucks.

Deutlichkeit ist das erste Erforderniß des guten Ausdrucks und kann bei der Rede im engern Sinne um so weniger vermißt werden, als sie ohne dieselbe die erste ihrer Aufgaben, nämlich die der Belehrung und Ueberzeugung, gar nicht zu lösen im Stande wäre. „Ja, die Rede muß“, wie Quintilian sagt, „sogar für die unachtsamen Zuhörer faßlich seyn, so daß, wie die Sonne ins Auge, sie in die Seele des Zuhörers dringt, wenn er auch nicht auf dieselbe gespannt ist. Man sorge daher nicht bloß, daß man verstanden werde, sondern sogar, daß man nicht unverstanden bleiben könne.“

Deutlichkeit wird aber erreicht, wenn der Ausdruck folgende Merkmale, welche man hier nur kurz erwähnt, weil sie als bekannt vorausgesetzt werden können, an sich trägt:

a) Sprachrichtigkeit. Diese fordert, daß man nur richtig gebildete Wörter brauche, die bestimmten Abänderungsformen genau

beobachte und die Wörter nach dem Genius der Sprache in gehörige Verbindung mit einander setze;

b) Sprachreinheit. Diese verlangt, daß man nichts Fremdartiges in die Sprache einmische, also Archaismen, Provinzialismen und ausländische Wörter und Wortfügungen vermeide. Unter Archaismen verstehen wir jedoch veraltete, nicht alterthümliche Ausdrucksweisen; denn letztere sind nicht bloß zulässig, sondern machen oft sogar eine Art von Schönheit aus. Auch hierüber gibt Quintilian die richtige Vorschrift, indem er sagt: „Alterthümliche Ausdrücke haben nicht bloß große Beschützer, sondern sie geben auch der Rede eine mit Anmuth verbundene Würde; denn sie besitzen das Ansehen des Alterthums und verschaffen, weil sie lange unterblieben sind, eine der Neuheit ähnliche Schönheit. Aber es ist darin Maaß nöthig, und sie sollen weder zu häufig, noch zu offenbar seyn, weil nichts widriger ist, als Erkünstelung; man nehme sie auch nicht aus der ältesten und ganz verjährten Zeit" (I. 6. 39—40). „Ehrwürdigkeit, und wenn ich so sagen soll, Männlichkeit muß bei den alten Schriftstellern geholt werden, weil wir auch in der Sprache zu allen Fehlern der Verzärtelung herabgesunkeu sind" (Quint. I. 8).

c) Klarheit und Bestimmtheit. Soll nämlich der Sinn der Rede leicht verstanden und kein anderer, als der beabsichtigte, aufgefaßt werden, so denke man klar und deutlich und wähle für den klaren Gedanken den Ausdruck, der ihm ganz und ihm allein entspricht. Man hüte sich daher, wenig bekannte Wörter oder bekannte in einer ungewöhnlichen Bedeutung zu gebrauchen; wähle nicht Wörter, die an sich zweideutig sind, oder solche, die eine zweifache Bedeutung haben, ohne dieselben gehörig zu bestimmen; man wende die Interpunktion, die Participial-Construktion und Inversion richtig an; lasse nicht aus Streben nach Kürze wesentliche Bestimmungen weg, werde aber auch nicht aus Streben nach Klarheit zu weitläufig. Die Rede wird unbestimmt, wenn die Worte entweder nicht denjenigen Gedanken ausdrücken, den man im Sinne hatte, sondern irgend einen ähnlichen und verwandten; oder wenn sie diesen Gedanken zwar ausdrücken, aber nicht ganz und vollständig; oder endlich wenn sie ihn ausdrücken, aber zugleich noch etwas mehr, als man sagen wollte. Man hüte sich den Mangel an Gedanken durch Reichthum an Worten und Redensarten ersetzen zu wollen. Unnütze Ausdrücke dienen zur Verdunkelung und Verwirrung des Sinnes. Quintilian tadelt diese Schreibart mit den Worten: „Manche Schriftsteller wenden eine Menge unnützer Worte an; sie scheuen die übliche Art des Ausdruckes und kleiden aus

Liebe zum Prunke Alles, was sie nicht sagen wollen, in geschwätzige Umschreibung ein“ (VIII. 2. 17). Weitschweifig und unbestimmt wird die Ausdrucksweise am gewöhnlichsten durch den unüberlegten Gebrauch sinnverwandter Wörter. Sie drücken einerlei Hauptbegriff aber verschiedene Nebenbegriffe aus und können daher das, was einem andern Worte an Bedeutsamkeit und Glanz gebricht, oft ersetzen, wenn sie mit weiser Sorgfalt gebraucht werden.

Der rednerische Vortrag wird ferner an Deutlichkeit gewinnen, wenn man die Begriffe in einer entsprechenden Ordnung auf einander folgen läßt, keinen zur Verständlichkeit erforderlichen Nebengedanken übergeht, also keine sogenannten Sprünge macht und nicht eher zu einem andern Begriffe schreitet, als bis der erstere gehörig erschöpft ist.

Zweideutigkeit wird endlich vermieden werden, wenn man Ausdrücken und Sätzen eine schickliche Stellung anweist. Als Hauptregel gilt in dieser Beziehung, daß jene Theile, welche sich auf einander beziehen, so nah als möglich zusammengerückt werden, damit hiedurch ihre Verbindung desto mehr ins Auge falle. Eine besondere Aufmerksamkeit erfordern in dieser Beziehung die Nebenwörter (z. B. wenigstens, allein, nur, mehr oder minder 2c. 2c.), die persönlichen, beziehenden und zueignenden Fürwörter und jene Zusätze, durch welche die Erwähnung eines Nebenumstandes irgendwo in die Rede eingeschoben werden soll. Für einen solchen Zusatz muß eine Stelle gesucht werden, durch die jede falsche Beziehung ausgeschlossen wird.

2. Von der Schönheit der innern Darstellung.

a) Von der Würde.

Soll die innere Darstellung auf Schönheit Anspruch machen können, so muß sie vor Allem Würde besitzen d. h. die Ausdrucksweise muß mit der Denk- und Empfindungsart der gebildeten Klasse der Menschen übereinstimmen, also dem Anstande und den guten Sitten nicht zuwider seyn. Man vermeide daher solche Ausdrücke, Vorstellungs- und Verbindungs-Arten, die den Charakter der Rohheit oder Gemeinheit an sich tragen z. B. fressen, saufen, gaffen, ins Gras beißen, Haare auf den Zähnen haben 2c. 2c. Doch sind nicht alle Ausdrücke, deren sich die niedrige Volks-Klasse bedient, an sich unedel und können also von dem Redner wohl in Anwendung gebracht werden, wenn er nur die Verbindung, in der sie zum Ganzen stehen, nicht unbeachtet läßt. Ueberhaupt muß der Redner, da jede Gattung des Vortrages ein anderes Maaß der Würde verlangt, nicht weniger den

Stand und Charakter seiner Zuhörer, sowie das Verhältniß, in welchem er zu denselben steht, als den Gegenstand und Zweck der Rede fortwährend im Auge behalten.

b) Von dem Wohlklange.

Da die Rede ursprünglich dazu bestimmt ist, mündlich vorgetragen zu werden, so muß die innere Darstellung, um das Merkmal der Schönheit an sich zu tragen, auch Wohlklang (Rhythmus) haben, d. h. auf das Gehör einen angenehmen Eindruck machen. Beruht der Wohlklang auf einzelnen Wörtern und Verbindungsarten, so nennen wir ihn Euphonie; beruht er aber auf ganzen Sätzen, Perioden und deren Gliedern, so nennen wir ihn Numerus.

Wie nothwendig Wohlklang für jede Rede sey, geht schon aus dem Zwecke der Beredsamkeit hervor; denn die Natur selbst hat die schönste Wechselwirkung zwischen dem Gehöre und dem Gemüthe in uns gelegt. Jede Leidenschaft kündigt sich durch eigene Töne an, und eben diese erwecken bei den Zuhörern ähnliche Empfindungen. Daher sagt Cicero: „Nichts ist unserer Seele so nahe verwandt, als Rhythmen und Töne, von denen wir aufgeregt und entflammt und besänftigt und entmuthigt, zur Fröhlichkeit und Traurigkeit oft gestimmt werden.“ Mit Cicero stimmt Quintilian überein, da er sagt: „Jeder der die Sache versteht, ist überzeugt, daß der Wohlklang nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zur Rührung des Herzens recht viel mitwirke; erstens weil nichts zur Seele eindringen kann, was schon im Ohre, das gewissermassen ihr Vorsaal ist, anstoßt; dann, weil wir von Natur zu Tonweisen innern Antrieb fühlen.“ inst. IX. 4. 10.

Wie man sich eine wohlklingende Sprache aneignen könne, läßt sich kaum durch Aufstellung von Regeln erschöpfend nachweisen. Das Meiste hängt mehr von einem feinen Gehöre und fleißiger Uebung, als von Vorschriften ab. Daher räth Quintilian angehenden Rednern, sich fleißig im mündlichen Vortrage zu üben und guten Declamatoren aufmerksam zuzuhören. Es mögen demnach folgende Andeutungen genügen:

Die Euphonie wird befördert, wenn man

α) solche Wörter wählt, in denen ein gehöriges Verhältniß zwischen den Vokalen und Consonanten Statt findet: denn durch die Häufung von Consonanten wird man Härten und durch zu viele Vokale Hiatus (Mundöffnungen) verursachen;

β) wenn nicht zu viele einsylbige Wörter auf einander folgen, sondern ein- und mehrsylbige mit einander abwechseln;

γ) wenn man nicht ohne Noth oder Absicht Sylben und Wörter auf einander folgen läßt, welche einerlei Klang haben;

δ) wenn durch eine glückliche Vertheilung von Längen und Kürzen und durch eine geschickte Abwechslung betonter und unbetonter Sylben Eintönigkeit (Monotonie) vermieden wird;

ε) wenn nicht zu viele Versfüße von einer Art auf einander folgen, da die Prosa sich am besten nach Wortfüßen abmißt, in denen aber Mannigfaltigkeit herrschen muß.

Von größter Wichtigkeit für den mündlichen und schriftlichen Vortrag ist der Bau der Sätze, auf welchen, wie bereits erwähnt wurde, die zweite Art des Wohlklanges, der Numerus, beruht.

Jeder Redesatz ist der Ausdruck eines Gedankens, der das Verhältniß zweier Hauptbegriffe oder ein Subjekt und Prädikat enthält. Werden nun diese ohne alle nähere Bezeichnung ausgedrückt, so nennen wir den Satz einen nackten. Sind aber Subjekt oder Prädikat oder beide zugleich durch die Angabe ihrer Verhältnisse, Eigenschaften oder Umstände näher bezeichnet, so kann dieß entweder durch einzelne Redetheile oder durch Einschiebung und Anhängung ganzer Sätze geschehen. Im ersten Falle nennen wir den Satz einen ausgebildeten, im letztern einen erweiterten. Die zur Erweiterung dienenden Sätze nennen wir, wenn sie eingeschoben werden, (Zwischensätze), wenn sie dem Subjekte oder Prädikate angehängt werden, Nebensätze. Sind aber zwei oder mehrere Sätze so mit einander verbunden, daß der eine (Vordersatz protasis) den Grund oder die Ursache des andern (Nachsatz, apodosis) enthält, dieser also nur um jenes willen da zu seyn scheint, und daß erst mit dem letzten Worte des Ganzen der volle Sinn desselben verständlich wird, so entsteht eine Periode. Vordersatz und Nachsatz sind in einer Periode gewöhnlich durch Bindewörter (Partikeln) mit einander verknüpft, nach deren verschiedenen Naturen es vergleichende, zugestehende, bedingende, bezweckende, Ursache und Zeit angebende Perioden gibt. Je nach der Anzahl dieser in einer Periode vorkommenden Beiwörter unterscheidet man zwei-, drei-, vier- und noch mehrgliedrige Perioden.

Von jeder guten Periode wird, nach Adelung, gefodert: a) daß sie Einheit habe. Es muß ihr also ein Hauptgedanke zu Grunde liegen, welcher auf mannigfaltige Weise erläutert und erweitert wird, und es dürfen daher nicht getrennte Gedanken, die kein Ganzes ausmachen können, zu einem Satze verbunden werden; b) daß sie präcis sey, d. h. nur das enthalte, was entweder zur Unterstützung der jedesmaligen Absicht oder zur Aufhellung des Hauptgedankens beitragen

kann; c) daß sie **klar und deutlich** sey, und daher man Alles entferne, was irgend eine Zweideutigkeit oder Dunkelheit veranlassen könnte; d) daß die einzelnen Theile auf eine leichte und lichtvolle Weise mit einander verbunden werden. Endlich e) dürfen sich die untergeordneten Sätze, von denen der folgende immer eine Bestimmung des vorhergehenden ist, nicht zu sehr häufen. Besonders gehören hieher die umschreibenden Sätze mit **daß**, die Caussal- und Relativ-Sätze. Ferner soll eine gute Periode, wie schon Aristoteles vorschreibt, nur von solcher Länge seyn, daß sie ohne Mühe auf einmal gefaßt werden kann. Besitzen nun die einzelnen Ausdrücke Wohlklang (Euphonie), stehen die Glieder eines Satzes sowohl unter sich als gegen das Ganze in einem geschickten Verhältnisse, herrscht in der Länge und Form der einzelnen Sätze sowohl, als auch der Perioden eine entsprechende Mannigfaltigkeit, und steigern sich die Ausdrücke und Gedanken in der Art, daß der Schluß die glanzvollsten Wörter und wichtigsten Vorstellungen enthält, so entsteht das, was wir den **Numerus** oder die Rundung der Periode nennen.

Der periodischen Schreibart steht in Beziehung auf Länge und Bau der Sätze die zerschnittene und abgebrochene gegenüber. Während jene feierlich, wohlklingend und dem eigentlichen Rednertone angemessen ist, macht diese, weil sie den Gedanken in kurze, unabhängige Sätze vertheilt, deren jeder für sich fast immer einen vollständigen Sinn hat, den Vortrag lebhafter und eindringlicher. Jede der beiden Schreibarten besitzt also, wenn man sie anders nach der Beschaffenheit des Stoffes und nach der Eigenthümlichkeit des Aufsatzes richtig anwendet, ihre Vorzüge, aber auch jede, wenn keine Abwechslung zwischen beiden Statt findet, ihr Nachtheiliges. Zu häufig vorkommende und zu weit ausgesponnene Perioden ermüden und nehmen zu ihrer Auffassung eine zu große Aufmerksamkeit in Anspruch; durch abgebrochene Sätze aber wird leicht ein Ganzes in Theile getrennt und dadurch die Verbindung des Gedankens geschwächt, und das Gedächtniß durch eine Reihe einzelner Gegenstände beschwert. Es wird daher immer als das rathsamste erscheinen, beide Arten gehörig mit einander zu vermischen. Denn selbst Cicero, der ein so großer Liebhaber der periodischen Ausdrucksweise war, lehrt: „man solle nicht immer in einem Zuge und gleichsam ohne Abschnitt der Worte fortschreiben, sondern die Rede bisweilen in kleinere Stücke zertheilen." de orat. III. 49. Das Ohr wird der einen wie der andern müde, sobald sie gar zu lange fortdauert; eine schickliche Mischung kurzer und langer Sätze thut ihm wohl und verbreitet über unsere Darstellung eine gewisse mit Würde verbundene

Lebhaftigkeit. Besonders erfordern Reden, die mündlich sollen gehalten werden, Leichtigkeit in Rücksicht der Aussprache, wie des ganzen Vortrages und können deßhalb mit zu langen Sätzen nicht bestehen. Nie sollte man sich erlauben, Sätze, welche auf gleiche Art gebildet sind und die nämliche Länge haben, mehrmal hinter einander folgen zu lassen; denn nichts macht auf das Ohr einen unangenehmern Eindruck, als die Wiederkehr einförmig gebauter Wortreihen.

c) Von der Lebhaftigkeit des Styles.

Um schön zu seyn, muß die innere Darstellung auch **Lebhaftigkeit** besitzen d. h. durch gewisse Veränderungen und Modifikationen der gemeinen Sprache des Lebens auf die untern Kräfte der Seele wirken. Der Redner muß in das Gebiet der Poesie übergehen, muß, wie der Dichter, gewisse Vorstellungen möglichst versinnlichen und dafür die entsprechendste Form der Darstellung in der Sprache anwenden. Was demnach beiträgt, diese Versinnlichung der Vorstellungen zu bewirken und die Aufmerksamkeit der Zuhörer so anzuregen, daß bald ihr Verstand, bald ihre Einbildungskraft, bald ihr Gefühl und Scharfsinn in Thätigkeit gesetzt wird, fördert die Lebhaftigkeit des Styles. Nun lehrt aber das Nachdenken sowohl, als auch die Zergliederung von Meisterwerken, daß Vorstellungen dann den höchsten Grad sinnlicher Vollkommenheit in der Rede haben, wenn

α) ein Ueberfluß von Wörtern in der Rede vorkommt, die der Ausdruck sind für interessante, schöne, erhabene und lebhafte Vorstellungen;

β) wenn eine sorgfältige Wahl der Wörter und Redensarten beobachtet wird, um alles Gemeine zu vermeiden, dagegen das Eindringliche, Auffallende, Ausgesuchte und Affektvolle zu befördern;

γ) wenn solche Wörter und Verbindungen so viel als möglich vermieden werden, die kein Ausdruck für concrete Vorstellungen sind, sondern nur für höchst allgemeine Begriffe und Verhältnisse;

δ) wenn eine geschickte, gedrängte und ästhetische Wortstellung in den einzelnen Sätzen und eine künstliche Verbindung der einzelnen Sätze zu einem Ganzen herrscht;

ε) wenn endlich in Hinsicht auf Kürze und Länge, auf Hochton und Tiefton der Sylben nicht der Zufall, sondern ein Gesetz entscheidet.

Alle diese Eigenschaften fördern die Lebhaftigkeit der innern Darstellung oder des Styles und bilden das Wesen des dichterischen Ausdruckes, welchen, wenn ihn auch nicht jedes Schriftwerk in gleichem

Grade erfordert, doch der rednerische Vortrag mehr oder weniger in Anspruch nimmt. Schon der Begriff eines schönen Styles macht die Eigenschaft der Lebhaftigkeit für jegliche Rede nöthig, weil mit Wohlgefallen verstanden zu werden jedenfalls zu seinem Endzwecke gehört.

Die Lebhaftigkeit des Styles fodert also zuerst einen Reichthum und Ueberfluß von angemessenen Wörtern, wodurch die Einbildungskraft und das Gemüth zugleich in Bewegung gesetzt werden sollen. Der Redner muß seine Vorstellungen so viel als möglich reichhaltig in Wort und Sprache einkleiden. Ihm darf es nicht genügen, seiner Vorstellungen nur im Allgemeinen Erwähnung zu thun; er muß in das Einzelne eingehen, seine Vorstellung von allen Seiten und nach allen ihren Merkmalen vor die Einbildungskraft des Zuhörers bringen, ihr selbst durch Vergleichung mit andern Vorstellungen zu Hilfe kommen. Diese Aufgabe erreicht er durch gewisse Modifikationen der Sprache die man gewöhnlich Figuren nennt. Die einzelnen Figuren nun, durch welche das erste Merkmal der Lebhaftigkeit des Styles erreicht werden kann, sind folgende:

1. Das Epitheton. Durch dasselbe werden einer gewissen Hauptvorstellung, es mag Person oder Sache seyn, noch ein oder mehrere, aus ihrem Wesen hergenommene Merkmale beigelegt, gewöhnlich in der Form von Adjektiven, Participien, Adverbien oder durch einen Relativsatz. Epitheta seyen aber nicht schon im Hauptworte angedeutet, nicht matt, verbraucht oder unbestimmt und viel anwendbar z. B. der alte Greis weinte nasse Thränen. Goldene Sonne; silberner Mond; dunkles oder kühles Grab; meer- oder stromumspülte Stadt.

2. Die Beschreibung (descriptio). Durch sie wird einer Hauptvorstellung nicht einfach erwähnt, sondern durch Aufzählung aller oder mehrerer in ihr enthaltener Theilvorstellungen und Merkmale dargestellt z. B. „M. Porcius Cato besaß eine solche Willens- und Geisteskraft, daß es schien, er würde, in welchem Stande er auch geboren wäre, seine Stellung sich selbst geschaffen haben. Keine Geschicklichkeit, weder zur Führung von Privatangelegenheiten noch von öffentlichen, fehlte ihm. Die Stadt- und Landgeschäfte verstand er gleich gut. Zu den höchsten Ehrenstellen erhob Andere entweder Rechtskunde oder Beredsamkeit oder Kriegsruhm, er aber hatte einen so gleich gewandten Geist für Alles, daß man hätte sagen mögen, er sey einzig für das geboren, was er jedesmal betrieb. Im Kriege der persönlich Tapferste und durch viele glänzende Kämpfe berühmt; als er zu den höchsten Ehrenstellen gelangte, der ausgezeichnetste Feldherr; nicht minder im Frieden, wenn man ihn über das Recht zu Rathe zog, der Kundigste;

wenn eine Sache öffentlich zu führen war, der größte Redner, und zwar nicht ein solcher, dessen Stimme im Leben gewaltig war, ohne daß ein Denkmal seiner Beredsamkeit vorhanden wäre: nein, diese lebt und wirkt noch immer, unvergänglich durch Schriften aller Art. Wir haben noch viele seiner Reden, theils für sich, theils für oder gegen Andere. Denn nicht allein in Anklage= sondern auch in Vertheidigungsreden mühte er seine Gegner ab. In allzuviele Feindschaften wurde er eben sowohl durch Andere als durch sich selbst verflochten, und es ist schwer zu sagen, ob der Adel ihn mehr gedrückt, oder ob er den Adel mehr beunruhigt habe. Herben Gemüthes war er unstreitig und hatte eine scharfe, unmäßig freie Zunge; aber auch einen von niedrigen Begierden unbesiegten Sinn und eine starre Rechtlichkeit; er verachtete die Gunst, den Reichthum; in Sparsamkeit, in Ausdauer gegen Arbeit und Gefahr beinahe eisern nach Leib und Seele, er, den nicht einmal das Alter, welches Alles abspannt, brach; der noch im sechsundachtzigsten Lebensjahre seine Sache selbst führte, selbst eine Vertheidigungsrede hielt und niederschrieb, noch im neunzigsten Lebensjahre den Servius Galba vor das Volksgericht rief!" Livius lib. 39. c. 40.

3. Die Zergliederung (distributio). Durch sie wird einer Handlung, deren Inbegriff nach dem Ablaufe einer gewissen Zeit vervollständigt wird, nicht einfach erwähnt, sondern nach allen oder den meisten Einzelhandlungen, die zusammengenommen im Laufe der Zeit die Haupthandlung ausmachen, dargestellt z. B. „Diese Studien (die Wissenschaften) geben der Jugend Geistesnahrung, ergötzen das Greisenalter, schmücken das Glück, gewähren dem Unglücke Zuflucht und Trost, unterhalten zu Hause, hindern nicht auswärts, übernachten mit uns, bleiben bei uns auf Reisen, auf dem Lande." Cic. pro Archia c. 7. „Wo ist ein Giftmischer in ganz Italien, wo ein Klopffechter, wo ein Räuber, wo ein Bandit, wo ein Verwandtenmörder, wo ein Testamentsverfälscher, wo ein Betrüger, wo ein Schlemmer, wo ein Verschwender, wo ein Ehebrecher, wo ein verrufenes Weib, wo ein Verführer der Jugend, wo ein Verführter zu finden, der nicht gestände, mit Catilina auf dem vertrautesten Fuße gelebt zu haben?" Cic. in Cat. II. 4.

Beide Figuren, Beschreibung und Zergliederung, erfordern Absicht und verständigen Plan, Würde, Einheit, nützliche Individualisirung und Eingehung in's Detail, sowie Vermeidung alles Ueberflüssigen und Fremdartigen.

4. Die Exergasie (elaboratio, Ausführung) stellt eine

Hauptvorstellung nach ihren verschiedenen Beziehungen und von mehreren Seiten so dar, daß streng genommen stets dieselbe Vorstellung wiederkehrt, aber aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet z. B. „Wie groß sind die Werke Gottes! Wie schön ist seine Natur! Wie reizend die Abwechselung der Jahreszeit! Wie regelmäßig der Körper des Menschen! Wie erhaben sind die Anlagen seines Geistes!"

„Einen gerechten und in seinem Vorsatze beharrlichen Mann erschüttert nicht der Bürger Hitze, die Frevel gebieten, nicht des drohenden Tyrannen Blick im festen Sinne, nicht Auster, des unruhigen Hadrias stürmischer Gebieter, nicht des blitzenden Jupiters gewaltige Hand: stürzte der Erdball in Trümmer, sie würden ihn decken, aber nicht schrecken." Hor. c. III. 3.

5. Die Häufung (cumulatio) läßt Bezeichnungen oder Merkmale von Gegenständen, bei denen man gern verweilet und lebhaft empfindet, gedrängt auf einander folgen z. B. „Tugend, Himmelgeborne, der Gottheit ewige Gabe; Sehnsucht ewiger Geister, dem Helden Schlachtruf, dem Jünglinge Weckerinn mächtiger Thaten, dem Weisen theuer errungene, höchste Schöne!" Aristoteles.

„Religion der Gottheit! Du heilige Menschenfreundin!
Tochter Gottes, der Tugend erhabenste Lehrerinn! Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich!
Schön, wie der Seligen Einer, und süß, wie das ewige Leben!
Schöpferinn hoher Gedanken! der Frömmigkeit seligster Urquell!"
Klopstock.

„Dem Lehrer der Jugend, dem Sittenverbesserer, dem Führer der Herzen, dem holden, menschenfreundlichen Weisen." Gellert von Denis.

6. Die Steigerung (gradatio, κλίμαξ) ordnet die in der Cumulation gehäuften Merkmale nach dem Range ihrer innern Bedeutung, so daß das Schwächere voran und das Stärkere nachgestellt wird z. B. „Vermögen, Gesundheit, Ruhe, Leben, Ehre — Alles war verloren."

„Es ist Gewalthat, einen römischen Bürger in Bande zu legen; ein Verbrechen, ihn zu schlagen; es ist beinahe Verwandtenmord, ihn zu tödten. Wie soll ich nun das Kreuzigen nennen? Eine so verruchte That kann gar nicht mit einem angemessenen Worte bezeichnet werden." Cic. in Verrem V. 66.

„In der Hauptstadt erzeugt sich Ueppigkeit, aus der Ueppigkeit geht nothwendig Habsucht hervor; Habsucht bricht in Verwegenheit aus; von daher entstehen alle Verbrechen und Uebelthaten." Cic. pro Rosc. Am. 27.

Der Klimax wird zum Antiklimax, wenn man vom Stärkern

zum Schwächern herabsteigt z. B. „Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß sind, so sind wir es überall: auf dem Throne, im Pallaste und in der Hütte — nur Eine Tugend.“

7. Die Vergleichung (comparatio). Durch sie wird zu einer Hauptvorstellung eine andere vergleichungsweise hinzugesetzt, welche eine Aehnlichkeit dem äußern Eindrucke nach mit ihr hat. Jede Sache kann aber entweder mit Größerm oder mit Geringerm oder mit Gleichem verglichen werden, weßhalb es drei Arten der Vergleichung gibt z. B. (a majori ad minus) „Da Wenige, seit es Menschen gibt, sich gefunden haben, die ohne Aussicht auf Belohnung für ihr eigenes Vaterland den Waffen der Feinde ihr Leben bloßgestellt haben, glaubt ihr, daß es Jemand geben werde, der für einen fremden Staat nicht allein ohne Aussicht auf Belohnung, sondern sogar, wenn diese verboten wäre, sich Gefahren aussetzen möchte.“ Cic. pro Balbo c. 10.

(a minori ad majus) „Den Tod, den für das Vaterland sogar Jungfrauen aus Athen, wie man erzählt, verachtet haben, sollte ich, ein Consular, nach so großen Thaten, fürchten? zumal, da ich einer Stadt angehöre, aus welcher Q. Mucius allein in des Porsenna Lager kam und ihn, obgleich er den eigenen Tod vor Augen sah, zu morden suchte?“

(a pari) „Eine Strafe, die gegen einen Mörder des Vaters gerecht ist, sollte diese nicht mit Recht über einen Mörder der Mutter verhängt werden?“

8. Das Gleichniß (similitudo) beschreibt die in der Vergleichung nur einfach erwähnte Nebenvorstellung ausführlich, während der Hauptvorstellung nur mit Kurzem gedacht wird z. B. „Der Tod junger Leute kommt mir gerade so vor, wie wenn die Wuth der Flamme durch eine Masse Wassers gedämpft wird; der Tod alter Leute aber, wie ein Feuer, das von selbst ohne Anwendung von Gewalt sich verzehrt und erlöscht. Und wie das Obst, wenn es noch unreif ist, nur mit Gewalt sich abreißen läßt, wenn es aber reif und durch die Sonne gezeitigt ist, abfällt: eben so nimmt jungen Leuten die Gewalt, alten die Reife das Leben.“ Cic. de senect. c. 19. „Wie, wenn man einem kleinen Knaben oder einem schwachen, entnervten Greise ein Schwert gibt, dieser aus eigener Kraft Niemand schadet, aber, wenn er dem unbewaffneten Körper auch des tapfersten Mannes zu nahe kommt, bloß durch die Schärfe und die Kräfte des Eisens verwunden kann; so haben, als entnervten und abgeschwächten Menschen das Consulat gleichsam als ein Schwert übergeben worden war, solche, die für sich

Niemand je hätten die Haut ritzen können, mit dem Namen der höchsten Befehlshaberwürde bewaffnet, die Republik mithingewürgt."

Eine Nebenart der Vergleichung und des Gleichnisses ist das Beispiel, durch welches für eine allgemeine Vorstellung ein bestimmter einzelner Fall gesetzt wird, durch den sich die allgemeine Vorstellung beurkundet hat z. B. Cicero tadelt den Raub von Bildern und Kunstwerken, indem er Beispiele enthaltsamer Feldherrn anführt, also: „Was soll ich von M. Marcellus sagen, der Syrakus, die herrlich geschmückte Stadt, eroberte? Was von L. Scipio, der in Asien Krieg führte und den Antiochus, den mächtigsten König besiegte? Was von Flaminius, der den König Philippus und Macedonien unterwarf? Was von C. Mummius, der Corinth, die schönste und geschmückteste Stadt, die an allen Besitzthümern so reich war, vertilgte?" Cic. in Verrem I. 21.

In beiden Figuren, in der Vergleichung sowohl als im Gleichnisse, muß das Hauptbild durch das Gegenbild hervorgehoben werden. Sie verlangen Anschaulichkeit, weßhalb sie so viel als möglich von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen zu entlehnen sind, und besonders Aehnlichkeit. Das Haupt- und Gegenbild muß in einem gewissen Punkte, den man in der technischen Sprache das tertium comparationis nennt, wirklich ähnlich seyn. Dieser Punkt darf aber nicht weit hergeholt, verborgen und erst nach längerm Nachdenken einleuchtend seyn, auch nicht bloß in einer Aehnlichkeit der Ausdrücke liegen, sondern die Aehnlichkeit muß auf der Stelle dem Zuhörer einleuchtend und eine Aehnlichkeit im Wesen der verglichenen Begriffe seyn. Man soll sie ferner nur an wichtigen Stellen, wo Gemüth und Einbildungskraft gleichsam einen Ruhepunkt verlangen, um über die Größe des Gedankens eine Betrachtung anzustellen, in Anwendung bringen. Wenn mehrere Gleichnisse auf einander folgen, so muß in ihrer Stellung die Steigerung beobachtet werden.

9. Die Parallele (compensatio) ist von dem Gleichnisse, das sich auf eine Hauptähnlichkeit einschränkt, dadurch unterschieden, daß sie die Aehnlichkeit im Gegenbilde nach einzelnen Beziehungen durchführt z. B. „Homer ist ein mächtiger Strom, dessen klare Fluthen sanft zwischen blumigen Ufern dahingleiten; wo die Gestade ihn drängen, da eilet er brausend und rascheren Laufes fort, und zwischen Felsenwänden rollet er donnernd hindurch. Klopstock ist ein hoher Felsenstrom, der von Klippen zu Klippen hinabstürzt, als rollte schmetternd ein Donnerwagen mit tausend Rädern hinunter. Selbst im tiefen Thale strömt er stets donnernd zwischen steilen Felsen und schauerlichen Tannengebirgen hin."

10. Das Antitheton vergleicht eine Vorstellung mit einer andern, welche nur in einigen Merkmalen eine Aehnlichkeit mit ihr hat, in andern aber mit ihr unähnlich ist. Durch diese Figur entsteht der sogenannte Contrast z. B.

„Der Reiche gähnt auf Daunen, der Bettler schläft auf Stroh;
Du schläfst auf weichem Bette, ich schlaf auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich im stillen See.“

Ewald.

„Ich glaube, daß du auf geweihte Tempel und auf Altäre gnädig niedersiehst, allein ich weiß, daß nur die Welt dein Tempel, und unser Herz dein liebster Altar ist.“ Blumauer.

11. Die Antithese (oppositio contrariorum) vereinigt entgegengesetzte Vorstellungen in die Einheit eines Satzes z. B.

„Wer aber möchte dieß ertragen können, daß feige Menschen den tapfersten Männern, die Thörichtesten den Klügsten, Trunkenbolde den Nüchternen, Schlafende den Wachenden Nachstellungen bereiten.“ Cic. Cat. II. 5.

„Auf dieser Seite kämpft Ehrgefühl, dort Frechheit; hier Keuschheit, dort Unzucht; hier Treue, dort Betrug; hier Frömmigkeit, dort Laster; hier Besonnenheit, dort Tollheit; hier Ehrbarkeit, dort Schande; hier Enthaltsamkeit, dort Ausschweifung: kurz, Billigkeit, Mäßigung, Tapferkeit, Klugheit, ja alle Tugenden streiten gegen Unbilligkeit, gegen Ueppigkeit, gegen Feigheit, gegen Unbesonnenheit, gegen alle Laster: endlich steht Ueberfluß dem Mangel, richtige Einsicht einem zerrütteten Verstande, gesunde Vernunft der Unvernunft, gute Hoffnung der vollständigsten Hoffnungslosigkeit entgegen.“ Cic. Cat. II. 11.

Die Antithese vereinigt demnach entgegengesetzte Begriffe, unbekümmert um ihre Aehnlichkeit oder Nichtähnlichkeit, und unterscheidet sich dadurch wesentlich vom Antitheton, welches Vorstellungen verbindet, welche in einzelnen Sinneswahrnehmungen einander gleichen, in andern sich widersprechen. Sie erfordert ästhetische Kraft und tiefen Sinn; außerdem wäre sie ein nichtiges Spiel des Witzes und artete in bloße Wortspielerei aus.

Die Lebhaftigkeit des Styles erfordert zweitens Eleganz des Ausdruckes, gemäß welcher das Ausgesuchte, Auffallende, Seltene, Bildliche und Affekterregende von dem Redner erstrebt wird. Diesen Zweck befördern:

1. Die Tropen. Tropus heißt jedes Wort und jede Redensart, welche zum Ausdrucke einer Vorstellung gebraucht wird, für welche sie nicht ursprünglich ausgeprägt wurde, sondern der sie nur deßhalb

zugetheilt wird, weil jene Vorstellung, für die sie ursprünglich galt, eine gewisse Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit der auszudrückenden besitzt. Nach der Verschiedenheit dieser Verwandtschaft und Aehnlichkeit gibt es auch mehrere Arten von Tropen.

Besteht nämlich die Verwandtschaft darin, daß sich die Vorstellungen, deren Ausdrücke mit einander verwechselt werden, zu einander verhalten, wie Gattung zur Art, wie Ganzes zum Theil, wie ein einzelner Begriff zu einem allgemeinen, wie Abstraktes zum Concreten oder umgekehrt, so heißt man den Tropus Synekdoche z. B.

„Die Fluthen wimmelten von schwimmenden Gebäuden (statt: Schiffen); Kähne mit schneidendem Ruder durchgleiten die schimmernde Fläche (statt: den See). Die Huld, die Raben (statt: Vögel) nährt, wird Menschen nicht verstossen. — Er strömt den Quell über die Blumen aus. Zwanzig Frühlinge sind dahin. Wohlthätige Hände erquicken den Armen. Gottes Auge wacht über uns. — Wo Mäcene die Günstlinge der Auguste sind, da wird es an Horazen und Virgilen nicht fehlen. — Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingenden Blicken. Der giftgeschwollene Neid nagt an des Nachbars Gut.

Wenn hingegen die Verwandtschaft von der Art ist, daß sich die Vorstellungen, deren Ausdrücke mit einander verwechselt werden, zu einander verhalten, wie Früheres zum Spätern, also wie die Ursache zur Wirkung, wie das Zeichen zur bezeichneten Sache, wie das Behältniß oder der Ort zum Enthaltenen, wie der Stoff zum Produkte, wie das Werkzeug zum Verfertigten und umgekehrt, so nennen wir den Tropus Metonymie. Hiebei werden Götter und Göttinnen, als Vorsteher der Elemente, für die Elemente oder, als Erfinder, für die erfundene Sache, Schriftsteller statt ihrer Werke, Wappen statt eines Staates, Flüsse statt der Völker und Länder, Instrumente statt der Künste und Kunstwerke gesetzt z. B. „Ich höre die Kanonen oder die Harfe (statt deren Schall und Klang); der Segen rauscht auf die Fluren herab; es fliegt der Tod aus tausend ehernen Schlünden. — Tugend ist auch im Küttel ehrwürdig. Napoleon entriß vielen Monarchen Krone und Zepter; er zog den Lorbeer dem Oelzweige vor. Als Rom die Siege noch nach seinen Schlachten zählte, war Brei der Helden Speis. Schon brennt sein Nachbar Ucalegon (st. Ucalegons Haus). So auch: das donnernde Metall für Kanonen; ein tödtliches Blei für Kugel; auf Silber speisen; sich in Seide kleiden rc. rc. Wir bewundern den Meißel des Phidias (statt dessen Werk). Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulkan, des Deiphobus erhab'ne Burg

im Staube. Aus der Ströme blauem Spiegel lacht der unbewölkte Zeus. Lange sucht der fliehende Saturnus seine Braut — die Ewigkeit. Der Sänger der Ilias (st. Homer). Der bayerische Löwe (st. Bayern). Es schweigt die Leyer vor Schmerz. Den Jambus nahmen die Socken und hohen Cothurnen auf (st. Comödie und Tragödie).

„Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen an der Seine Strand (st. nach Paris)."

Wenn endlich ihrer Verwandtschaft nach die Vorstellungen, von welchen die Ausdrücke verwechselt werden, sich so zu einander verhalten, wie Hauptbild zum Gegenbild, also eine für die äußern Sinne wahrnehmbare Aehnlichkeit der Vorstellungen herrscht, so heißt der Tropus Metapher z. B. „Das Feuer der Rede; der Strom der Zeit; die Schönheit verblüht; die Rosen ihrer Wangen sind vom Tode weggepflückt".

Die Metapher unterscheidet sich von dem Gleichnisse dadurch, daß dieses die verwandten Begriffe, das Bild und Gegenbild zugleich darstellt, die Metapher dagegen nur das Bild setzt, das Gegenbild aber und die Vergleichungspartikeln wegläßt. Sie ist also eigentlich nur ein abgekürztes Gleichniß. Dieses sagt z. B.: „Der Dichter gleicht dem Adler, der zur Sonne emporfliegt", die Metapher aber: „Der Dichter fliegt zur Sonne empor."

Die Uebertragung ähnlicher Vorstellungen kann vierfach seyn:

a) Lassen sich Eigenschaften von lebenden Wesen auf andere lebende übertragen und zwar entweder von Thieren auf Menschen oder umgekehrt z. B. „Mit des Afrikanus Tod wuchs der Muth der Feinde; an ihrer Spitze stand M. Porcius Cato, welcher auch bei dessen Lebzeiten seine Größe anzubellen gewohnt war" Liv. 38. 54. „Die Nachtigall flötet im Gebüsche";

b) von einem leblosen Gegenstande wieder auf einen leblosen z. B. „An der Glut des Gesangs entflammten sich des Hörers Gefühle";

c) von einem leblosen Gegenstande auf ein lebendes Wesen z. B. „Ins Bayerland ergoß sich dieser Gustav";

d) von einem lebenden Wesen auf einen leblosen Gegenstand z. B. „Die Saaten sind zerwühlt, der Fruchtbaum weint, der Weinstock stirbt von mörderischen Streichen".

Bei dem Gebrauche der Metapher berücksichtige man folgende Punkte:

α) Man bediene sich derselben nicht zu häufig; denn sowie eine

Rede durch mäßig und schicklich angebrachte Metaphern an Lebhaftigkeit gewinnt, so wird sie durch allzuhäufigen Gebrauch derselben dunkel;

β) Darf sie nicht niedrig und dem natürlichen Gefühle zuwider seyn;

γ) Die Aehnlichkeit muß in die Augen springen und darf nicht zu weit hergeholt seyn;

δ) Besonders muß sich der Redner hüten, Metaphern zu vermischen und bildliche und eigentliche Ausdrücke untereinander zu mengen. Pope z. B. läßt die Penelope vom Telemach sagen: „Auch die andere Säule des Staates ist dahin, und zwar ohne Abschied genommen oder auch nur meine Einwilligung erlangt zu haben". Eben so wenig sind von Einem Gegenstande zwei verschiedene Metaphern zu gebrauchen. Und wenn man einem Dichter einen Fehler der Art verzeiht, wie Hor. Od. I. 27, 18. „Ach Armer, in welcher Charybdis mühtest du dich ab, o Jüngling, einer bessern Flamme werth!"; so darf doch niemals der Redner sich eine gleiche Freiheit nehmen, wie z. B. Cicero pro Milone c. 8: „Daher erwählte er (Pompejus) aus den angesehensten Ständen gerade die Lichter derselben zu Richtern."

Wird in der Synekdoche und Metonymie die Vorstellung ganz durch Ausdrücke, welche von der verwandten Vorstellung hergenommen sind, durchgeführt, so daß also kein Ausdruck eigenthümlich, sondern alle tropisch sind, so nennt man dieß Periphrase z. B. „Es ist unzweifelhaft die seltsamste und widernatürlichste Wundererscheinung um das Daseyn eines Wesens von menschlicher Gestalt und Bildung, das an Grausamkeit so sehr die Thiere überträfe, daß es diejenigen, durch die es dieses liebliche Lebenslicht erblickt hat, auf die empörendste Weise des Lichtes beraubte." Cic. pro Rosc. Am. 22.

„Schon rauchen von ferne die Dächer der Dörfer und von den Bergeshöhen fallen längere Schatten." Virg. Ecl. 1.

Geschieht dasselbe bei der Metapher, so heißt man dieß Allegorie z. B. „Der Farbenbogen des Friedens steht nicht bloß hoch und fern am Himmel einer geahnten Jenseitswelt; nein, schon hier auf der Erde schimmert er im Prisma jedes reinen Herzens und am Springbrunnenstrahle jedes kräftigen Willens."

„Trinke mit vollen Zügen aus der pierischen Quelle oder lasse sie ungekostet. Hier berauschen mäßige Züge, und nur ein starkes Trinken macht wieder nüchtern."

Zur Förderung der Lebhaftigkeit des Styles trägt bei

2) die Personification (προσωποποιία), eine Figur, vermöge welcher dem Leblosen oder Nichtsinnlichen die Eigenschaften von beleb-

ten Wesen beigelegt werden z. B. „So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand am Schwerte; jedes rauschende Blatt jagte ihm Schrecken ein.“

„Denn wenn das Vaterland, das mir theurer, als mein Leben ist, wenn ganz Italien, wenn die gesammte Republik so zu mir spräche: M. Tullius, was treibst du?“ rc. rc. Cic. Cat. I. 11.

3. Die Vision, ein angebliches oder vermeintliches Erscheinen und Wirken abwesender Personen, abgeschiedener Geister und idealer Wesen darf der Redner nicht wie der Dichter, oder nur im Zustande des höchsten Affektes anwenden z. B. „Alter Freund, immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch, wie die übrigen Freunde? Wie willig senktest du dich auf mein freies Haupt herunter und kühltest, wie ein schöner Myrthenkranz, meine Schläfe.“ Göthe's Egmont.

4. Die Uebergehung (praeteritio), wenn man Etwas, das vielleicht der Hauptgedanke ist, nur im Vorbeigehen erwähnt und sich stellt, als ob man nicht davon reden wolle, oder auch, wenn man durch eine unvorbereitete Wendung zu einer andern Vorstellung von der vorhergehenden und noch nicht ganz erschöpften übergehen zu wollen scheint. z. B. „Ich will also nicht rühmen, Quiriten, wie große Thaten Pompejus im Frieden und Kriege, zu Wasser und zu Land und mit welchem Glücke ausgeführt habe; wie seinen Wünschen nicht allein die Mitbürger stets beigepflichtet, die Bundesgenossen sich gefügt, die Feinde gehorcht, sondern sogar Winde und Wetter sich nach denselben gerichtet haben.“ Cic. pro lege Man. 16. Conf. Cic. in Verrem actio I. 12.

5. Die Ironie. Durch sie drückt man das Gegentheil von dem aus, was man denkt. Wird dieselbe gegen Sterbende angewendet, so heißt sie Sarkasmus, und besteht sie in der spöttischen Nachahmung der Worte eines Andern, so heißt sie Mimesis z. B. „Aber wie einfältig bin ich, daß ich es nur wage, einen Drusus, einen Afrikanus, einen Pompejus und mich selbst mit einem P. Clodius zusammenzustellen!“ Cic. pro Mil. 8.

„Seht doch, seht, ihr Oberpriester, was das für ein religiöser Mensch ist; und wenn es euch gefällt, so erinnert ihn, was die Pflicht rechtschaffener Priester ist, daß es ein gewisses Maaß in der Religion gebe, und man nicht gar zu abergläubisch seyn müsse,“ Cic. pro domo 40.

„Bist du Gottes Sohn, so steige herab vom Kreuze!“ „Laßt sehen, ob Elias komme und ihm helfe.“

„Es ist wahrlich gut gemeint. Ja, schön gut gemeint.“ „Bin

ich nicht eine ehrliche Frau? — Ja, du ehrliche Frau — hast nur ein wenig gestohlen."

6) Die Parodie, wenn man das Fehlerhafte scherzhaft nachahmt, sowohl in einzelnen Ausdrücken, als auch in Wendungen und im Tone des Ganzen z. B.

„Das fünfte Gebot: „Du sollst nicht stehlen" das befolgt ihr auf ein Wort; denn ihr tragt Alles offen fort."

7. Der Ausruf (exclamatio), wenn man seinen Empfindungen durch Interjektionen und andere zum Ergusse der Empfindungen gebräuchliche Redensarten Luft macht z. B. „O süsser Name der Freiheit! O unvergleichliches Recht unsers Bürgerthums! O Porcisches Gesetz und ihr Sempronischen Gesetze! O du schwer ersehnte und endlich dem römischen Volke wieder geschenkte Tribunicische Gewalt!" Cic. in Verrem V. 63.

8. Der Wunsch (optatio), wenn man das, was man verwirklicht sehen möchte, mit Affekt ausdrückt z. B. „Möchtet ihr, Quiriten, einen so großen Ueberfluß an tapfern und unbescholtenen Männern besitzen, daß euch diese Berathung schwer würde, wen mit Vorzug ihr glauben sollt, an die Spitze eines so großen Krieges stellen zu müssen!" Cic. pro lege Man. 10.

9. Die Betheuerung oder der Schwur (jusjurandum), wenn man Gott oder ein anderes erhabenes Wesen zum Zeugen der Wahrheit eines Ausspruches oder Versprechens nimmt z. B. „Wenn ich mit Wissen täusche, so mögest du, Jupiter, Bester, Größter! mich, mein Haus, mein Gesinde und all meine Habe dem Verderben preisgeben!" So Scipio bei Liv. I. 23.

10. Die Beschwörung (imprecatio), wenn man an solche Wesen oder Handlungen erinnert, die auf Jemand einen besondern Eindruck machen, um ihn zur Erfüllung einer Bitte geneigt zu machen z. B.

„Jüngling! Bei der Hoffnung der Menschheit, der du dienen sollst; bei dem Plane der Vorsehung, die auch auf dich gerechnet hat; bei der Hoffnung der Eltern, die in dir wieder aufleben wollen; bei dem Andenken der Edlen, die der Menschheit lebten; bei den Gräbern der Vortrefflichen, die für die Menschheit sterben konnten, weil Wollust nicht die Kraft ihres Gemüthes zerrüttet hatte; bei der Ewigkeit, vor der nur ein schuldloses Gemüth nicht erbebt; bei dem Andenken an Gott, der heilig ist und gebietet: Seid heilig! — bei dem Heiligsten und Größten beschwört dich Tugend und Religion: erhalte dir ein reines und unschuldiges Herz!" Mörlin.

11. Die Verfluchung (execratio), wenn man das eigene oder fremde Daseyn der ewigen Vernichtung preisgegeben wünscht z. B. „Verflucht seyst du, grausamer Arm, der du zum schrecklichen Morde die tödtliche Keule geschwungen!"

„Du sollst am Leibe verdorren, wie der Ast am Baume verdorret!"

„Verflucht sey jene Stunde, da meine Mutter das erste Mal mit Schmerzen gebar! Verflucht die Stätte, wo sie in Geburtsschmerzen dahinsank! Was über ihr stehet, verderbe, und der da pflanzen will, der habe die Mühe und den ausgestreuten Saamen verloren! Und wer vorübergeht, dem soll ein Schrecken durch die Gebeine beben!"

Aus Geßners Tod Abels.

12. Die Hyperbel, wenn eine Vorstellung über das Maaß erhoben oder erniedrigt wird z. B. Schiller läßt seinen Franz Moor in den Räubern sagen:

„Kameraden! Ich fühle eine Armee in meiner Faust."

13. Die Ellipse, wenn im Feuer der Rede Mittelbegriffe ausgelassen, und nur die Hauptgedanken gesetzt werden, alle Nebenvorstellungen aber wegbleiben. Die Ellipse ist entweder

a) Abgebrochenheit (interruptio), z. B. „Gleichwohl, wozu sage ich dieß? damit irgend Etwas dich beugte? damit du je dich bessertest? damit du auf irgend eine Art von Flucht sännest? damit du an irgend eine Verbannung dächtest?" Cic. in Cat. I. 9;

b) Asyndeton, Weglassung der Verbindungswörter zwischen mehreren Sätzen z. B.

„Liebe zur Ueppigkeit und Wollust erfüllt die Seele mit unaufhörlichen Stürmen, verschwendet das Vermögen, zerreißt die heiligsten Bande der Freundschaft, vernichtet die Macht, den Willen Andern Gutes zu thun, zerstört die Gesundheit, raubt die Ehre, stürzt ins tiefste Elend.";

c) Aposiopesis oder Verschweigung einiger zu einem vollständigen Satze gehöriger Begriffe z. B.

„Komm ich zu dir hinauf, so soll dein Blut —
Hier schwieg er, denn es schloß die Lippen seine Wuth."

„Hätte er es wohl gewagt, diesen Vorschlag, welchen S. Clodius als seine Erfindung rühmt, auch nur zu erwähnen, so lange Milo lebte, geschweige denn, wenn er Consul gewesen wäre? Denn es handelte sich um unser aller — ich wage es nicht das Ganze zu sagen."

Cic. pro Mil. 12.

14. Das Polysyndeton oder die Häufung von Bindewörtern, um die Einbildungskraft bei den einzelnen Vorstellungen fest zu halten

z. B. „Darauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch und flucht, daß er noch ist, und spritzt mit bleichen, sterbenden Händen himmelan Blut.“ Klopstock von einem sterbenden Gottesleugner.

15. Die Anteoccupatio oder Prolepsis, durch welche das, was der Gegner behaupten oder einwerfen will, vorher schon behauptet oder eingewendet wird z. B.

„Ihr wundert euch vielleicht, Richter, wie es komme, daß, da so viele treffliche Redner und Männer aus den edelsten Geschlechtern hier sitzen, ich gerade mich erhebe, da ich doch weder an Alter, noch an Talent, noch Ansehen mit denen, welche hier sitzen, mich vergleichen kann.“ Cic. pro Rosc. Am. 1.

16. Die Anticipatio oder die Voraussetzung dessen, was der Zeit nach später geschieht. Man nennt diese Figur auch das Hysteron Proteron z. B. „Was ich sang und empfand.“

17. Die Ueberraschung (suspensio), wenn auf eine künstliche Einleitung von Vorstellungen plötzlich eine andere folgt, die man gemäß dem Vorhergehenden nicht erwartet hätte z. B.

„Frühling! Jeder lobt dich doch, selbst der mürrische Segist, —
Weil er dann kein Holz mehr braucht, und sein Korn am theursten ist.“
Lessing.

18. Die Umstellung (inversio), vermöge welcher eine besonders herauszuhebende Vorstellung aus der gewöhnlichen Wortfolge herausgenommen und am Anfange des Satzes hingestellt wird z. B. „Die Blüthe der Schönheit und Jugend! — wie bald ist sie dahin!“

19. Die Anrede (apostrophe), welche mit der Personifikation häufig in Verbindung gebracht wird, ist eine Wegwendung von dem eigentlichen Gegenstande der Verhandlung. Durch sie werden Wahrheiten, besonders Erinnerungen, Ermunterungen und Warnungen nicht nur einzelnen Zuhörern sondern auch ganzen Versammlungen näher gebracht. Die Anrede kann an lebende Wesen, seyen sie abwesend oder todt, so wie an Lebloses und abstrakte Begriffe gerichtet werden, und dient vorzüglich dazu, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu spannen und Affekte zu erregen, weßhalb sie nicht häufig und nur im Pathos der Rede angewendet werden soll. Zu den Apostrophen gehören auch eingestreute Gebethe z. B.

„O Philosophie, du Führerin des Lebens! o der Tugend Erforscherin und Verdrängerin der Laster! Was wären nicht nur wir, was hätte überhaupt das menschliche Leben ohne dich seyn können! Cic. Tusc. qu. V. 2.

„Euch, ihr Grabhügel und Haine um Alba, euch rufe ich an und

fordere euch zu Zeugen auf, und euch, ihr verschütteten Altäre der Albaner, die ihr mit den Heiligthümern des römischen Volkes verbündet und gleichen Alters seyd rc. rc." Cic. pro Mil. 31.

„Quelle des Lebens, o Licht! Du aller Dinge erstes und bestes! Göttlicher Ausfluß! Strahlendes Kleid der Natur, ohne dessen umgebende Schönheit die Schöpfung in wesenloses Dunkel vergraben läge! — Und du, o Sonne, Seele der um dich rollenden Welten! Schönstes Bild deines Vaters! — Kann mein Lied dich erreichen? — Lenkerin der Planetenschaar, ohne deren lebenden Blick ihre lästigen Bälle träge, todte, gestaltlose Massen wären und nicht, wie jetzt, die grünende Wohnung des Lebens! Wie mancherlei Wesen harren auf dich, deinen Geist einzusaugen, vom fesselfreien, durch dich erhöhten Geiste bis herab zu dem Geschlechte eines Tages, den schwärmenden Myriaden deines sinkenden Strahles!" Thomson, übersetzt v. Schubart.

„Aber, o Allmächtiger! stehe mir bei! — Laß jede selige Hoffnung vor meiner Seele hellglänzend hinschweben! — Verlaß, o verlaß mich nicht, wenn die ernste Todesstunde über meinem Haupte hingeht, und die letzten Schauer durch meine Gebeine beben!"

20. Die Anrufung (invocatio) des Beistandes höherer Wesen, auch menschlicher Richter z. B. „Enthebe uns daher, Cäsar, durch dein Wort, durch deine Charakterfestigkeit und Milde zuerst von der Furcht, damit wir nicht den Verdacht hegen, es habe sich ein Rest von Groll in dir festgesetzt. Ich flehe dich an bei jener Rechten, die du als Gastfreund dem dich gastlich aufnehmenden Könige Dejotarus gereicht hast; bei jener Rechten, sage ich, die wohl eben so stark in Haltung des Versprechens, als in Kriegen und Schlachten ist." Cic. pro Dejotaro 3.

„Was ist also noch übrig, ihr Richter, als daß ich euch bitte und beschwöre, dem tapfersten Manne das Mitleid angedeihen zu lassen, das er selbst nicht für sich erbittet, ich aber, auch gegen seinen Willen, erbitte und in Anspruch nehme." Cic, pro Mil. 34.

21. Die ästhetische Frage (interrogatio pathetica), die sich von der gewöhnlichen dadurch unterscheidet, daß bei ihr die Antwort nicht der Hauptzweck ist. Sie ist entweder

a) Epinome, wenn man aus Ueberzeugung von der Unleugbarkeit einer Behauptung mit dem Gegentheil derselben anfängt z. B. „Diesen Mann sollte ich nicht lieben! nicht bewundern, nicht für würdig halten, daß er auf jegliche Weise vertheidigt werde?" Cic. pro Archia 8.

b) Communicatio, wenn man den Leser oder Zuhörer mit zu Rathe zieht und ihn um seine Meinung fragt z. B.

„Ja, was würdest sogar du, Labienus, in einer solchen Lage und unter solchen Umständen thun, wenn ein Beweggrund der Feigheit dich zu fliehen und Schlupfwinkel zu suchen antriebe, und dich die Gottlosigkeit und Raserei eines L. Saturninus auf das Kapitol lockte?" Cic. pro Rabirio 8.

c) Ratiocinatio, wenn man nach dem Grunde einer Behauptung oder Handlung fragt z. B. „Wie war dieß möglich?"

d) Subjectio, wenn man seine Zuhörer oder Gegner durch eine Frage zur Widerlegung oder zu einem Einwurfe auffodert z. B.

„Und wozu deine ganze Bitte, Antonius! wenn der Mensch, für den du eine Fürbitte einlegtest, schon durch Cäsars Verordnung zurückberufen war?" Cic. in Ant. II. 4.

22. Die Dubitatio, wenn man sich selbst gleichsam im Namen des Zuhörers einen Einwurf oder eine Bedenklichkeit erhebt z. B. „Wohin soll ein Verbrecher vor den Augen Gottes fliehen? In Wälder? Auf Gebirge? In Höhlen? Auf Schiffe? In entfernte Länder?"

„Lauter ward das Getös und bewegter die wimmelnde Menge.
Einer dem andern sank an die Brust und fragte noch zweifelnd:
Ist es gewiß? Wir frei? Entronnen auf immer den Banden?
Einzeln, dann vereint, dann immer gewaltiger scholl's nun:
Werd ich dich wiederseh'n, o Vaterland? In der Heimath
Seh'n dich, väterlich Haus, wo mir der fröhlichen Kindheit
Jahre entschwanden im Glück? — Ich herzen den zärtlichen Vater?
Ich die liebende Mutter umpfah'n? die holde Geliebt' ich?
Liebend und treu? Und ich die Kinder und trautesten Freunde?"
Tunisias v. Pyrker 12 Ges.

23. Die Einräumung (concessio), wenn man zwar den Einwurf des Zuhörers zugibt, aber zeigt, daß er der eigenen Behauptung nicht entgegenstehe z. B.

„Mögen sie leidenschaftlich, erzürnt, hartnäckig gewesen seyn: aber die Anschuldigung eines Verbrechens, einer Raserei, eines Verwandtenmordes möge den todten Cn. Pompejus, möge viele Andere nicht treffen!" Cic. pro Lig. 6.

„Nun ja, es gibt der Leiden viel hienieden;
Der Schmerz entrinnt der Wange oft;
Doch raubt es dem des Herzens süssen Frieden,
Der Ewiges hier nicht gehofft?"

24. Die Epanorthosis (correctio), wenn man das Gesagte, wie auf Veranlassung eines Andern, wieder zurücknimmt und etwas Anderes, meist Stärkeres dafür vorbringt z. B.

„Auch meine Kinderlosigkeit wird verachtet. Aber ich irre, denn an Euch habe ich Kinder, Eltern, Blutsverwandte. So lange Ihr am Leben seyd, kann ich nicht kinderlos seyn.“

„Die Normänner des Mittelalters waren bekannte Seehelden. Seehelden sag' ich? Möchten wir sie nicht richtiger Seeräuber nennen?“

„Nicht einen Dieb, sondern einen Räuber, nicht einen Ehbrecher, sondern einen Verführer der Unschuld, nicht einen Tempelräuber, sondern einen Feind der Religion alles Heiligen, nicht einen Banditen, sondern den grausamsten Hinschlächter von Mitbürgern und Bundesgenossen haben wir vor euern Richterstuhl gezogen.“ Cic. in Verrem.

Von den musikalischen Figuren oder solchen Wendungen der Sprache, in welchen mittelst des Klanges der Wörter Schönheit erstrebt wird, finden in der Rede eine häufigere Anwendung nur folgende:

1. Die Anaphora, wenn mehrere Satzglieder nach einander mit demselben Worte anfangen z. B.

„Nichts ist, glaub' es mir, schöner, nichts herrlicher, nichts liebenswürdiger, als die Tugend.“

„Dulden sollt' ich es, daß er mich mißhandelt? dulden, daß er mir sein Vertrauen entzieht? dulden, daß er mich endlich gar verstößt?“

2. Die Annominatio, wenn mehrere Wörter, die zu einem und demselben Stamme gehören, dicht hinter einander wiederholt werden z. B.

„Entbotene gebieten, Beherrschte herrschen, und die Treiber werden aus dem Lande getrieben.“

3. Die Epiphora, wenn ein oder mehrere Wörter am Ende mehrerer Satzglieder wiederholt werden. Sie ist das Gegentheil der Anaphora z. B.

„Ihr seid darüber betrübt, daß drei Heere des römischen Volkes getödtet sind? — Getödtet hat sie Antonius. Ihr vermißt die berühmtesten Mitbürger? — Auch sie hat euch entrissen Antonius. Das Ansehen dieses Standes ist darniedergeschlagen? — Darniedergeschlagen hat es Antonius.“ Cic. Philipp. III. 22.

4. Die Epizeuxis, wenn ein und dasselbe Wort unmittelbar hinter einander wiederholt wird z. B.

„An uns, an uns, ich sag' es offen, an uns Consuln fehlt es."
Cic. in Cat. I. 1.

„Laß mich weinen, an deinem Herzen heiße Thränen weinen, du einziger Freund. Ich habe Niemand, Niemand auf dieser großen weiten Erde Niemand." Schillers Don Carlos an Posa.

5. Das Polyptoton, wenn ein und dasselbe Wort in mehrern seiner Declinations- und Conjugationsformen vorkommt z. B.

„Er gab, gibt und wird dir geben, was dir nöthig ist."

b) Die Paronomasie, wenn ein zweites Wort zu einem vorhergehenden gesetzt wird, das ihm bis auf einen oder zwei Buchstaben ähnlich, dem Sinne nach aber unähnlich ist z. B.

„De hujus urbis atque adeo orbis exitio cogitat."

„Ex oratore factus est arator." Cicero.

„Hohe Würden sind schwere Bürden." Vergl. die Kapuziner-Predigt in Wallensteins Lager von Schiller.

In Bezug auf den Gebrauch der Tropen und Figuren beachte man noch folgende Vorschriften:

a) Man häufe dieselben nicht zu sehr. Uebertriebener Schmuck raubt jedem Kunstwerke die wahre Schönheit. „In Allem grenzt Eckel an höchste Lust; um so weniger darf uns dieß bei einem Sprachwerke wundern, bei dem wir, sey es aus Dichtern oder Rednern, abnehmen können, daß eine Dichtung oder Rede, sey sie auch mit glanzvollen Farben gemalt, doch nicht lange ergötzen könne, wenn sie ohne Unterbrechung und Mannigfaltigkeit gedrungen, bestimmt, geziert und artig ist. Sage man daher auch noch so oft: wie gut und klar! nur nicht zu oft: wie fein und artig;" Cic. de Orat. III. 25. Denselben Wink gibt uns Quintilian am Ende seiner Abhandlung über die Figuren: „Auch in Ansehung jener Figuren, welche schicklich sind, möcht ich in Kürze bemerken, daß sie, wie ihr rechtzeitiger Gebrauch den Vortrag schmückt, höchst ungeeignet werden, wenn man unmäßig nach ihnen hascht. Es gibt Leute, welche, um gewichtigen Stoff und kräftige Gedanken unbekümmert, sich, wenn sie auf diese Art ein leeres Wortgepräng aufstellen, für die größten Künstler halten und deßhalb nicht aufhören, es zu bilden. Aber ohne innern Gehalt darnach zu streben, ist ebenso lächerlich, als ohne Leib auf Haltung und Geberde zu sinnen. Nicht einmal jene Figuren, welche schicklich sind, darf man allzusehr häufen. Vor Allem soll man wissen, was jedesmal Zeit, Person und Umstände im Vortrage fordern; denn der größere Theil der Figuren will ver-

gnügen. Wo es aber auf Abscheu, Haß, Mitleid ankommt, wer möchte es aushalten, wenn einer in Gegensätzen, in abgemessenen Schlußfällen und ähnlichen zürnt, weint, bittet, da in solchen Fällen die Sorgfalt um Worte den Gefühlen die Wahrheit raubt, und Natürlichkeit verloren geht, wo immer sich Künstelei hervorthut." IX. 3. 100.

Daraus geht hervor, daß man sich

b) nur solcher Figuren bediene, welche mit dem Gegenstande natürlich verbunden und gleichsam von ihm eingegeben sind. Sie sollen also vom Stoffe selbst herrühren und der Seelenerguß des Redners seyn. Tropen und Figuren, welche nicht aus wirklicher Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung herstammen und sich dem Redner nicht von selbst darbieten, sind von geringer Wirkung, ja verursachen sogar Ueberdruß, da man auch ohne sie im Stande ist, sich gut und schicklich auszudrücken.

d) Von der Einheit des Styles.

Als das letzte allgemeine Merkmal der Schönheit der innern Darstellung bezeichnen wir die Einheit des Styles. Diese besteht in der Uebereinstimmung aller Theile zu einem harmonischen Ganzen. Wie bei jedem Kunstwerke müssen auch in der Rede alle Theile derselben das gehörige Verhältniß gegen das Ganze sowohl als unter sich haben und so verbunden werden, daß sie nur den beabsichtigten Zweck und keinen andern erreichen. Belehrung, Rührung und Ergötzung — die dreifache Absicht des Redners — erfodern zwar eigene Rücksichten in Bezug auf den Ausdruck, aber sie lassen sich einander unterordnen und zu einem Hauptzwecke verbinden. Es darf daher in dem Vortrage nichts vorkommen, was dem Gegenstande an sich fremd ist oder den beabsichtigten Gesammteindruck schwächen kann. Man darf z. B. sich nicht witziger und belustigender Ausdrücke und Wendungen bedienen, wenn man zu rühren beabsichtigt, oder in den Ton der Vertraulichkeit fallen, wenn man erhabene Empfindungen erwecken will.

III. Von der Kunst der äußern Darstellung oder dem mündlichen Vortrage.

Die Rede im engern Sinne des Wortes soll zunächst mündlich vorgetragen werden. Von welch großem Einflusse die äußere Darstellung oder der mündliche Vortrag (pronuntiatio sive actio) sey, zeigt uns ein Ausspruch des Demosthenes. Als man denselben, wie uns Quintilian berichtet, gefragt hatte, was in der ganzen Bered-

samkeit das Erste wäre, antwortete er: „der Vortrag.“ Und als man ihn weiter fragte, was das Zweite und das Dritte wäre, erwiederte er jedesmal: „der Vortrag.“ Die Erfahrung lehrt, daß oft eine ihrem Inhalte nach vortreffliche Rede ohne Wirkung bleibt, wenn sie schlecht vorgetragen wird; während eine andere, ihrem innern Gehalte nach mittelmäßige aber gut vorgetragene Rede von dem besten Erfolge begleitet ist. Immer beabsichtigt nämlich der Redner, auf die Zuhörer einen gewissen Eindruck zu machen. Dieß geschieht aber nicht bloß durch Worte, sondern auch und noch weit mehr durch den Ton der Stimme, durch Miene und Geberde, weil sie die Sprache sind, welche von der Natur gelehrt und von allen Menschen verstanden wird.

Bei dem mündlichen Vortrage kommt es also vorzüglich darauf an, daß der Redner seine Vorstellungen und Gefühle theils durch die Stimme, theils durch Blick, Miene und Geberde vollkommen ausdrücke. Die Kunst des Erstern nennen wir **Declamation**, die des Letztern **Mimik**.

1. Von der Declamation.

Die **Declamation** oder die Kunst, **seine Vorstellungen und Gefühle für das Ohr zu verkörpern**, fordert eine gute Stimme, eine klare und deutliche Aussprache, richtige Anwendung des declamotorischen Accentes, eine geeignete Beobachtung der Pausen und Melodie.

Die **Stimme**, welche zwar eine Gabe der Natur ist, aber durch Kunst ausgebildet werden kann, ist gut zu nennen, wenn sie den gehörigen **Umfang**, die gehörige **Stärke** und **Wohlklang** hat. Unter Umfang der Stimme versteht man die Mannigfaltigkeit der Töne in Hinsicht auf ihre Höhe und Tiefe. Bei jedem Menschen ist in der Regel das Gebiet der Stimme ein hohes, mittleres und tiefes, wobei die Aussprache des A, welches bei dem einen tiefer, bei dem andern höher schallt, den Mittelton, die des U und I die äußersten Grenzen des Tonumfanges angibt. Innerhalb dieser Grenzen soll sich die Stimme in der Rede mit Mannigfaltigkeit bewegen, um weder unverständlich noch kreischend noch eintönig und widrig zu werden. Die Stimme besitzt die gehörige Stärke, wenn sie den Raum, worin sich die Versammlung befindet, ausfüllt, so daß sie von allen Zuhörern vernommen werden kann. Am meisten vermag man seiner Stimme Umfang, Stärke und Ausdauer zu geben, wenn man den Ton annimmt, in welchem man gewöhnlich spricht. Nur so behält man sie

stets in seiner Gewalt, um sie beliebig mäßigen oder ohne Zwang und besondere Anstrengung steigern zu können. Endlich soll die Stimme Wohlklang haben d. h. die Töne sollen rein, hell und klingend, nicht gurgelnd, hölzern oder schneidend, nicht hart, aber auch nicht zu weich seyn.

Um leicht und vollkommen verstanden zu werden, wird ferner eine klare und deutliche Aussprache jedes Buchstabens und jeder Sylbe erfordert. Man wende in mehrsylbigen Wörtern den Wortaccent richtig an, spreche weder zu geschwind, besonders in einem großen Raume, noch zu langsam oder gedehnt, lisple nicht und verschlucke keine Sylbe.

In jedem Satze theilen sich die Gedanken in Haupt- und Nebenvorstellungen, von denen die erstern durch die Stimme bemerkbar gemacht werden sollen. Dieß geschieht entweder durch Abwechslung in der Höhe und Tiefe des Tones oder durch kräftigeres Aussprechen und längeres Aushalten eines Wortes, was wir declamatorischen Accent oder Emphase nennen. Auf einer richtigen Anwendung und klugen Vertheilung der Emphasen beruht großentheils das Leben und der Geist des Vortrags. Legt man auf kein Wort den Nachdruck, so wird die Rede nicht nur schwerfällig und eintönig, sondern oft auch zweideutig. Wendet man die Emphase unrichtig an, so wird der Sinn verschoben; gebraucht man sie zu häufig, so verliert sie alle Wirkung. Die Emphase kann auf jedem Worte ruhen und gibt dann immer einen andern Sinn. Stellt man z. B. die Frage: „Werden Sie ihm die Nachricht bringen?" so wird, je nach dem man das eine oder das andere Wort mit Nachdruck hervorhebt, die Antwort darauf anders lauten müssen. Um die Emphase immer richtig zu gebrauchen, muß sich der Redner die wahre Vorstellung vom Geiste der vorzutragenden Gedanken zu erwerben suchen.

Nicht minder viel kommt es bei dem Vortrage auf eine geeignete Beobachtung der Pausen an. Diese sollen entweder die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf etwas besonders Wichtiges hinlenken — welche Art Pausen man emphatische nennt — oder sie sollen die Abtheilung der Gedanken anzeigen und dem Redner zum Athemholen Zeit geben, damit er nicht genöthigt werde, eng verbundene Worte von einander zu trennen. Je genauer der Zusammenhang der einzelnen Wörter eines Satzes und der einzelnen Glieder einer Periode ist, desto kürzer muß die Pause seyn. Die längste Pause findet dann Statt, wenn ein neuer Abschnitt beginnt. Mit der Pause verbindet sich das Steigen, Sinken und Schweben der Stimme, um den Zusammenhang mehrerer Gedanken unter einander

für das Ohr zu bezeichnen. Hängen Sätze enger zusammen, so darf die Stimme nicht sinken, sondern muß, wo nicht steigen, doch wenigstens schwebend erhalten werden. Parenthesen oder Einschaltungssätze spricht man gemeiniglich mit tieferm oder leiserm Tone und fährt dann wieder in dem Tone des Hauptsatzes fort.

Zu einem anmuthigen und nachdrucksvollen Vortrage wird endlich Melodie erfordert. Man versteht darunter die Abänderung der Stimme, vermöge deren wir den Ton bald höher bald tiefer fassen und so Abwechselung in die Aussprache bringen. Der Redner will seine Gedanken und Gefühle dem Zuhörer mittheilen, und dieses wird ihm am besten gelingen, wenn er sie auf eine Art ausspricht, aus welcher man auf die Wahrheit seiner Ueberzeugung schließen kann. Die Natur hat nämlich jedem starken Gefühle, das wir äußern, irgend einen eigenthümlichen Ton der Stimme gegeben, der als unverkennbares Zeichen von der Wahrheit des Gefühles angesehen wird. Der Redner bediene sich also der natürlichen Abänderung des Tones, wie in einer lebhaften Unterredung und drücke seine Gefühle so aus, wie die Natur selbst sie uns ausdrücken lehrt. Freude, Liebe, Zärtlichkeit, Wohlwollen und Hoffnung sprechen sich in sanften, wohlklingenden, hellen, schwebenden Tönen aus, welche um so höher, rascher und lauter werden, je mehr sich die Freude dem Jubel, dem Entzücken naht. Nur das heilige Entzücken der Andacht spricht sich leise, tief, sanft und ruhig aus. Muth, Entschlossenheit, Enthusiasmus geben sich durch feste, laute und nachdrucksvolle, Bewunderung und Ehrfurcht durch ruhige, tiefe und feierliche Töne kund. Verlangen, Sehnsucht, Begierde, Wunsch und Bitte äußern sich in tiefen, gepreßten Tönen, oft auch abgebrochen, oft mit leiser Bebung. Verdruß und Unwillen werden durch tiefe, brummende, unfreundliche Töne ausgedrückt, während sich der Zorn in einer polternden, stossenden, schnaubenden, oft auch zischenden und kreischenden Sprache vertobt. In höherm Grade geschieht dieß bei der Wuth, die sich oft nur durch ein verbissenes, unverständliches Brüllen äußert. Besorgniß, Furcht und Angst haben eine beklommene, hastige, bebende Sprache. Der Schrecken schreit plötzlich auf, und diesem folgen die tiefen Töne des Schauders. So auch das Gefühl des Leidens, so lange der Mensch demselben entgegenringt; geht es zur Verzweiflung über, so spricht es sich wie die Wuth aus, nur zugleich mit ängstlichen, bebenden Tönen. Die Sprache des Ekels und Abscheu's hat etwas Abstossendes, die der Verachtung etwas Wegwerfendes und Spitzes. Rührung und Mitgefühl fordern einen sanften, langsamen und gedämpften Ton, welcher bei Wehmuth und Ergebung noch tiefer,

sanfter und trauriger wird, während sich der Ton des Trostes dem der Hoffnung nähert. Trauer, Schwermuth und Muthlosigkeit geben sich durch eine dumpfe, hohle und eintönige Sprache kund.

2. Von der Mimik.

Wie bei der Declamation in Hinsicht auf Melodie die Natur die beste Führerin ist, so muß man auch in der Mimik oder der Kunst seine Vorstellungen und Gefühle durch Blick, Miene und Geberde für das Gesicht zu verkörpern, am meisten ihrer Leitung folgen. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht selbst im gewöhnlichen Umgange seine Worte hie und da wenigstens mit körperlicher Bewegung unterstützte. Um so weniger darf eine Rede ohne alle Bewegung des Körpers öffentlich vorgetragen werden. Die Zuhörer müssen sich von der Wahrheit der Vorstellungen und Gefühle des Redners überzeugen, wenn sie mit demselben das Gleiche denken, empfinden und anstreben sollen. Nun spiegeln aber gerade Blick und Miene die innern Veränderungen des Gemüthes ab, und die Geberde strebt gleichsam das zur Ausführung zu bringen, was Blick und Miene aussprechen. Der Zorn z. B. flammt schon im Auge, droht schon in der Miene, ehe sich die Faust ballt. Deuten Blick und Miene Verachtung an, so stößt die Hand den verachteten Gegenstand mit zurückgebogenem, etwas abgewandtem Oberleibe weg, während sich bei der Sehnsucht die Arme zum Empfange öffnen, und der Oberleib sich dem Gegenstande zuneigt.

Die Mimik muß daher vor Allem Natürlichkeit besitzen d. h. Blick, Miene und Geberde müssen so beschaffen seyn, daß durch sie nur diejenigen Vorstellungen und Gefühle, mit denen sie von Natur aus verbunden sind, und keine andere auf eine leichte und ungezwungene Weise dargestellt werden. Sie muß ferner anmuthig seyn d. h. auf den Gesichtssinn einen angenehmen Eindruck machen. Aus diesem Grunde vermeide man alle an sich widrigen Geberden, wie Verzerrung des Mundes, Starrheit des Blickes, Blinzeln des Auges, ein beständiges Lächeln der Miene, öftere Bewegung der Hände in geraden Linien, alles Steife und Eckige in Stellung und Bewegung. Die mimische Darstellung muß auch Würde haben d. h. sich nicht nur alles Gemeinen, Pöbelhaften und Unanständigen enthalten, sondern auch durch einen gewissen Ernst und ein Achtung gebietendes Wesen sich bemerkbar machen. Tritt ferner in den Stellungen und Bewegungen keine Abwechselung ein, so wird das Geberdenspiel einförmig. Nichts

desto weniger müssen Blicke, Miene und Geberden Einheit haben d. h. dem Grundcharkter des Vortrages treu bleiben und unter sich selbst übereinstimmen. Einerlei Theile der Rede müssen daher mit einerlei, ähnliche mit ähnlichen Geberden begleitet werden, und man darf z. B. nicht bei einer bittenden Miene die Faust ballen oder mit dem Fuße auf den Boden stampfen, während die Hand ruhig im Busen steckt.

Wie sehr auch der Redner streben soll, durch eine lebhafte Mimik seine Thätigkeit und rege Theilnahme zu beurkunden, eben so sehr hat er sich vor Hastigkeit und Uebertreibung in Acht zu nehmen. Um aber gefaßt und Herr seiner selbst zu bleiben, gewöhne er sich, alle Achtsamkeit auf den Gegenstand seines Vortrages zu richten, sich von der Wichtigkeit desselben zu beleben und mehr darauf bedacht zu seyn, wie er überreden, als wie er gefallen könne. Alles Mienen- und Geberdenspiel, das nicht zur Darstellung der jedesmaligen Vorstellungen und Gefühle unumgänglich erfordert wird, ist als überflüssig zu verwerfen. Besonders sind Anfänger vor jeder Ziererei und Geschraubtheit zu warnen, weil sie durchaus jede gute Wirkung des Vortrages hindern und zerstören.

Zur Vermeidung unangenehmer und auffallender Bewegungen und Geberden rathen manche Lehrer, sich vor einem Spiegel zu üben. Allein das Urtheil eines Freundes, dessen Geschmack ein anerkannt guter ist, dürfte für den Anfänger weit vortheilhafter seyn. Jedenfalls werden Vorschriften, wie sie Quintilian (instit. orat. XI. 3) über die Action in Menge aufstellt, nur dann von Nutzen seyn, wenn sie zugleich an einem lebendigen Muster vor Augen treten. Einige allgemeine Bemerkungen dürften jedoch auch hier einen Platz finden. Wer als Redner auftritt, gebe seinem Körper eine würdige Haltung, stehe aufrecht und fest, um jede Beugung in seiner Gewalt zu haben. Die Miene entspreche immer dem Charakter der Rede und sey, wo keine besondere Gemüthsbewegung auszudrücken ist, ernsthaft. Die Augen hefte man nicht anhaltend auf Einen Gegenstand, sondern lasse sie mit Leichtigkeit über den ganzen Kreis der Zuhörer hingleiten. Die Bewegung der Hände und Arme, man möge sie einzeln oder, wie es der Ausdruck lebhafter Empfindung erfordert, beide zugleich gebrauchen, geschehe mit Freiheit und Leichtigkeit. Enge und geradlinige Bewegungen mißfallen gewöhnlich, weßhalb auch die Bewegung der Arme mehr von den Schultern als Ellenbogen ausgehen soll. Auch plötzliche und hastige Bewegungen sind zu vermeiden, weil man auch ohne dieselben dem Vortrage hinlänglichen Nachdruck geben kann.

3. Verbindung der Declamation und Mimik.

Deklamation und Mimik können, als Verkörperungen menschlicher Vorstellungen und Gefühle, bei dem Vortrage einer Rede nicht von einander getrennt werden, sondern müssen nicht nur mit der Rede selbst sondern auch unter sich übereinstimmen. Wie sich der Ton des Ganzen, in der Declamation sowohl als im Geberdenspiele, nach der vorherrschenden Gemüthsstimmung des Redners zu richten hat, so müssen auch beide die gleiche Haltung haben und untereinander in einem richtigen Verhältnisse stehen. Ferner ist wohl zu beachten, daß man sich nicht bei starken Stellen schon erschöpfe, sondern für noch stärkere auch einen höhern Grad von Kraft und Nachdruck aufbewahre, auch nur mittelbar und allmählig, nicht plötzlich von dem jedesmaligen Zustande des Gemüthes in einen andern übergehe. So fordert es die Natur, welche keine Sprünge macht. Wer z. B. in einem ruhigen Gespräche mit Jemanden begriffen ist und unvermuthet von ihm beleidigt wird, läßt weder in der Declamation noch im Geberdenspiele plötzlich die ganze Flamme des Zorns auflodern. Der Ton seiner Stimme steigt allmählig, wird immer stärker, rauher und schneller, bis er in gewaltsamer gestoßner Bewegung forteilt. Dasselbe geschieht im Geberdenspiele. Zuerst ändert sich das Auge, funkelt und rollt im Kopfe herum, die Lippen fangen an zu zucken und sich zu verziehen, und dann erst verbreitet sich eine krampfhafte Unruhe über die übrigen Gesichtszüge, in die Hände und übrigen Theile des Körpers. Eben so geschieht es in den übrigen Affekten. Immer bleiben von dem vorausgehenden Gemüthszustande diejenigen Ausdrücke am längsten zurück, welche in den weniger reizbaren Theilen liegen oder überhaupt weniger von der Willkühr abhängen. Die reizbarern Theile drücken den nachfolgenden Zustand zuerst aus. Bei Wechsel von Trauer und Freude lächelt oft das Augen schon, während die Züge um den Mund noch weinerlich sind.

Um Declamation und Mimik gehörig mit einander verbinden zu können, muß der Redner bei dem wirklichen Vortrage der Gedanken und des Ausdrucks so mächtig seyn, daß er dieselben nicht erst mühsam zu suchen braucht, sondern auf das Ganze und das Verhältniß der Theile gegen einander Rücksicht zu nehmen im Stande ist. Höchst vortheilhaft ist es daher, die Rede auswendig zu lernen, was durch folgende Hilfsmittel erleichtert werden dürfte:

a) Man präge sich zuerst die Hauptgedanken und deren Folge ein, weil an sie die Nebengedanken sich leicht anknüpfen. b) Man komme dem Ortsgedächtnisse durch gewisse Zeichen zu Hilfe, mache z. B. bei

dem einen Gedanken ein Kreuz, bei dem andern ein Sternchen, unterstreiche jenen Satz einfach, diesen doppelt, merke sich die Stelle, wo die Sätze stehen rc. rc. c) Man lese die Rede öfters laut, zuerst kurz vor dem Schlafengehen und gleich nach dem Erwachen, später dann auch bei störenden lebhaften Vorstellungen, damit nicht die Gegenwart der Zuhörer und andere Zerstreuung bei dem wirklichen Vortrage die Besonnenheit raube. d) Man lerne die letzten Theile der Rede zuerst, weil man an die erstern ohnehin öfter denkt und sich bei diesen erleichtert fühlt, wenn man wegen der letzten völlig sicher ist. Endlich e) wiederhole man kurz vorher, ehe die Rede gehalten werden soll, nur die Hauptgedanken, nicht die ganze Rede; ersteres gibt Sicherheit und Selbstvertrauen, letzteres verwirrt leicht, weil man gerade zu dieser Zeit am ängstlichsten ist.

---

dem einen Gedanken ein Kreuz, bei dem andern ein Sternchen, andere Zeichen jener Satz enthält, diesen bezeichnet, merke sich die Stelle, wo die Sätze stehen u. dgl. c) Man lese die Rede öfters laut, zuerst kurz vor dem Schlafengehen und gleich nach dem Erwachen, später auch bei störenden lästigen Beschäftigungen, damit nicht die Gegenwart der Zuhörer und andere Zerstreuung bei dem wirklichen Vortrage die Besonnenheit raube. d) Man lerne die letzten Theile der Rede zuerst, weil man an die ersteren ohnehin öfter denkt und sich bei diesen erleichtert fühlt, wenn man weiß, daß der letzte völlig sicher ist. e) Endlich wiederhole man kurz vorher, ehe die Rede gehalten werden soll, nur die Hauptgedanken, nicht die ganze Rede; ersteres gibt Sicherheit und Selbstvertrauen, letzteres verwirrt leicht, weil man gerade zu dieser Zeit am ängstlichsten ist.

Mustersammlung der Beredsamkeit.

a) Gelegenheits-Reden.

1. Lobrede auf Friedrich II., König von Preußen, gehalten von Engel am 24. Januar 1781.

Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist; so ist es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabener. An jenem kann noch immer sein Witz oder sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredsamkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannigfaltig, zu unbegrenzt sind; wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, Alle in Erwartung einer ebenso außerordentlichen Kraft der Beredsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll: da muß der Muth auch des kühnsten Redners zugleich mit der Einbildungskraft und Sprache erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und thut vielleicht seinem eigenen Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist, und diesem, weil man nur allzu leicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ich es sagen, wie sehr dieß der Fall bei dem Lobredner eines Königs sey, welcher die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volkes ist, das ihn als einen zweiten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs, jene Thaten, die Europa in Staunen setzten und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühn-

heit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offener, immer wachsamer, alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel; und die Mittel ihm abzuhelfen, entdeckt seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit: nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in seinem Reich ist: die höchste in der Verbindung mögliche Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Theil in der Vorstellung verdunkelt: alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Malers davon fassen und darstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hie und da herausgehobene Scenen; das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung gesegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieser Weg nicht die beredte Erzählung seiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines ganzen Charakters wäre, wie er sich durch das Unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausgebildet, und unter so unzählig mannigfaltigen Umständen, in so verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bei jedem wahrhaft großen König und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden Vorzuge bei diesem Einzigen findet? Freilich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger, unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußersten Linien, treten: aber zu dem vollen, redenden und beseelten Gemälde fehlen die Farben, oder wenn diese Farben der Sprache selbst nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können.

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinnes, der keinen ergründet: der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtsbüchern

aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade Alles ist, was er soll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche, einträchtige Genie vortrefflicher Diener glänzte, und der nur weise genug war, sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendsten Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannigfaltigen, so viel andere Talente in sich schließenden eines Monarchen unterscheidet: der wird der großen Könige, groß im ächten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen; er wird, schon eh' er sucht, ihrer nur äußerst wenige zu finden hoffen. Denn wie sehr er auch seine Forderungen mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag; so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste denkbare aller menschlichen Ideale; und wenn, nach dem allgemeinen Gesetze der Natur, das Vortrefflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint: wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchste zu seyn, was Menschen seyn können, beides, die Kräfte und den Entschluß hat!

Schon der speculative Denker, soviel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriff eines Staates zusammendrängt, abschneidet, und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Planen vergißt, die auf dem Blatte zu zeichnen und zu berechnen so leicht, und in der Wirklichkeit darzustellen so schwer sind; schon der Philosoph, sag ich, ob er gleich nur über so vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommen glücklichen Staate eine seiner genievollsten Arbeiten ist. Der Philosoph auf dem Throne, — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete, thätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloß heißen, sondern seyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müßigste Glied, hervorragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will: welch' eine weit größere Masse von Ideen muß er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er schaffen, oder, wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das besondere dieses wirklichen Staats, von dieser

eigenthümlichen Lage, diesem Maß innerer Kräfte, dieser Verwickelung äußerer Verhältnisse, diesem Charakter des Volks, diesen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, diesem Grad der Cultur, diesen vorhandenen Hilfsmitteln.

Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde und doch auch keine ermangle? wie jedes durch jedes unterstützen, die zahllosen Räder der großen Maschine in einander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Disciplin, die Staatsökonomie, jedes für sich und jedes in der Verbindung, auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht, in das eigene zu verweben? wie bei Bündnissen und Freundschaften das Ansehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? alle diese so verwickelten, so unzählig viel befassenden Aufgaben zu lösen und glücklich zu lösen: was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muß es seyn, der sich bis zu der Höhe, wo die Uebersicht möglich ist, emporschwingen und mit dem Blick des Adlers den ganzen weiten Kreis überschauen soll!

Aber dieses Ideal nur innerhalb der Seele schaffen, ist nicht genug: der Monarch soll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben; soll es bei dem steten Fluß und Wechsel der Dinge immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und aber tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreifen und nützen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen oder sie niederkämpfen; soll beides, die fähigsten und die redlichsten Diener wählen, sie weder durch Vertrauen lässig, noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vereinigung aller der namenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist; deren Mangel so oft die weisesten Maßregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern

lassen! Nicht bloß den allgemeinen Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die praktischen Fertigkeiten aller seiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muß der vereinigt besitzen, der sich in der That als aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehen, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groß auch schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs ist, so ist die zweite an seinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt: denn ein grosser Geist ist ein geborner thätiger Geist, dem Muße bald unerträglich und Wollust ekelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahren Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern vorzieht, nicht dem schmeichelhaften. liebkosenden Locken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Ruf der Vernunft folgt und gehorcht, mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Kriegs oder des sichern Friedens wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziele ermattet, noch das andere Mal im hitzigen leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt.

Der untergeordnete Diener in seinem engern Kreise von weit gleichförmigern Geschäften, denen er sich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch in der Verbindung aller eine Menge kleiner, leerer, reizloser Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er so viel, wie möglich von sich abwälzt: und ein König? Er, dessen Kreis von Geschäften gegen jeden andern so grenzenlos ist; wie viele, selbst der nothwendigern, unumgänglichern, muß er, mit aller seiner Neigung streitend, wie peinlich alle die mechanischen, geistlosen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Versäumniß gleichwohl gefährlich wäre; die alle gethan und von Ihm, dem großen genievollen Geiste, gethan seyn wollen, der hier über seiner Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Thätigkeit selbst an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben; jedes Herz hat seine Schwächen, und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichsten, giftigsten Uebeln, so ist der kraftvolle Geist den verderblichsten Leidenschaften unterworfen. Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze

Seele in Achtung, das widerspenstige Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört außer der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eigenen Innern erschallt, noch die gebietende, warnende, strafende Stimme des Obern; er hat für seine Trägheit einen Sporn, für seine Leidenschaft einen Zügel: aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation, selbst keinem Gesetze unterwürfig, der Richter Aller, von keinem andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigene Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen seines Busens? Und doch ist's um seine ächte Größe gethan; verloren ist der Ruhm, den er durch seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele ebenso unumschränkt gibt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt; wenn er für seine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Besten seines Volks und seines Throns hat; wenn er nicht zu den seltenen vortrefflichen Geistern gehört, bei denen Erkenntniß des Besten Wille, und Wille That ist.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt so gerne von ihrem Ursprunge her jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich seyn würde. Fordert die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umstände, den Krieg, und fordert sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichsten Kräften seines Geistes freies Spiel geben, für die er sich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit widerstrebendem Herzen aufgeben soll: welche Uebel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche, kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Ansprengen wirft große Hindernisse zu Boden. Soll der beste, edelste Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, so muß noch der letzte, der vollendende Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig seyn, ohne Leidenschaft, leidenschaftähnlich zu handeln: er muß eine Seele voll Feuer und dieß Feuer in seiner Macht haben; nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weise ausbricht, zu mäßigen und zu dämpfen, sondern auch, um überall, wo es ausbrechen soll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Besten seines Volkes und der edle große Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weisesten, vor allen aber seiner selbst zu haben, muß die reine, herrschende und mächtige Flamme seines Busens seyn,

an der sich jeder einzelne Vorsatz entzünde, die jede seiner Thaten befeure. — —

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten: den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen edlen Geist, der bei innerer Vortrefflichkeit auch die äußern Anlässe, sich zu bilden und zu entwickeln, fand; den wird vor allen das unsrige durch das Beispiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die einzige, seiner würdige Lobrede ist. Seine Thaten, sowohl des Kriegs als des Friedens, sein öffentlicher und sein besonderer Charakter: Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister zeugt, so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo ist zu unsern Zeiten ein Reich, das an absichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Theile dem unsrigen vorstände? Oder vielmehr: Wo ist das Reich, das, als System mit System, mit dem unsrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundenen, auf die höchste durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte: so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majestät des Thrones so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Unterthanen zusammenhieng, in welchem beider Erhaltung und Wohl, so vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdauernden Wirksamkeit die ganze öffentliche Haushaltung so unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannigfaltige Kanäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, so tief gegründet, Alles so ganz nur ein Raisonnement war: so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Kriegs mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte, und gleich sehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geistesfreiheit, als der äußern Sicherheit durch Macht und durch Bündnisse wahrnahm: so ist's der unsrige. — Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uebel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie waren: so ist's der unsrige. — Nur der Unverstand meistert und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uebeln verräth, die er

mit besserer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte. Die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunklern verdecktern Theile des Planes die nämliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offenern entgegen leuchtet.

Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäßer, durch so weise Mittel so wohl erreichter Absicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blick gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läßt uns schon die Vernunft errathen: daß so ein System nur Werk eines einzigen Geistes seyn konnte: und wer war er, dieser kühne, genievolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittlern Ansehen zu einem Grade der Macht und des Einflusses erhoben, daß einst halb Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder ob vor Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und es zu zerreißen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sicherer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen und ohne Furcht der Beschämung laut vor der Welt von seinem Falle und ihrem Triumphe sprachen; da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergrößerung entdeckte; er allein war's, der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall vorwaltete, und in jeder, auch der mißlichsten Lage Auswege und Hilfsmittel fand: durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherren, aus seiner Seele die Verweser des Staates ihre Entwürfe, und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der, zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geist von seiner Größe und seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehilfen erkor.

Doch was rede ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige mit dem Geist und den Einsichten des Feldherrn, des Staatsmannes, des

Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, andern übertragen hätte! War Er's nicht selbst, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmannes jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß? War's nicht sein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? War's nicht sein eigener Muth, der sein unüberwindliches Heer befeuerte? seine eigene Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal stärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen, schrecklichen Zeitpunkt, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß römischer Muth hätte zagen und römische Standhaftigkeit hätte wanken können: war's nicht seine eigene Entschlossenheit, Tapferkeit, Geistesgegenwart, unerschütterte Festigkeit, die das Reich vor dem Untergange — oder was sage ich nur vor dem Untergange?— vor der mindesten Einbuße einer Hütte oder einer Erdscholle an dem äußersten Grenzen rettete? War's nicht seine eigene haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen zu Städten erbaute? das Heer verstärkte? die Zeughäuser anfüllte? die Schatzkammer erweiterte? und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannigfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf den höchsten Punkt Gerichtete in der Thätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft und Leidenschaft von ungewöhnlicher Größe ahnet. Aber bald, bei mehrseitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich endlich der große Gedanke ihm darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung alles vermögen müsse; und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigene häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthanen innerhalb der Grenzen zu erhalten: wie sollte man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwellende Strom die Ernte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter durch

Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordre werkthätige Hilfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenschaften werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr; und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Grenzen glaubten; diese reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich aufrollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte, über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn sah und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer noch stolzern siegreichen Macht entgegengieng, sie angriff, vernichtete, alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher als nach Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres ruhte; diese erstaunungswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt sie anders, als den entschiedensten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhheit, Wildheit, Härte vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümmem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg geeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche, — friedliebende Weise, der, weil er alles ist, was er will, auch das in Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meisten streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müssigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegerischen Geistes? Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuschvollen, lärmenden Ergötzungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe spricht, und ihr so

gern für Feinheit und Geschliffenheit ein wenig Schwäche vergibt; jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdruck des Zärtlichen groß ward, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er wegen Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Gesanges vor Allen den Preis gab: wie sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern oder mehr ihm Glück wünschen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verläugnung kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfindung, aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wünschen, daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, als der Held im Feldlager und an der Spitze des Heeres, aber in der That noch bewunderungswürdiger ist der stille, ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Thrones, und, einmal beschlossen, konnten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anziehen: aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Unterthanen erwiedern und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühsamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen; welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierenden Fäden verknüpft ist! Und kannte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz anderer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstiget von den Musen, sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern und immer gefährlichern Reizen widerstehen, um freiwillig auch die kleinsten reizlosesten Pflichten zu erfüllen und in dieser Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich, das beweist einen Adel und eine Größe, die, wenn sie nicht ebenso sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabener, als selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr, ist. —

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe

zwischen ihm und dem Volk. Wenn schon Größe an sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt, mit welcher Kraft muß erst Güte in Verbindung mit Größe wirken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens, feiert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag, feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nur noch jüngst, durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten sorgte. —

Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, diesen Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhen und den erschlafften Kräften durch Ergötzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommnung in sich selbst kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere, würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feiern: was für Ermunterung zur Erfüllung unsers Berufs werden wir selbst in der Größe des Königs finden! Dem erleuchteten weisen Weltbürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Zwecke lauter Güte, sowie seine Mittel lauter Wahrheit sind, nicht nur ein entzückendes Licht für den Geist: er ist ihm auch eine belebende Kraft für das Herz; ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderstehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in seinen eigenen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer brennenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniß, daß er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, daß er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegenbild Gottes in dem Unermeßlichen des Weltalls wird; und da sein kleiner Kreis von jenem Unermeßlichen ein Theil ist: daß er durch Tugend, gleichsam an der Seite des Allerhöchsten der Wesen, ein Freund, ein Gehilfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so, wie diese Erkenntniß den Weltbürger, sollte nicht ebenso den edeldenkenden Bürger des Staats der stolze Gedanke rühren, daß die Absicht, der er sich widmet, mag sie Aufklärung und Sittenbesserung des Volks oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit oder Sorge für das Leben der Bürger seyn, in den Plan seines wohlthätigen, großen, erhabenen Monarchen miteingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigene Königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren: daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufs mit einem so erhabenen Geiste zu Einem Werke verbindet und in einem höhern Sinne des Worts sein

Gesellschafter und Freund wird, als manche — die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehen und die Vergnügungen seiner Tafel theilen? Lassen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ohngeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist: Gott nachahmen; so ist es, bei einem zwar großen aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn was heißt es im Grunde mehr, als, sowie er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut und bei vorzüglichern Kräften groß sind, so sind wir's überall, auf dem Thron, im Pallast, in der Hütte nur durch Eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit ist unendlich; aber im Grunde und im Wesen ist es die nämliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet.

2. Trauerrede,

gehalten von dem Hofrathe von Sonnenfels in seiner ersten akademischen Vorlesung nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1780.

Als ich durch die betrübteste Veranlassung in der letzten Vorlesung unterbrochen wurde, hatten wir keine Vorempfindung, meine Herrn! daß der große Name Maria Theresia unter uns nicht mehr anders, als mit dem Beisatze: „die Selige" sollte ausgesprochen werden. Ihr Tod war Jedermann unerwarteter, als ihr selbst. Aber das Tagebuch ihrer Krankheit, die kurze Geschichte dieses Todes wird ein wichtiger Beitrag zu den Jahrbüchern merkwürdiger Regierungen und des christlichen Heldenmuths.

Bei dem Sterbelager dieser Fürstin hätte, wie bei dem Tode des Sokrates, ein Plato aufzeichnen sollen, was er gesehen, was er gehört. — Jedes ihrer Worte war Unterricht; jede ihrer Handlungen Beispiel.

Die Krankheit erklärte sich anfangs nur schwach und schien an sich nichts weniger als von ernsthaften Folgen seyn zu können. Aber so vielen Kindern das Leben gegeben zu haben, 40 Jahre hindurch alle Wechselfälle des Glückes, die über einen Regenten kommen mögen,

Alles, wodurch die Vorsehung die Unterwerfung eines Menschen prüfen, was Standhaftigkeit und Geduld üben kann; den Verlust eines Vaters, eines Gemahls, den Verlust blühender Kinder, theurer Schnuren, einer Enkelin, in der sich mit dem Namen einst das Andenken der sanftesten Herrschaft erneuert haben würde, erlitten und gesehen zu haben, wie Unterthanen in langwierigen Kriegen, von wüthenden Seuchen, vom Hunger dahin gerissen, durch Irrthümer von dem Wege der Wahrheit abgeleitet worden; erfahren zu haben, daß die edeln Absichten der heilsamsten Anstalten selbst von denen, zu deren Wohl sie gemacht wurden, verkannt und mit ausbrechendem Ungehorsame belohnt wurden, — alles dieß erduldet haben, bei einer solchen Fühlbarkeit des Herzens, wie sie sich in der wärmsten Theilnahme der Monarchin bei jedem häuslichen Leiden derer, die sich ihr näherten, offenbarte — das waren die beunruhigenden Umstände, die sich unserer Einbildung mit einmal vorstellten, die jede Krankheit gefahrvoll und uns um das kostbarste Leben besorgt machen mußten. Ihre Seele hatten wir stets größer, als ihre Widerwärtigkeiten, stets unabhängig von Ereignissen und Zufällen gekannt: aber der Körper war der Körper einer Sterblichen, und 63 mühvolle Jahre hatten seiner nicht geschont — das war es, was uns bestürzt machen konnte.

Indessen hofften wir, sie von der Vorsicht abermal zu erbitten, die uns ehemals bei gefährlichern Umständen sie wieder geschenkt hatte: unser Gebet war inbrünstig und beinahe eigennützig. Der Rathschluß des Ewigen hatte es anders geordnet, und die Seele Theresiens schien von einem höhern Einspruche bereits davon benachrichtigt zu seyn: sie sagte es sogleich vom Anbeginn der Krankheit vor, daß sie sterben würde: doch, das sagte sie mit einer Heiterkeit, die ihre Worte widerlegte und uns sicher machte. Auch das vermehrte unsre Zuversicht, daß wir bei einer Fürstin von so ausgezeichneter Frömmigkeit keine Zubereitung zu einem so wichtigen Schritte sahen. Ach! wir wußten noch nicht, daß sie sich hiezu seit vielen Jahren beständig vorbereitet hatte. Ein heftiger Anstoß der folgenden Nacht zeigte uns bald, was wir zu befürchten hatten. Der Pfeil des Todes war in ihrem Herzen, der Keim der Zernichtung entwickelte sich. Theresia, welche ihr ganzes Leben hindurch das Beispiel der reinsten Gottesfurcht gewesen, wollte ihre Gesetze durch eigene Befolgung bestätigen. Sie verlangte Morgens die Stärkung der Gläubigen auf die große Wanderung. Ihr Zutrauen und lebhafter Glaube erhob sie über die Kräfte ihres Zustandes und stärkte sie, daß sie dem Boten des Heils in das Vorgemach

entgegen gehen und aufrecht auf ihren Knieen das Abendmahl empfangen konnte.

Es hatte das Ansehen, als trüge das Uebel Ehrfurcht, die tiefe Selbstversammlung der Gestärkten, welche auf diese Religionshandlung folgte und auf einige Stunden verlängert ward, zu unterbrechen: der Tag war ruhig, sogar mit einigem Anscheine der Erleichterung: und wir, die wir jeden Schimmer der Linderung für die Besserung annahmen, welche wir so sehnlich wünschten, wir öffneten unsere Herzen bereits der Hoffnung — sie verschwand mit dem Abend auf ewig. Die Anfälle kamen mit verdoppelter Wuth zurück, hielten den größten Theil der Nacht über an und schwächten, zwar nicht die Geduld aber die Kräfte der Monarchin so sehr, daß sie gegen Morgen die letzte Salbung forderte und erhielt.

Sie haben die allgemeine Bestürzung mitgefühlt, meine Herrn! sie haben das Weheklagen mit vermehrt, als diese unglückliche Nachricht sich in der Stadt verbreitete: urtheilen sie von der Betäubung derjenigen, nächst deren Füssen gewisser Massen der Donnerschlag niederfiel, von der Verzweiflung der innern Hofstatt, von der Trostlosigkeit der Söhne und Töchter! Der Kaiser, der Erzherzog, die Erzherzoginnen Maria Anna, Maria Christina und Elisabeth standen in einem sprachlosen Kreise um das Sterbelager und hefteten ihre schmerzlichen Blicke unabläßig auf die, die sie zu verlieren zitterten, als die Kaiserin den übrigen Anwesenden sich zu entfernen befahl. „Gott," sprach sie, gegen den Kaiser gewendet, „hat über mein Leben geboten, ich fühle es: nichts von Allem, was ich hinter mir lassen werde, ist mein, Alles wird Ihnen angehören. Diese beiden Töchter allein, (womit sie auf Mariannen und Elisabethen wies,) sind mein Eigenthum: auch dieß trete ich an sie ab: seyen sie nicht bloß ihr Fürst, ihr Bruder! seyen sie ihr Vater! ich glaube beiden ein unschätzbares Erbtheil zu hinterlassen." — Die Liebe Josephs war dieser Empfehlung lange zuvorgekommen, er eilte durch die ehrerbietigste Verheißung die mütterliche Besorgniß in diesem Augenblicke zu erleichtern und seine Schwestern über den bevorstehenden Verlust wenigstens von einer Seite zu beruhigen. Der rührende Auftritt hatte die kindliche Empfindung auf das höchste gespannt. Die liebvolle Mutter beobachtete den Zwang, den sich ihre Kinder auflegten, sah in den hervordringenden Thränen die Unmöglichkeit ihn länger auszuhalten. — „Es wird nöthig seyn," sagte sie mit ungeänderter Stimme, „daß man in ein Nebengemach abtrete, um sich zu erholen." Der Kaiser allein blieb der Monarchin zur Seite.

Das war der große Zeitpunkt, in welchem Theresia ihm ihre Reiche übergab und den Nationen, deren Glückseligkeit das einzige Ziel aller ihrer Bemühungen war, das kostbare Vermächtniß ließ, ihre dringendste Anempfehlung, ihre weisheitsvollen Erinnerungen. Könnte der Inhalt dieser feierlichen Unterredung uns zur Tröstung, Königen zur Richtschnur bekannt gemacht werden! Doch die beiden Häupter behandelten die Maaßregeln einer glücklich machenden Regierung, das Wohl ihrer Staaten, und im Zusammenhange das Wohl Europens ohne Zeugen. Hier würde es verwegen seyn, Vermuthungen an die Stelle der Wirklichkeit unterzuschieben. Aber keine der erhabenen Lehren Theresiens wird für uns je verloren seyn: das Herz Josephs ist die Tafel, worin sie tief und ewig unauslöschbar gegraben bleiben. — Man will wissen, ihre Unterredung habe nicht bloß die Verwaltung im Allgemeinen betroffen; sie hätten sich über jedes Reich, jede Provinz im Einzelnen besprochen und gleichsam jede Nation insbesondere vor sich vorübergehen lassen; die Kaiserin habe über den Zusammenhang, das Verhältniß, über die Schwäche und Stärke jedes Theiles, über das Genie jeder Nation, über ihre Fähigkeiten, Eigenschaften, über die Art, sie zu behandeln mit einer Kenntniß, mit einer Scharfsinnigkeit Anmerkungen gemacht, die den an ihrem Munde hangenden Nachfolger in Erstaunen gesetzt und, wie er sich ausgedrückt haben soll, einem Montesquieu in der heitersten Stunde seiner Betrachtungen Ehre gemacht haben würden — und Maria Theresia hatte nur noch zwei Tage zu leben!

Sie widmete sich dieselben hindurch ihren gewöhnlichen Beschäftigungen und arbeitete mit eben der Thätigkeit, mit gleich ruhigem, gleich gegenwärtigem Geiste, wie sie zu andern Zeiten pflegte: Sie las Bittschriften, Vorträge, entschloß, unterzeichnete an ihre Stellen. Ohne Zweifel wird man bedacht seyn, diese letzten Entschließungen und Unterschriften an einem unterscheidenden Orte aufzubewahren und sie Fremden und dem Nachkömmlinge als Merkwürdigkeiten weisen, die zugleich von der beinahe über die Menschheit erhöhten Seele dieser Regentin, zugleich von der Sorgfalt gegen ihre Unterthanen zeugen werden, die sie noch in den letzten Augenblicken des Lebens nicht verläugnete.

Nur die wiederholten Anwandlungen der Krankheit und die nunmehr zunehmende Schwachheit nöthigten sie, sich darin öfters zu unterbrechen. Sobald jedoch das Uebel aussetzte und sie ihr selbst wiedergab, wechselten die Erhebungen zu Gott mit der Besorgung der allgemeinen Geschäfte, mit den Bestellungen ab, welche sie noch für die Zukunft zu machen bestimmt hatte. In solchen sanftern Zwischenräumen

trug sie von Zeit zu Zeit Verschiedenes nach, was sie ihrem letzten Willen beigesetzt wünschte.

Dieser letzte Wille, der seit einiger Zeit entworfen, in dem geheimen Pulte aufbewahrt lag, ist so ganz der Abdruck ihres vortrefflichen Herzens, voll der verehrungswürdigsten Theilnahme und Sorgfalt, damit die, welche Ihrer Wohlthätigkeit entweder den ganzen Unterhalt oder eine Unterstützung oder einige Erleichterung zu danken hatten, durch ihren Hintritt nicht in Verlegenheit gerathen möchten. Nach der mütterlichen Vorsorge für die unverehlichten Erzherzoginnen, für Erziehungs-Anstalten, Schulen und andere wohlthätige Stiftungen enthält er Anfangs einen langen Artikel, worin die Fürstin jeden ihrer getreuen Diener mit einem Andenken lohnet. Diese ehrenvolle Erwähnung ist der schmeichelhafteste Preis, den je Dienste erwarten konnten; es ist ein unverdächtiges Zeugniß der Rechtschaffenheit, welches mit der wichtigen Urkunde, die es enthält, in den Archiven der Monarchie hinterlegt und verewigt wird. Wer einst diese Urkunde liest, wird die Namen, die einer solchen Unterscheidung gewürdigt sind, mit Achtung aussprechen.

Den übrigen und größten Theil dieses letzten Willens nimmt die Versorgung derjenigen ein, welche durch ihre Bedienung der Person der Fürstin näher zu seyn das glückliche Loos getroffen. Ihnen wollte die gütigste Gebieterin den bevorstehenden Verlust, so weit es in ihrer Macht lag, unempfindlich machen. Der lebenslängliche Genuß oder ein vergrößerter Ersatz der Vortheile, die sie nun besassen, wurde ihnen im Testamente zugesichert. Der Kaiser hatte seiner Mutter zu dieser, zu jeder Verlängerung der Wohlthätigkeit, die ihr immer gefällig seyn mochte, seine unbedingte Einwilligung gegeben; sie hatte ihn darum ersucht, um diejenigen, welche so freigebig bedacht waren, zu belehren, daß sie den Wohlstand, dessen sie in der Zukunft froh seyn würden, zwar als ein Vermächtniß von ihr, aber nicht weniger als ein Geschenk seiner Gnade betrachteten.

Unter solchen Lieblingsbeschäftigungen des großmüthigsten Herzens war die Auflösung ganz herangerückt. Die um die sterbende Fürstin waren, sahen derselben mit Furcht und Schrecken, sie, welche es betraf, mit Gleichmuth entgegen. Da alles um sie herum trostlos war, in Thränen zerfloß, war sie allein gelassen, sprach sie Jedermann Trost ein; der Tod schien bei ihr gleichsam seine Schreckensgestalt abgelegt zu haben.

Es wurde ihr aus einem der Gelegenheit angemessenen Werke vorgelesen; man überschlug eine Stelle über den Tod, die man für die Umstände der Kranken zu rührend hielt. Als sie es wahrnahm,

befahl sie, gerade diese Stelle ohne Abkürzung zu lesen. Der Leserin, welche bis dahin ihre Schmerzen in sich verschlossen gehalten, schossen, da sie fortfahren sollte, die Thränen unwiderstehlich hervor. — „Entferne dich! und wann du ausgeweint hast, so komme wieder, deine Lesung fortzusetzen."

„Ihr seid alle so zaghaft," sagte sie bei dieser Gelegenheit oder einer ähnlichen zu den weinenden Wärterinnen: „ich fürchte mich nicht im geringsten vor dem Tode: seit fünfzehn Jahren mache ich mich mit ihm vertraut." — Und als sie nach einem kurzen Schlummer erwachte, sagte sie: „laßt mich doch nicht schlafen! ich will den Tod kommen sehen und ihm, setzte sie lächelnd bei, so fest ich vermag, in die Augen blicken." Dieser scherzhafte Ausdruck in einem solchen Augenblicke ist erhaben.

Das war nicht das einzigemal, wo sie über einen Gegenstand scherzte, für welchen die Natur der gemeinen Menschheit ein unüberwindliches Entsetzen einflößt. Sie hatte sich nie gerne in geheizten Zimmern aufgehalten und hielt im stärksten Winter ihre Fenster größtentheils offen. Während dieser Krankheit ließ sie sich einmal an eines derselben führen, um der kalten Luft zu genießen. Der Tag war neblicht — „Das Wetter" sagte sie zu dem Kaiser, auf dessen Schultern sie sich stützte, „ist nicht eben das günstigste zu einer so fernen Reise" — Und doch, wer trat diese Reise je mit größerem Muthe an?

Sie hatte dem Leibarzte ausdrücklich befohlen, ihr den Wachsthum des Uebels nicht im Geringsten zu bemänteln, sie von der Annäherung der letzten Stunde genau zu benachrichtigen. Aus Besorgniß, er dürfte ihrer schonen wollen, erinnerte sie ihn öfter an diesen Befehl, forschte sie ihn von einer Zwischenzeit zur andern aus; und seine Antworten erweckten stets mehr Bewegung in ihm, als in der, welcher sie sagten, wie wenig sie noch zu leben haben würde.

Ich schäme mich nicht, es zu gestehen: bei der Erinnerung des entscheidenden Augenblicks, in dem sie uns endlich entrissen worden, fehlt mir die Standhaftigkeit, die sie noch damals nicht verließ, als ihr Auge dunkelte, aber die Heiterkeit ihres Geistes sich noch so sehr erhielt, daß sie mit den Anwesenden sich, obgleich mit schon gebrochener Stimme, besprechen konnte. — Sie nahm beinahe am ersten die Zuckungen des Todes gewahr. — „Sind das," fragte sie den beobachtenden Arzt, „die letzten eigentlichen Todeszüge?" — „„Vielleicht nicht die letzten,"" versetzte dieser verwirrt — „so müssen die letzten dennoch sehr schwer seyn." Das war der einzige Seufzer, der ihr die ganze Krankheit über entfuhr; das einzige Anzeichen, daß sie leide.

Die brennende Hitze, die den kleinen Ueberrest ihres Lebens vollends aufzehrte, war die Ursache einer maschinenmäßigen Bewegung, durch die sie Athem und Kühlung suchte; auf diese folgte ein krampfhafter Anfall im Unterleibe, der sie gewaltig emporstämmte. — „Wohin wollen Eure Majestät,“ fragte der Kaiser. — Ihren unbelebten Blick dem Himmel zugekehrt: „Zu dir hinauf, ich komme,“ war das Abschiedswort der verscheidenden Monarchin, und hin sank sie auf das Ruhebett, gestützt von den Armen ihres Sohnes, der den letzten Hauch in einem Kusse sammelte, aber nun dem Schmerzgefühle, das er so lange bemeistert hatte, an der Seite der Seligen unterlag.

Als er wieder zu sich gebracht, aber in tiefer Schwermuth versenkt wie empfindungslos um sich blickte, wagte es Jemand, an die Gegenwart des Geistes zu erinnern, durch die er sich von jeher über Fälle und Begebenheiten hinwegzusetzen bestrebt hätte. „Bei einem solchen Falle,“ versetzte er mit dem zerfleischenden Accente der äußersten Wehmuth — „muß alle Gegenwart des Geistes versagen.“ Diese Antwort konnte die allgemeine Erwartung über die künftige Regierung Josephs keinen Augenblick unentschieden lassen.

Seine Verehrung für eine so theure Mutter und unvergeßliche Regentin mußte ohne Zweifel sehr bei der Unterwerfung leiden, die er sich auflegte, ihren Willen wegen ihres Leichenbegängnisses nicht zu überschreiten. Dasselbe war, wie sie es angeordnet, mehr erbaulich als prächtig. Auf ihren Befehl war der größte Theil der Gepränge, welche die Bestattung der Fürsten in ein Schauspiel verwandeln, unterdrückt. Die Leichenreden besonders hatte sie mit nachdrücklichem Ernste verboten. Theresia war gegen den Wirbel der Ruhmsucht in ihrem Leben stets so sehr auf der Hut, daß sie dem mäßigsten Lobe sorgfältig auswich. Sie ertrug daher den Gedanken nicht, sich nach ihrem Tode den Schmeicheleien eines Lobredners überliefert zu wissen, der sich aufgeboten glaubt, um mit den Schwachheiten zu heucheln und die Tugenden zu übertreiben; der, um beredt zu scheinen, unbesorgt ist, wahrhaft zu bleiben. Der reine Lobspruch preiswürdiger Monarchen ist die Weisheit ihrer Verwaltung.

Das Andenken der Theresianischen wird sich der fernen Nachwelt mit den großen Anstalten überliefern, deren Aussicht nicht auf die Glückseligkeit ihrer Zeitgenossen allein beschränkt war. Wann jede Spur von den einzelnen Ursachen einst verloschen, aber die zusammenstimmende Wirkung derselben in ein Ganzes verflossen seyn und sich befestigt haben wird, dann wird die Geschichte erzählen: „Als Theresia den Thron bestieg, war die Monarchie von außen ohne Einfluß, ohne

Achtung, von innen ohne Nerven, ohne Bestand: die Talente ohne Ermunterung, ohne Wetteifer; der Feldbau in Händen, welche Unterdrückung und Elend schlaff machten; die Emsigkeit ohne Kräfte, ohne Muth; Handlung wenige, und diese auf die nachtheiligste Art für die Nation geleitet, und um die Schilderung zu vollenden, die Finanzverwaltung ohne Plan, ohne Ueberschlag, ohne Kredit. — Bei ihrem Tode übergab sie dem Nachfolger den Staat, in wesentlichen Theilen der innern Verfassung verbessert, zu den übrigen Verbesserungen vorbereitet und in dem Systeme Europens wieder eingesetzt in den entscheidenden Rang, den ihm seine Größe, die allgemeine Fruchtbarkeit seiner Länder, die glücklichen Nationalfähigkeiten unter den Mächten desselben stets hätte sichern sollen." —

Wenn sie nicht mehr noch, wenn sie nicht Alles geleistet, so war es darum, weil für eine Regierung zu viel zu leisten war. — Bei Vergleichung der zwei Epochen aber werden die künftigen Jahrhunderte, wie das laufende, sie billig die Wiederherstellerin der österreichischen Monarchie nennen.

Die allgemeine und Privaterkenntlichkeit hat diesen Beinamen durch einen weniger prächtigen aber rührendern und für die Menschheit anziehungsvollern überholt, durch den Beinamen der „gütigsten." Das war eine Benennung, die sich ihre Bescheidenheit am wenigsten zu versagen schien. Wenn man sie ihre Wohlthaten über jedermann verbreiten, Jedermann, der sein Bedürfniß ihr erklären konnte, erleichtern, oft den Blöden über seine Noth liebreich ausholen, oft den Bitten, nicht selten dem Wunsche zuvoreilen sah, war man versucht, die Wohlthätigkeit ihre Begünstigte unter den Tugenden zu nennen.

Aber es waren auch einige, an denen sie sich vorzüglich wohlgefiel, diese Wohlthätigkeit zu üben. Unsere Ehrfurcht für die richtige Beurtheilung der Fürstin heißt uns glauben, daß die Gegenstände ihrer Vorliebe einen solchen Vorzug verdient haben. — Diejenigen, die es wagten an der Wahl etwas auszusetzen, würden diese Wahl gerecht gefunden haben, woferne das Urtheil der Monarchin sich bis zu ihnen hätte verirren können. Nun suchten sie ihren Neid und ihre Eifersucht hinter einer Staatsmarime zu verbergen: der Regent soll keinen Liebling kennen. Die Grausamen! Welchen Reiz könnte der Thron haben, wenn dem Fürsten die Süssigkeit der Freundschaft zu schmecken nicht vergönnt, wenn es ihm untersagt wäre, sich von den Beschwerlichkeiten der Regierung in den Armen einer innigern Vertraulichkeit zu erholen! Der Thron soll also von aller Gesellschaft absondern? ihr Regent soll unfähig Verdienste zu unterscheiden, unfähig den Werth

einer größern Anhänglichkeit an ihn zu schätzen und zu erwiedern, er soll ohne Gefühl seyn? Die Unbesonnenen, und er soll sie glücklich machen! —

Sagen wir also, das Herz Theresiens habe sich zuweilen überraschen lassen. Wohl der Erde! wenn die größte Schwachheit ihrer Großen das Uebermaaß der Güte wäre! Die Völker würden dann nicht so oft unter dem Gewichte des Ruhmes ihrer Fürsten seufzen! Das Götzenbild der Eroberungssucht würde ohne Opferknechte und Opfer bleiben. Wenn die unbeschränkte Güte Theresiens, die nicht wußte, wie man versage, manchmal einen zu schnellen Trieb von der schätzbaren, aber oft zu zärtlichen Empfindsamkeit ihres Geschlechtes empfangen haben konnte, um so bewunderungswürdiger ist es, daß sich ihre Gottesfurcht stets über alle die kleinen Uebungen desselben emporgehalten hatte. Ihr Glaube war lebhaft, aber aufgeklärt, ihre Andacht der freie Aufschwung der Seele, deren Flug keine schwermüthige Aengstlichkeit einhielt; und was man einst bezweifeln würde, wenn das unläugbare Zeugniß bestehender Gesetze einem Zweifel Raum lassen könnte, ihre Gelehrigkeit für die Kirche machte sie den Forderungen des Clerus nicht unterwürfig. Genau bestimmte Schranken der Erwerbung, das Verbot jugendlicher und daher zu wenig überdachter Klostergelübde, verhältnißmäßig auf ihn vertheilte Beitragspflicht, die Einschränkung der Freiörter und Wallfahrten sind Verordnungen einer Fürstin, die man sich beinahe erlaubt als eine Heilige anzurufen. Die ausgezeichnete Ehrerbietung, womit sie die Diener des Altars dem Volke ehrwürdig machen wollte, hinderte sie nicht, die Grenzen genau zu bewahren, die dieser Stand ohne Nachtheil der übrigen Stände des gemeinen Wesens nicht überschreiten kann. — Sie hat bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt, daß die Christin der Würde und Gewalt der Regentin nichts zu vergeben Willens war. Aber das war der Grundsatz, den sie in einem Punkte, wo die Ueberschreitung auf beiden Seiten nur die traurigsten Folgen nach sich ziehen kann, aufmerksam beobachtete: gewagten Anmassungen und Eingriffen Standhaftigkeit, nicht öffentliche Geringschätzung entgegen zu stellen; Bullen, denen sie das königliche Placet zu verweigern für nöthig finden mochte, nicht verbrennen, nur uneröffnet bei Seite legen zu lassen. Durch eine sowohl überdachte Mäßigung kam sie dem Aergernisse der Uneinigkeit zwischen dem Throne und dem Altare zuvor und wußte die schuldige Verehrung gegen das Oberhaupt der Kirche in einen Bund mit der Vertheidigung der Rechte zu bringen, denen nie ein Fürst ungestraft entsagt hat.

Von diesem Betragen empfängt der Charakter der Gesetze, welche

Theresia den Untergrabungen des Unglaubens entgegensetzte, einen um so höhern Werth. Ueberzeugt, daß die Religion der weltlichen Gesetzgebung zur Stutze dienen musse, hielt sie es für die Gegenpflicht der weltlichen Gesetzgebung, die Stütze der Religion zu werden. Aber mehr als durch die Gewalt ihrer Gesetze ward das Ansehen dieses hl. Bandes der bürgerlichen Gesellschaft durch den Vorgang der Fürstin erhoben. Sie war ihrem Hofe, wie ihrem Volke, in jeder gottesdienstlichen Uebung, in Erfüllung jeder wesentlichen Pflicht Muster: Ihr Wandel lehrte, ihre Handlungen empfahlen die Religion in der Ausübung und machte ebendieselbe so liebenswürdig, als sie verehrungswürdig ist.

Diese geläuterte Religion war der Grundtrieb von Allem, was die Fürstin unternahm, der undurchdringliche Schild, welchen sie den so vielfältig auf sie einstürmenden Widerwärtigkeiten entgegenwarf, der Pfeiler der Standhaftigkeit bei ihrem Hintritte. Wenn der Held in dem Gewühle der Schlacht dem Tode Hohn zu sprechen scheint, so umnebelt ihn der Dunst der Ehrsucht und verhüllt ihm die Gefahren, in die er sich stürzte: seine Herzhaftigkeit ist Betäubung. Die Ruhe des Geistes, die ungeschwächte Heiterkeit Theresiens, als sie mit jedem Athemzuge den Wink erwartete, der sie zur Rechenschaft von ihrer Verwaltung abfordern würde, war die Entschlossenheit der Tugend: das hohe Selbstbewußtseyn, vor dem Richter der Könige ohne Vorwurf erscheinen zu können, flößte der Heldin der Religion bei dem erhabenen Ende die Zuversicht ein, mit welcher sie ihre ruhmvolle Laufbahn so würdig beschloß.

Europa wird den Namen Maria Theresia immer mit Bewunderung und die Nationen, die unter ihrem sanften Zepter glücklich waren, werden ihn mit dankbarer Verehrung aussprechen.

Die unsrige, meine Herrn! soll sich in der Fortsetzung unserer Anwendung auf Wissenschaften offenbaren, die in der großen Verstorbenen die Stifterin ihres Lehrstuhls betrauern, aber nach nicht zweideutigen Merkmalen sich eines gleichen Schutzes von demjenigen versichert halten können, den die Vorsicht ausersehen, so viele Reiche über den erlittenen Verlust zu trösten und zu entschädigen.

3. Trauerrede

auf den verstorbenen hochwürdigsten Herrn Georg Michael Wittman, ernannten Bischof von Regensburg, Domprobst, General-Vikar und Direktor des bischöflichen Clerikal-Seminars rc. rc. gehalten in der Domkirche zu Regensburg am 2. April 1833 von M. Diepenbrock, Domcapitular.

Seit fünf und vierzig Jahren wandelte täglich zu gewissen Stunden durch die Straßen Regensburgs mit eilfertigem Schritte ein Mann in altpriesterlicher Kleidung, mit gesenktem Haupt und Blick, ehrerbietig gegrüßt von Jedermann, und freundlich liebreich wiedergrüßend einen jeden; nicht selten von einer Schaar Kinder begleitet, die an seinen schwarzen Mantel sich anklammerten. Sein Weg führte ihn durch die abgelegensten Gassen, in die Häuser der Armen und Kranken, in die Spitäler, in die Schulen und Kirchen. Sein eilfertiger Gang, sein gesammeltes Wesen verrieth, daß er in höherem Auftrag und Dienst einherschritt; und wo er erschien, verbreitete sich Ernst, Ehrfurcht und Friede. So haben wir alle ihn tagtäglich umherwandeln sehen, und erst seit wenigen Wochen sehen wir ihn nicht mehr; er wandelt nicht mehr unter uns: Bischof Wittmann ist todt! Vor drei Wochen haben sie ihn — seine Leiche — noch einmal in langem feierlichem Zuge durch dieselben Strassen getragen, die seine Füße so oft segenbringend betreten hatten; und viele tausend Menschen waren zusammengeströmt, den feierlichen Zug zu sehen und mit nassen Augen noch einmal den Sarg zu begrüßen, der seine irdische Gestalt umschloß; und die Mütter trugen ihre Säuglinge auf den Armen, um ihnen dereinst als lebenslängliche Erinnerung einschärfen zu können, daß auch sie bei dem Leichenzuge des unvergeßlichen Mannes zugegen gewesen; und viele Thränen wurden geweint über seinen Tod, vielleicht so viele, als der Mann deren in seinem Leben getrocknet hatte; und endlich haben sie ihn dort eingesenkt in die dunkle Gruft; und wenn ihr die Stätte suchet, ihr erkennet sie leicht an den Betenden, die auf den harten, kalten Steinen knieen und sie mit ihren Thränen erweichen, mit ihren Seufzern erwärmen möchten. Und was ist denn der Grund dieser allgemeinen Trauer? Es ist das Gefühl, daß mit diesem Manne Unersetzliches verloren gegangen, daß ein lebendiger Quell des Segens versiegt ist in seinem Tode, daß eine Säule zu Grabe gesunken, die so viel Heiliges getragen, auf die soviel Gutes sich gestützt hat. Und dieses Gefühl ist keine Täuschung, es ist Wahrheit, bittere Wahrheit.

Aber dennoch ziemt es sich nicht für Christen, — und als solche sind wir hier versammelt, — uns mit blindem Schmerze in eine

hoffnungslose Trauer zu versenken; denn unser Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, und wenn die Haare unsers Hauptes von Ihm gezählt sind, so sind es gewiß auch die Tage des Gerechten, und der letzte Herzschlag desselben liegt wie alle frühern in Gottes Hand.

Unsere Trauer über eines Solchen Tod wird aber dadurch eine erleuchtete, eine des Christen würdige, heilsame Trauer werden, wenn wir dankbar erwägen, was die Erbarmung Gottes an dem Dahingegangenen uns gegeben hatte, und wenn wir das segenvolle Andenken an ihn und seine Tugenden in treuer Erinnerung bewahren.

Es ist die Weise Gottes in der Erhaltung und Förderung seines Reiches auf Erden — so zeigt es die Geschichte von jeher, — daß Er durch Menschen auf die Menschen wirkt, und wir dürfen uns nicht wundern über diese Weise, da Gott selbst Mensch geworden, um den Menschen das Heil zu bringen. Wohl wirket der Geist Gottes seit dem ersten Pfingstfeste unsichtbar in seiner Kirche fort, aber Er wirket durch einzelne Menschen auf die Vielen, wie dort am Pfingstfeste durch die zwölf Apostel auf die Dreitausend; und wenn Er einen Hauptmann Cornelius, einen Schatzmeister der äthiopischen Königin und einen Saulus innerlich erleuchtet, so weist Er sie zugleich äußerlich an einen Petrus, an einen Philippus, einen Ananias an. Darum hat es in der Kirche zu jeder Zeit und an allen Orten einzelne Menschen gegeben und wird sie geben, die als die Träger des Heiligen, als die Zeugen des Ewigen in ihrer Zeit dastehen, den hohen Gebirgen der Erde darin vollkommen ähnlich, daß sie den verirrten Wanderern der Ebene als Richtpunkte dienen, daß sie die Gewalt zerstörender Winde brechen, daß sie in ihrem Innern die edelsten Metalle erzeugen, daß sie auf ihren Gipfeln die Wasser des Himmels sammeln, um sie an ihrem Fuße als befruchtende Bäche und Flüsse nach allen Richtungen in die Niederungen auszuströmen.

Zu diesen Gottesmännern, die als das wahre Salz der Erde das Geschlecht vor Fäulniß und Versumpfung bewahren, gehört unstreitig für die hiesige Stadt und Gegend G e o r g M i c h a e l W i t t m a n n, dessen Todesfeier uns heute noch einmal hier versammelt hat.

Die Geschichte seines äußern Lebens ist höchst einfach, aber überall mit dem Stempel innerer Geistesgröße unverkennbar bezeichnet. Er ist geboren den 23. Januar 1760 auf dem Finkenhammer bei Pleistein in der Oberpfalz aus einer nicht unbemittelten Familie, in welcher aber christliche Gesinnung noch immer das schönste Erbtheil ist. Schon in der frühesten Jugend bemerkte man an dem Knaben eine auffallende

Liebe zur Einsamkeit. Im zehnten Jahre kam er zu einem frommen Pfarrer nach Mißbrunn, und dort fand man ihn öfters in der Hauskapelle eingeschlossen, wo er anstatt kindischen Spieles gottesdienstliche Gebräuche übte; sehr oft hörte man ihn als Kind einsam predigen, wenn er sich unbelauscht glaubte. Von da kam er in die lateinische Schule nach Amberg und genoß hier noch mehrere Jahre den trefflichen Unterricht der Jesuiten. Wenn er in den Ferien zu seinen Eltern heimkehrte, wurde ihm ein einsames Kämmerchen zum Studiren und Beten eingeräumt, das er dann auch selten verließ, da er niemals eine Gesellschaft besuchte. Diese Liebe zur Einsamkeit, das Merkmal einer großen ernsten Seele, ist ihm sein ganzes Leben hindurch bis zum Tode eigen geblieben, und nur durch sie konnte er werden, was er war, der Bürger und Zeuge einer andern Welt, als die auf dem Marktplatze des Lebens ihr vergängliches Spiel treibt.

Von Amberg ging er auf die Universität Heidelberg und legte dort den Grund zu jenem ausgebreiteten, gediegenen Wissen, das in seinen Vorträgen und Schriften so überraschend aus der schlichten anspruchslosen Form hervorleuchtete. Er machte auch von da aus eine Reise durch einen Theil von Deutschland, und ein noch vorhandener Brief, den er darüber an seine Eltern schrieb, zeigt von der innern Reife und Klarheit, dem hohen Ernste, der feinen Beobachtungsgabe und dem für alle großartige Naturschönheit erschlossenen dichterischen Sinne des neunzehnjährigen Jünglings. „Nicht Vergnügen war es, was ich suchte, schreibt er, sondern Kenntniß der Menschen und meiner selbst.“ Im Gegensatze zu einem prachtvollen fürstlichen Garten schreibt er über eine Gebirgsschlucht, in die er bei Coblenz allein wandernd sich verirrte: „Hier fühlte ich weit mehr Vergnügen: die Werke Gottes standen noch unberührt da, keines Menschen Hand hat sie noch verdorben, keine Spur von der Bosheit der Tage ist da — nur ein undeutlicher Fußpfad: keine Lüge gibt es hier und keine Eitelkeit.“ Wahrhaft erhabene Worte, die uns einen tiefen Blick in sein reiches Innere gewähren.

Nachdem er nun noch im hiesigen Seminar die nähere Vorbereitung empfangen, erhielt er im Jahre 1782 mit päpstlicher Dispensation die Priesterweihe und brachte dann sein erstes heiliges Opfer am Dreikönigsfeste 1783 feierlich dar, sich selbst dem Herrn und seinem Dienste opfernd in dem Golde seines lautern Strebens, in dem Weihrauch seiner Andacht und der Myrrhe der Selbstverläugnung. Den so wohlbereiteten Grund seines reinen Geistes und Herzens mußte wohl die heilige Weihe zu dem reichsten Segen priesterlicher Wirksamkeit befruchten,

und Alles, was wir später an ihm bewundert, es ist aus jenem gottgeweihten Grunde hervorgewachsen.

Beinah fünf Jahre hatte er bereits in der Seelsorge auf dem Lande mit jenem Eifer, den die Liebe gibt, gearbeitet, als er im Jahre 1788 in das hiesige Seminar als Subregens berufen ward, und hier nun jene segensreiche Thätigkeit begann, die er fast ein halbes Jahrhundert lang bis zu seinem Tode ununterbrochen fortgesetzt. Mehr als tausend Jünglinge hat er in diesem Zeitraume zu dem erhabenen Berufe des Priesterthums vorbereitet. Seine leitenden Ansichten und Grundsätze hat er in einer kleinen merkwürdigen Schrift: „Nachrichten vom geistlichen Seminarium in Regensburg, 1803" dargestellt, und bis an sein Ende treulich befolgt.

Mehr aber als alle Lehrvorträge, Ermahnungen und Uebungen wirkte bei den Zöglingen des Mannes eigene Persönlichkeit, das ihm unverkennbar innewohnende, aus allen Handlungen sich offenbarende, in ihm gleichsam verkörperte geistliche Prinzip: sein lebendiger, unerschütterlicher Glaube an Christus und an die Macht seines Reiches, sein Durchdrungenseyn von dem tiefen geheimnißvollen Sinne aller kirchlichen Anstalten und Gebräuche, seine sich hingebende Liebe, seine heldenmüthige Selbstüberwindung und Abtödtung, seine Demuth, Innigkeit und Gebetsliebe. Wahrlich im täglichen Umgange mit einem solchen Manne mußte jeder Funke geistlicher Empfänglichkeit, und wenn er noch so tief versteckt lag, in den Jünglingen geweckt werden. Als besonders segensreich werden von Allen die vertraulichen Unterredungen gepriesen, die er gewöhnlich Abends auf seinem Zimmer mit jedem Einzelnen zu halten pflegte, und die er so ganz dem Gemüthszustande und den Bedürfnissen eines jeden anzupassen wußte. Eine vorzügliche Herzensangelegenheit war es ihm, in den künftigen Seelsorgern die Liebe zu den Kindern und die Sorgfalt für den Unterricht derselben zu wecken. Seine Vorträge über Moral, Kasuistik, Liturgie und Schrifterklärung zeugten von seiner seltenen Belesenheit und Wissenschaft und seinem hellen Blicke, und merkwürdig bewies seine überraschende Originalität, in wie hohem Grade sich freies, selbstständiges Denken mit strenger Rechtgläubigkeit vereinigen lasse.

So führte er dieses beschwerliche Amt in gleichförmiger Anstrengung von Jahr zu Jahr fort; jedes Jahr brachte ihm neue Zöglinge, und die vorigen schieden von ihm, wenn er eben Freude an ihren Fortschritten zu erleben anfieng. Daß unter so vielen nicht Alle seinen Bemühungen, Wünschen und Erwartungen mögen entsprochen haben, liegt in der Natur der Dinge: aber gewiß ist unter Allen, denen er Lehrer

und Führer gewesen, nicht Einer, der sich nicht mit Ehrfurcht des Mannes erinnerte, nicht den Wunsch hegte, ihm nur von Ferne ähnlich zu seyn. Wenn aber im Allgemeinen der Regensburger Diözesanklerus, auch in den frühern Jahren kirchlicher Verwirrung, stets einen so ausgezeichneten Ruf sich bewahrt hat, so ist dieß gewiß vor allem dem Wirken des Verewigten zuzuschreiben, und erst jenseits wird es offenbar werden, wie viele Seelen an den von ihm auslaufenden Lichtfäden zum Heile geführt worden sind. Viele seiner ehmaligen Zöglinge, jetzt würdige Seelsorger, gestehen es offen, daß sie ihm nächst Gott nicht nur ihre eigene Rettung aus Unglaube und Sünde, sondern auch alles das verdanken, was durch sie auf Andere mag gewirkt worden seyn; und so kann der Selige mit Recht in einem mehr als bildlichen Sinne der geistliche Vater dieses Bisthums genannt werden.

Nachdem er im Jahre 1803 erster Vorstand des Seminars geworden, wurde ihm 1804 von dem Fürsten Primas, nach Auflösung der Minoriten, die bisher von diesen versehene Dompfarre zur Vikarirung übertragen. Mit Freude übernahm der seeleneifrige Mann diese neue Bürde, und als sie ihm der Fürst, seine übergroße Anstrengung erkennend, später wieder abnehmen wollte, bat er dringend, sie ihm zu belassen, denn mit Gottes Beistand sey ihm die Last nicht zu schwer.

Welche segenvolle Thätigkeit er nun auch in diesem so beschwerlichen Wirkungskreise gezeigt, wie er im Beichtstuhle, auf der Kanzel, am Krankenbette, in den Spitälern, in den Schulen, in der Armenpflege rastlos gearbeitet, das vermag ich nicht zu beschreiben, und ich kann mich darüber auf das Zeugniß dieser beiden Städte berufen. Nur einige Züge, die seine wundersame Handlungsweise in diesen verschiedenen Amtszweigen anschaulich machen, will ich anführen.

Wie allen erleuchteten Menschenfreunden lag ihm vor allem das Wohl der Kinder am Herzen; er wußte, daß hier für das Reich Gottes am meisten zu wirken, dem Reiche des Bösen am kräftigsten zu wehren sey. Daher seine unermüdliche Sorgfalt für die Schulen, die er täglich, hier in der Stadt sowohl als in Stadtamhof, regelmäßig besuchte und mehrere Jahre in allen Klassen selbst den Religionsunterricht, wochentlich 37 Stunden, ertheilte. Armen, elternlosen Kindern war er Vater, speiste und kleidete sie; sein Nebenzimmer war eine Vorrathskammer von Kleidungsstücken für arme Kinder; in reiferem Alter brachte er sie bei christlichen Leuten in Dienste, oder bei rechtschaffenen Meistern in die Lehre, zahlte das Lehrgeld und unterließ nicht, sich fleißig nach ihrem Betragen zu erkundigen. Die Schul- und Waisenkinder führte er selbst an gewissen Tagen zur Erheiterung in's

Freie und erquickte sie mit Erfrischungen. Niemals war er glücklicher, als im Kreise der Kinder; sein ganzes Wesen verklärte sich in Mitte der Unschuldigen, und der liebliche, trauliche Umgang mit ihnen war wohl die einzige Erholung und Freude, die der entsagende Mann auf Erden sich gestattete. Kein Wunder daher, daß auch die Kinder sich zu ihm hingezogen fühlten, daß sie ihm zuliefen, wo immer sie ihn erblickten.

Genau kannte er alle Familien seiner Pfarrei, vorzüglich die armen, kannte ihre Mittel und ihre Bedürfnisse, und wichtige Dienste leistete er hiedurch dem Armenpflegschaftsrathe. Standhaft widersetzte er sich, wenn minder Bedürftige auf Kosten wahrhaft Aermerer aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden wollten, und gab dann lieber jenen von seinem Eigenen. Seine gewissenhafte Strenge hierin hat ihm manche öffentliche Beschimpfung von frechen Bettlern zugezogen; er ertrug es stillschweigend, als hörte er es nicht; ja man hat ihn, begleitet von solchen laut scheltenden Lästerzungen, den weiten Weg über die Brücke und durch die Stadt friedlich und ohne ein Wort zu sagen bis zu seiner Wohnung gehen sehen. Hader und Zwietracht in den Familien, besonders wenn die Erziehung der Kinder darunter litt, hat er nicht selten, wenn andere Mittel versagten, dadurch beschwichtigt und versöhnt, daß er plötzlich mitten unter die Entzweiten und ihre Kinder hintrat, sich auf die Kniee warf und laut das „Vater unser" zu beten anfieng. Den Pfründnern im Armenhause zu Stadtamhof, das er als Pfarrer damals verwaltete, theilte er, um ihren Neid zu unterdrücken, alle Montage mit eigenen Händen das Holz aus und besuchte sie täglich, um sie zum Frieden und zur Eintracht zu ermahnen.

Vorzüglich aber in den Tagen allgemeiner Noth war es, wo seine Entschlossenheit, sein Muth, seine rücksichtslose Hingebung, seine Liebe und Hirtentreue sich zeigte, und er dann als ein rettender Engel aus besserer Welt mitten in der größten Gefahr erschien. So bei der grossen Wasserfluth, wo er mit Lebensgefahr auf einem Kahne zu den vom Wasser umspülten Häusern am Steinweg fuhr, um den bedrängten Einwohnern Nahrungsmittel durch die Fenster zu reichen. So an dem denkwürdigen Tage der Erstürmung von Regensburg, den 23ten April 1809, wo er allein, mitten im heftigsten Gefechte, in den von Kugeln durchsaußten, von wilden Kriegern durchzogenen Straßen erschien, um mit Feuerspritzen den nach allen Seiten um sich greifenden Flammen zu wehren und zu helfen, zu retten, was zu retten war, oder, wo dieß nicht möglich, den Unglücklichen Trost, den Sterbenden seine priesterliche Hilfe zu bringen. Er selbst hat diese schrecklichen Scenen

in einer kleinen, höchst denkwürdigen Schrift beschrieben; hat alle Verluste so treu als möglich aufgezählt und nur seine eigenen verschwiegen; denn er rettete nichts, als seine Pfarrbücher — ein Schatz Millionen werth, wie er sagte, — und sein Brevier: alle seine Habe, seine zahlreiche Bibliothek, seine kostbaren Handschriften gingen verloren. Seine ruhige priesterliche Erscheinung in Mitte dieser furchtbaren Greuelscenen machte selbst auf die erhitzten Krieger einen solchen Eindruck, daß sie ihn unangefochten als einen Friedensengel mitten durch ihre gedrängten Schaaren hindurchschreiten ließen.

Ganz derselbe zeigte er sich auch, als im Jahre 1813 die rückziehenden französischen Truppen das Nervenfieber in die Stadt brachten. Zu Hunderten lagen die Kranken und Sterbenden, halb nackt und voll Unreinigkeit, in dem Spitale zu St. Mang aufgehäuft; die furchtbarste Ansteckung wüthete unter den Elenden; täglich wurden Schiffe voll Leichen auf den untern Wörth gebracht und dort eingegraben. Er allein besuchte das Spital und verwehrte seinen Hilfsgeistlichen den Eintritt: „sie sollten sich für die Pfarrei erhalten, um ihn sey es nicht Schade.“ Da lag er dann mitten unter den ekelhaften Kranken, sprach ihnen geistlichen Trost zu, reichte ihnen die heiligen Sakramente, vernahm ihre letzten Seufzer und ließ sie in seinen Armen sterben. Dann eilte er heim und trug ihren Namen nebst ihrem Geburtsorte sorgfältig in die Pfarrbücher ein, um auch dereinst ihren Familien Nachricht von ihnen geben zu können. Vorzüglich kam ihm seine Kenntniß der französischen Sprache hiebei zu Statten, und er pries sich dessen glücklich. Viele Wochen trieb er es so, bis er endlich selbst von der Seuche ergriffen und dem Tode nahe gebracht ward. Er glaubte und wünschte schon damals zu sterben; aber er wurde dem Gebete der Frommen wiedergeschenkt, seine Krone war noch nicht reich genug geflochten.

Als Prediger auf der Kanzel — wen von uns hat er nicht jedesmal tief gerührt und erbaut? Schon seine bloße Erscheinung war eine Predigt der Gottseligkeit. Er sprach höchst einfach, nicht mit gesuchten schönen Worten, aber was er sagte, war Geist und Kraft; denn es war Selbsterfahrenes, Selbsterlebtes. Es war, wenn er den Mund öffnete, wie wenn er die Reihe seiner fortwährend mit göttlichen Dingen beschäftigten Gedanken auf der Kanzel nur laut fortsetzte. Wie ein treuer Hausvater brach er den Armen und Demüthigen das Brod des Lebens; wer darnach hungerte, fand bei ihm volle Sättigung; wer aber Leckerbissen gekünstelter Rede suchte, sah sich getäuscht: denn auf Gottes Tafel gehörte ihm nur Brod und Wein. Und dennoch brach seine innere Begeisterung nicht selten unbewußt in wahrhaft dich-

terische und erhabene Worte und Bilder aus. Unvergeßlich bleibt mir aus seinen Vorträgen über die Leidensgeschichte eine Stelle über Christus, den dorngekrönten König, vor Pilatus, die seine Grundanschauung und seine Redeweise nicht minder als sein eigenes innerstes Wesen darstellt: „Christi Macht, sprach er, ist ein lauteres Dulden; sein Zepter ist ein Schilfrohr. Das Schilfrohr beugt sich und duldet. Der Sturm reißt Cedern ab, entwurzelt Bäume: das Schilfrohr beugt sich. Es kommen Wasserströme, reißen Häuser mit sich fort: das Schilfrohr beugt sich, wie der Strom läuft, und steht dann wieder da. Es kommt brennende Sonnenhitze, versengt Laub und Gras: das Schilfrohr bleibt stehen und verdorrt nicht. Der Feind kommt, zertritt Felder und Fluren: das Schilfrohr steht im Schlamme und bleibt.“ — Er selbst, der stille Dulder, mit seiner unverwüstlichen Beharrlichkeit in allem Guten und Heiligen, war dieses Schilfrohr: der Tod hat es geknickt, nun grünt und blüht es ewig vor Gott.

So wirkte der eifrige Mann als Pfarrer, und wenn er den ganzen Tag rastlos für die Lebenden sich abgemüht, so trieb ihn noch die Liebe in nächtlicher Stille und Dunkelheit hinaus auf den Gottesacker, um dort für die Todten zu beten; denn seine Hirtentreue reichte über das Grab hinaus, und selbst der Tod konnte seine Schäflein seinem Herzen nicht entreißen.

Im Jahre 1821 trat er bei dem neuerrichteten Domkapitel als Kanonikus ein und nahm nun auch an den Arbeiten des bischöflichen geistlichen Rathes noch thätigern Antheil. Aber noch höhere Würden — für ihn schwerere Bürden — waren ihm beschieden. Der Hochwürdigste Bischof von Sailer erbat ihn sich im Jahre 1829 zum Weihbischof, und er nahm nach demüthigem Widerstreben endlich aus Gehorsam gegen einen höhern Willen, diese Würde und bald darauf auch die des Domprobstes an. Da sah das Bisthum Regensburg zwei der ausgezeichnetsten Lichter der katholischen Kirche in Deutschland als Bischöfe auf seinem Leuchter. Sie hatten sich schon lange zuvor gekannt und als Freunde geliebt; denn wie sehr sie auch durch angeborne Eigenthümlichkeit, durch frühere Lebenswege und Schicksale, durch Beruf und Stellung verschieden waren, es war dennoch Ein Streben, Ein Ziel, Ein Glauben, Eine Liebe, die sie vereinigte, die sie einander innerlich näher brachte, noch ehe sie äußerlich sich nahe geworden waren. Der Eine von jeher mehr auf den offenen Schauplatz der Welt hingestellt, in's Weite zu wirken, der Andere durch seine Stellung auf einen engern Kreis zu mehr intensiver Wirksamkeit angewiesen, arbeiteten sie Beide für Gottes Reich, kämpften Beide gegen Unglaube, Weltsinn und Finsterniß; der Eine

ein Johannes, der Jünger der Liebe, mit dem zahmen Vöglein im Schooße, der Andere ein Jakobus, der Gerechte, mit den Kameelschwielen an den Knieen vom unaufhörlichen Beten im Tempel; denn das Christenthum vernichtet nicht die geistige Eigenthümlichkeit eines Menschen, so wenig als seine Gesichtszüge, sondern es verklärt und heiliget sie. Sailers Liebe und Verehrung für Wittmann hat sich am rührendsten gezeigt, als er in tödtlicher Krankheit sein Bisthum ihm empfahl und dann sagte: „nun könne er ruhig sterben," und von Wittmanns Liebe und Verehrung für Sailer zeugten die Thränen, in die er ausbrach, als er seinen Alumnen des Sterbenden Abschiedsgruß brachte, und die Worte, die er dort an seinem Grabe gesprochen hat.

Höchst schmerzlich fiel es unserm Verewigten, die mit seiner Stellung als Weihbischof nicht wohl mehr vereinbare Dompfarre aufgeben zu müssen, aber er brachte doch aus Gehorsam auch dieses Opfer. Dafür nahm er sich als Weihbischof und Generalvikar mit um so größerem Eifer der allgemeinen Diözesangeschäfte an, besuchte auf höchst beschwerlichen Visitations- und Firmungsreisen die abgelegensten Theile des Bisthums, begnügte sich dabei manchen Tag mit einer Mahlzeit von Kartoffeln, Brod und Wasser; und stattete dann, heimgekehrt, im bischöflichen Rathe den genauesten Bericht über alles ab und machte Vorschläge, traf Maßregeln zur Verbesserung alles mangelhaft Befundenen. Als Vorstand des Ordinariats besorgte er mit gewissenhafter Pünktlichkeit alle Geschäfte, drang mit seltenem Scharfblicke und mit unermüdlicher Geduld in die einzelnsten Verhältnisse und Verwicklungen derselben ein, achtete aufmerksam auf die Stimme jedes Berathenden und hielt standhaft an dem durch die Mehrzahl Beschlossenen fest, auch dann, wenn es, was jedoch selten geschah, seiner eigenen Meinung entgegen war.

Wer war würdiger, als Er, der apostolische Mann, den Hirtenstab des heiligen Wolfgang, als er den Händen des sterbenden Bischofs Sailer entfiel, aufzuheben und fortzuführen? Seine Majestät der König erkannte dieß und ernannte ihn hier im Dome auf Sailers Grab zu dessen Nachfolger. Hochauf jubelten die Bisthums-Angehörigen, priesen Gott und segneten den König für diese Wahl, die sie besser als alles Andere für den erlittenen Verlust entschädigen konnte. Nur Einer war, der sich nicht freute, der ernst alle Glückswünsche zurückwies — der Ernannte selbst. Eine innere prophetische Stimme, ein Lichtblick, der ihm vielleicht im nächtlichen Gebet geworden, hieß ihn an eine andere Zukunft gedenken. Schon in seiner vorigjährigen Krankheit hatte

er ausgesprochen, er werde, wenn er auch dießmal genese, nicht lange mehr leben. Jetzt sagte er mehrmal bestimmt voraus, er werde den bischöflichen Stuhl nicht besteigen. Und seine Voraussage, auf die man so gern nicht achten wollte, hat sich nun doch leider! bewährt. Durch ein zufälliges Versäumniß in dem vorgeschriebenen Verfahren wurde seine Präconisation beim päpstlichen Stuhle verzögert. Am Freitag den 22ten Februar besuchte er Morgens noch den geistlichen Rath und bestieg Nachmittags in der Seminarkirche die Kanzel, um die gewöhnliche Fastenpredigt zu halten. Man bemerkte ängstlich seinen schweren, peinlichen Gang und die ungewöhnliche Anstrengung seines Vortrags. Er predigte vom Stolze und erklärte, wie er eigentlich darin bestehe, daß wir Menschen, wir elende Sünder, keine armen Sünder seyn wollten. Wie eine Stimme aus der Geisterwelt tönte sein durchdringendes Wort. Am andern Morgen um 5 Uhr stand er schon wieder am Altare, aber die bisher unterdrückten Schmerzen wurden so heftig, daß er ihn nach kaum vollendetem heiligem Opfer schleunig verlassen mußte. Eine höchst qualvolle Krankheit hatte sich ausgebildet. Mit der Geduld eines Märtyrers erlitt er, auf sein ärmliches Lager hingestreckt, die grausamen Schmerzen. Zwar gelang es den sorgfältigen Bemühungen der treuen Aerzte, ihm einige Linderung zu verschaffen; er selbst glaubte vielleicht einen Augenblick an sein Aufkommen und dachte auch sogleich schon wieder an die Erfüllung seiner Amtspflichten. Aber Rettung war nicht mehr möglich, und freudiger wendete er sein Angesicht vom Leben weg und dem Tode zu. Allgemein war die Trauer; in Kirchen und Schulen wurde öffentlich für ihn gebetet. Er selbst war in stetem innerem Gebete; oft fragte er um die Tagesstunde und äußerte auf die jedesmalige Antwort: „In dieser Stunde hat Jesus dieses — jenes gelitten.“ Täglich empfieng er die heilige Kommunion mit der Inbrunst eines Seraph's. Rührenden Abschied nahm er von Allen, die ihn besuchten, erkannte darunter selbst Solche, die er nur einige Male gesehen, und sagte jedem ein dankbares, liebreiches, trostvolles Wort. Seinen Alumnen und Hausgenossen gab er feierlich seinen Abschiedssegen und sagte dann: „Ich beschließe jetzt mein armseliges Leben, Gott nimmt mich zu sich; ich hoffe auf seine Barmherzigkeit.“ Die Nähe des Todes fühlend, verlangte er, daß man ihn auf die Erde bette, ließ ein Crucifix vor sich hinstellen und sagte: „Ich bin ein Christ, ich will unter dem Kreuze sterben.“ So lag er den letzten Tag und die Nacht in stiller Erwartung seiner Erlösung, und als am Feste des heiligen Johannes von Gott der Morgen anbrach, der ihn so oft im Gebete gefunden, fand er dießmal auf der Erde nur mehr die Leiche des

Beters, der Geist stand schon in der Ewigkeit anbetend vor Gottes Thron.

So lebte und wirkte, so litt und starb der große Mann, würdig der schönsten Tage des Christenthums, und darum eine um so köstlichere Gabe Gottes in dieser entarteten Zeit. Erkennen wir es daher mit gebührendem Danke an, daß er uns, die wir seiner nicht werth waren, geschenkt ward, daß er uns so lange erhalten worden ist.

An uns ist es nun, für den Verlust seiner leiblichen Gegenwart uns dadurch zu entschädigen, daß wir uns seine geistige Hinterlassenschaft, das reiche Erbe seiner Tugenden, so sehr als möglich aneignen. Keiner von uns, wie verschieden auch unsere Stellung im Leben seyn mag, darf dabei leer ausgehen; denn hier ist Vorrath für Alle. Uns Alle mahnt seine entschiedene Weltverachtung: denn wir Alle stehen mitten in der Welt und in ihren Lockungen; uns alle mahnt seine gründliche Selbstverläugnung: denn wir Alle tragen die selbstsüchtigen Begierden im Busen; mahnt seine Geduld, seine Kreuzesliebe: denn Leiden und Prüfungen sind uns Allen beschieden; sein bußfertiges Leben: denn von Sünden sind wir Alle befleckt; seine tiefe Demuth: denn wir Alle vergessen es so oft, daß wir arme Sünder sind; seine Gebetsliebe: denn wir Alle bedürfen des göttlichen Beistandes in vielfacher Noth; seine Berufstreue: denn wir Alle haben mannigfaltige Pflichten unter schwerer Verantwortlichkeit zu erfüllen; sein bis in den Tod unerschütterlicher Glaube an Christus und Seine göttlich redende Macht: denn auch uns steht der unvermeidliche Tod mit seinen Schrecken bevor; uns mahnt besonders seine treue Liebe und Sorgfalt für die Armen und Waisen, die nun von ihm verlassen, auf unsre Liebe und Sorgfalt angewiesen sind; uns Alle mahnt endlich die Stimme, die aus seinem Grabe tönt: „Selig sind die Todten, die in dem Herren sterben: sie ruhen von ihren Mühen, und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Und nun ihr zwei ehrwürdigen Bischöfe! die Ihr im Tode zu beiden Seiten im Schatten des Altares ruht, den Ihr im Leben so treu gehütet und vertheidigt habet: vergesset Eure Kirche, Eure Heerde nicht! flehet für sie am Throne Gottes! Wendet ab durch Eure Fürbitte alle Gefahren von dieser Stadt, von dem Bisthum, von dem ganzen Vaterlande. Euer Andenken predige fort in den Herzen: — ich schweige.

4. Trauerrede

auf Daniel O'Connell, gehalten von dem Prediger Lacordaire in Gegenwart des Bischofes von Saint-Flour.

Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättiget werden. Matth. 5, 6.

Hochwürdigster Herr!
Meine Herrn!

Ich werde nichts von den Worten reden, die ihr so eben vernommen habt, und welche zuerst von demjenigen ausgesprochen wurden, der so viele neue Worte in die Welt gebracht hat. Ich werde nichts davon reden, weil sie durch den ganzen Verlauf meiner Rede wiederhallen, und weil ihr bei jedem Worte, bei jeder Phrase, bei jeder Bewegung zu euch selbst sprechen werdet, ohne daß ich daran zu erinnern brauche: „Selig sind, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättiget werden." Und was ist denn diese Menge, diese Erwartung, diese feierliche Stimmung der Gemüther anders, als die Gerechtigkeit, die kommt, die vom Himmel sich auf einen Mann niederläßt, dessen bewegtes Leben weder von der Gegenwart, noch selbst von der Zukunft die allgemeine Anerkennung so bald erwartete? Wer ist denn dieser Mann, Herr einer eben auf diesem Grabe entsprossenen Nachwelt? Durch welchen Reiz hat er so frühzeitig über die Gerechtigkeit geherrscht? Ist's ein König, der sich zur stolzen Reihe seiner Ahnen legte, nachdem er rühmlich sein Volk regiert? Ist's ein Eroberer, der die Macht seiner Waffen bis zu den äußersten Punkten der Erde getragen? Ist's ein Gesetzgeber, der in dem Chaos des Anfangs oder des Verfalls eine Nation gegründet? Nein, nein, Nichts von Allem, es ist mehr, als blos dieß, es ist ein Mann, der weder Fürst noch Feldherr noch Gründer eines Reiches war, der, ein einfacher Bürger, mehr herrschte als Könige, mehr Schlachten gewann als Eroberer, mehr wirkte als alle Die, welche gewöhnlich die Sendung haben, zu zerstören oder aufzubauen. Sein Vaterland gab ihm den Namen Liberator, und selbst, wenn man diesen Titel nur in einem beschränkten Sinne faßt, wäre er trefflich genug, um die ungewohnte Ehre zu rechtfertigen, die wir ihm erweisen, um zu erklären, woher es kommt, daß Rom, die Beherrscherin hohen Ruhms, ihm seine Tempel geöffnet, und daß die heiligen und patriotischen Hallen von Notre Dame in diesem Augenblicke die Bewunderung für den uns ganz fremden zudecken, die über seinem

Grabe sich lebend erhalten hat. Der Name des Befreiers eines unterdrückten Volkes, sage ich, würde hinreichen, um Alles zu rechtfertigen, was Rom, Frankreich und die Welt von seinem Andenken halten, und was sie thun, um es zu erhöhen. Aber bloß auf diesen Gesichtspunkt beschränke ich mich nicht; er ist zu enge für ihn, für euch, für eure Erwartung, für die Gedanken, die meinen Geist umschweben. Ich will euch zeigen, daß dieser Mann seinen Platz unter den größten Befreiern der Kirche und der Menschheit genommen hat. Ich lasse also, wenn es erlaubt ist, die Ideen des Vaterlands bei Seite, die für unsern Gegenstand weder tief noch hoch genug gehen. Ich eröffne das weiteste Schauspiel, in dem das Andenken eines Menschen ruhen kann, das Schauspiel der Kirche und der ganzen Menschheit.

O mein Gott, Vater der Gerechtigkeit! ich danke Dir, daß Du in Zeiten, die zu viele Geheimnisse der Ungerechtigkeit schauen lassen, meinem Munde gestattest, hier das Lob eines Mannes der Gerechtigkeit zu verkünden, dessen lange und bewegte Laufbahn keinen Tropfen Blut, ja nicht einmal eine Thräne kostete, und der, nachdem er mehr Menschen und Völker aufgeregt, als wir in irgend einer Geschichte aufgezeichnet finden, in das Grab hinabstieg, frei von allem Vorwurfe, ohne fürchten zu müssen, als möchte eine lebende Seele seinen Grabstein heben, um von ihm in fünfzig Jahren eines öffentlichen Lebens, ich sage nicht über eine schuldbare Handlung, sondern nur über ein Unglück Rechenschaft zu verlangen. Ich danke Dir, mein Gott, daß wir deßhalb hieher gekommen sind, danke Dir auch für jene Gerechtigkeit, die Du allen versprochen hast, und die ich in Deinem Namen und im Namen der Christenheit dem Andenken des Daniel O'Connell darbringen will.

Seit den ersten Tagen der Welt leuchtete in der Welt ein göttlich Licht, eine göttliche Liebe, eine göttliche Auctorität, eine göttliche Gesellschaft. Vom Paradiese bis zur Spitze des Ararat, vom Ararat bis zum Felsen des Sinai, vom Sinai bis zur Sion und zum Calvarienberge, vom Calvarienberge bis zum Hügel des Vatican hat Gott nie aufgehört zu handeln und auf Erden gegenwärtig zu seyn. Und es scheint, daß diese Herrschaft des Lichts, der Liebe, der Auctorität, die von Oben kamen, daß diese Vereinung der Seelen durch Gott und in Gott, dem gemeinschaftlichen Vater, wo möglich auf Erden Einstimmigkeit erlangen oder wenigstens keine Feinde und keinen Kampf finden sollte. Aber wir befinden uns auf einer Erde des Kampfes, und Gott hat sich hier demselben zuerst unterworfen; er willigte ein, uns sein Leben zu geben, so lange es mit dem unsrigen vermischt ist;

ließ sich von uns richten und eben damit auch sich von uns annehmen oder verwerfen. Dieser heilige Krieg ist so alt, als die Welt, und wird eben so lange dauern. Aber in diesem Wechsel bemerkt man vor allen andern zwei Momente und zwei besondere Missionen: den Moment der Verfolgung und der Befreiung; die Mission der Verfolger und die Mission der Befreier. Wenn die Welt, mehr als gewöhnlich, Gottes müde geworden ist, wenn sie sich langeweilt von ihm reden zu hören, oder ihn für den Allmächtigen zu halten, so macht sie eine Anstrengung gegen ihn, und zu schwach, der Vernunft nach, ihn allein durch die Kraft der Seele zu verdrängen, nimmt sie ihre Zuflucht zu den rohen Mitteln der materiellen Macht. Sie stürzt, sie sengt und brennt, sie tödtet Alles, was ein göttlich Zeichen an sich trägt, bis sie befriedigt von dem Stillschweigen und der Einöde, die sie geschaffen, der Ansicht ist, sie habe, wenn nicht gesiegt, doch wenigstens einige Tage der Ruhe und des Triumphes gewonnen. Aber Gott ist nie mächtiger, als eben in diesem Augenblicke; er geht aus den Trümmern hervor durch eine Saat, die Niemand sich erklärte, oder vielmehr, die Menschheit, beruhigt durch seine Abwesenheit, kehrt zu ihm zurück, wie ein Kind seinen Vater an den häuslichen Heerd zurückruft, von dem es ihn so eben weggeschickt hat. Die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die ewige Ordnung gewinnen in dem Gewissen der Menschen wieder die Oberhand, und das Jahrhundert der Befreiung folgt auf das Jahrhundert der Verfolgung. Dann zeigt sich einer von jenen Männern, die Gott von Ferne in dem allmächtigen Geheimnisse seiner Rathschläge vorbereitet hat; es erscheint ein Moses, der das Volk Gottes aus der Gewalt Aegypten's befreit; ein Cyrus, der es von den Gefilden Babylons in sein Vaterland zurückführt; ein Judas Maccabäus, der die Unabhängigkeit desselben gegen die Nachfolger Alexanders vertheidigt; und später ein Constantin, ein Karl der Große, Gregor VII.; ein Constantin, der den Christen Gewissensfreiheit gibt; ein Carl der Große, der die Selbstständigkeit des Statthalters Christi gegen die griechischen Kaiser, gegen Könige der Barbaren und selbst gegen die Zukunft schützt; ein Gregor VII., der die Kirche den tödtlichen Beschränkungen durch die Feudalherrschaft entreißt; berühmte Namen, die seltensten und größten der Geschichte! Und vielleicht scheint es, daß ich in der Anführung derselben wenig Geschicklichkeit zeige, und daß ich selbst den Namen dessen erröthen mache, dessen Ruhm ich verkünden will. Was mich betrifft, meine Herrn, so theile ich diese Furcht nicht, und ihr möget urtheilen, ob ich mich täusche.

Oeffnet die Weltkarte und betrachtet an ihren beiden Enden jene zwei Inselgruppen von Japan und von Britannien. Folgt dem Zuge

der Völker auf dieser Strecke von dreitausend Meilen; zählt Japan, China, Rußland, Schweden, Preußen, Dänemark, Hannover, England, Irland. Ihr rechnet vergeblich; in dieser großen Zahl von Reichen gibt es kein einziges, in dem die Kirche Gottes ihrer unveräußerlichen Freiheit sich erfreut, wo ihr Wort, ihre Gnaden, ihre Versammlungen nicht beschränkt und gebunden wären. Wie! so viele Völker zugleich beraubt der heiligen Unabhängigkeit der Kinder Gottes! Wie! unter diesen zweihundert Millionen Menschen finden sich keine Herzen, stark genug, um einiger Massen die Rechte des Gewissens und die Würde des Christen aufrecht zu erhalten! Ach! ihr täuscht euch, meine Herrn, Gott ließ nie die Wahrheit ohne Martyrer, das heißt, ohne Zeugen, die ihr bis auf das Blut dienen; und weil hier das Aergerniß der Unterdrückung nach Ausdehnung, Dauer und Härte seinen höchsten Grad erreicht hat, so hat auch Gott seinerseits ein neues Wunder in der Geschichte der Martyrer gethan. Man sah Einzelne und Familien für ihren Glauben sterben und von diesem großen Schauspiele Nichts zurücklassen, als ihre verstümmelten Ueberreste und ihr unvergängliches Andenken. Aber ein ganzes Volk in beständigem Martyrthum lebend, Generationen, unter sich durch dasselbe irdische Vaterland verbunden, das Erbe des Glaubens in einem Erbe des gewaltsamen Todes bewahrend, das sah man noch nie. Gott hat es gewollt und hat's gethan; er wollte es zu unserer Zeit und that es zu unsrer Zeit. Unter den Nationen, die ich so eben durch den Raum und die geistige Knechtschaft miteinander verbunden zeigte, gibt es eine einzige, die das Joch nicht annahm, die, materiell ein Sklave, der Seele nach frei blieb. Eine der stolzesten Mächte der Welt bedrängte sie hart, um sie in den Abgrund des Schisma und des Abfalls zu stürzen. Einem Vernichtungskriege preisgegeben, unterlag diese Nation, ohne den Muth des Kampfes oder den Muth der Anhänglichkeit an Gott zu verrathen. Ihres Geburtslandes durch gewaltige Confiscation beraubt, baute sie für ihre Sieger das Land ihrer Voreltern an, und fand sie in ihrem Schweiße das Brod, das hinreichte, um ehrlich zu leben und voll Glauben zu sterben. Hungersnoth machte ihr dieses Stück Brod streitig, sie erhob zur Vorsehung Augen, die sie nicht anklagten. Weder Krieg, noch Beraubung, noch Hungersnoth vermochten, sie zu Grunde zu richten oder zum Abfall vom Glauben zu bewegen; ihre noch so mächtigen Unterdrücker konnten weder das Leben in ihren Eingeweiden, noch die Pflicht in ihrem Herzen ersticken. Da das kühnste und niedrigste Schwerdt nicht immer zu tödten vermag, so sucht die Tyrannei noch Etwas, was dauernder ist als das Schwerdt, und man sah an dieser sich aufopfernden Nation die

Prophetie in der Offenbarung des heiligen Johannes in Erfüllung gehen, „daß Zeiten kommen werden, wo man weder kaufen noch verkaufen könnte, ohne in der Hand und auf der Stirne das Zeichen des Thiers, das heißt, des Abfalls, zu haben."

Man nahm also diesem Volke mit Einem Schlage alle seine politischen und bürgerlichen Rechte. Jedes Wesen kommt mit einem Rechte auf die Welt. Selbst der leblose Stein bringt ein Gesetz mit sich in die Welt, das ihn schützt und adelt; er ist unter dem Schutze des mathematischen Gesetzes, ein ewig Gesetz, das nur ebenso, wie Gott, handelt, und das nicht erlaubt, nur ein Atom zu berühren, ohne dessen Kraft und Recht zu achten. Jedes Wesen also, so schwach es auch seyn mag, wird mit einem Theil von der Macht und Ewigkeit Gottes geboren, und mit desto größerem Rechte der Mensch, eine Creatur, die denkt und will, der ältere Sohn der göttlichen Intelligenz und des göttlichen Willens, und einem Menschen sein Recht von Geburt nehmen, ist ein so großes Verbrechen, daß selbst der Stein seinen Unterdrücker des Mords und des Raubs anklagen würde, wenn man ihm sein Recht je nehmen könnte. Was wird es erst für ein Verbrechen seyn, einem ganzen Volke sein Recht zu nehmen? Aber eben das hat man diesem heroischen Volke gethan, dessen Tod und Standhaftigkeit ich euch beschreibe! Man hat noch mehr gethan, meine Herrn, diese Beraubung des Rechtes, diese legale Tödtung des Volks hat man nicht auf eine absolute, sondern bedingte Weise ausgesprochen, so zwar, daß es stets der Nation und einem jeden Gliede derselben frei stand, durch den Abfall vom öffentlichen und bürgerlichen Tode sich loszukaufen Das Gesetz sagte zu ihnen: ihr seyd Nichts, fallt ab, und ihr werdet Etwas. Ihr seyd Sklaven, fallt ab, und ihr werdet frei. Ihr sterbt vor Hunger, fallt ab, und ihr werdet reich. Welche Versuchung, meine Herrn, und welche tiefe Berechnung, wenn nicht das Gewissen noch tiefer wäre als die Hölle! Fürchtet nichts für dieses Volk von Martyrer; zwei Jahrhunderte, und es ist größer, als diese Verführung, und es erhebt zu Gott seine ruhigen Hände und spricht in seinem Herzen: „Gott sieht sie und sieht uns; sie werden ihre und wir werden unsere Belohnung haben."

Ich will, meine Herrn, dieses theure und heilige Volk nicht nennen, dieses Volk, das stärker ist als der Tod; meine Lippen sind nicht rein und nicht heiß genug, es zu nennen; aber der Himmel kennt es, die Erde segnet es, alle edlen Herzen haben ihm ein Vaterland, eine Liebe, ein Asyl gewidmet: . . . O Himmel, der du siehst, o Erde,

die du kennst, o ihr alle besser und würdiger als ich, nennet es, nennet es, sprecht: Irland.

Irland, meine Herrn! Das war sein Schicksal, als das neunzehnte Jahrhundert sich eröffnete und unter der Hand Gottes mit zwei Donnerschlägen begann; der eine wiederhallte in der neuen Welt, in noch wenig gekannten Zonen, der andere wiederhallte mitten in unserm eigenen Vaterlande. Diese beiden Schläge benachrichtigten die Unterdrücker Irlands; sie ließen sie vermuthen, daß sich durch so merkwürdige Katastrophen in dem Gewissen der Menschen ein Reich der Gerechtigkeit und Freiheit vorbereite, und sey es Furcht, sey es Anfang von Mitleid, sie machten ein wenig die Bande lockerer, welche das Leben ihres Opfers zuschnürten. Unter den Rechten, die sie damals gaben, war ein scheinbar wenig bedeutendes, das nämlich, die Privatinteressen vor den gewöhnlichen Gerichten vertheidigen zu dürfen. Diese Einräumung, meine Herrn! schien in der That von keiner Bedeutung und keiner Zukunft zu seyn; aber England hatte nicht erwogen, daß es das Wort befreien hieß, und daß das Wort befreien, Gott befreien hieß; denn das Wort auf den durch den Glauben begeisterten Lippen ist Wahrheit, Liebe, Auctorität. Das Wort unterrichtet, das Wort stärkt, das Wort befiehlt, das Wort kämpft, das Wort ist der wahre Befreier des Gewissens, und wenn die Unterdrücker ihm den Schauplatz eröffnen, darf man, ohne ihnen die Achtung zu versagen, annehmen, daß sie nicht wissen, was sie thun. Das Wort war also in Irland frei, und von dem ersten Tage, zu derselben Stunde, wo es erstaunt war, sich nicht mehr gehindert zu sehen, fiel es auf das Herz und auf die Lippen eines jungen Menschen von fünfundzwanzig Jahren und es fand sich, daß diese Lippen beredt, und daß dieses Herz groß war.

Auf einmal hielten die Seen Irlands auf ihren Wogen die Winde an sich, die sie aufregten; seine Wälder zitterten und standen unbeweglich, seine Berge zeigten sich, wie aufmerksam; Irland hörte ein freies und christliches Wort, ein Wort voll von Gott und Vaterland, das geschickt war das Recht der Schwachen zu vertheidigen, das Rechenschaft von der Auctorität forderte, ein Bewußtsein seiner Macht in sich trug, und dieß Bewußtsein dem ganzen Volke mittheilte. Es ist sicher ein glücklicher Tag, wo eine Frau ihren Erstgebornen auf die Welt bringt; glücklich ist auch der Tag, wo der Gefangene das weite Licht des Himmels wieder sieht, glücklich ist auch der Tag, wo der Verbannte in sein Vaterland zurückkehrt; aber wie groß auch das Glück eines Menschen seyn mag, keines gleicht der Freude eines Volkes, das nach vielen Jahrhunderten zum Ersten Male das menschliche Wort und das göttliche Wort in der Fülle ihrer Freiheit vernimmt. Und diese unaussprechliche

Freude verdankte Irland diesem jungen Manne von fünfundzwanzig Jahren, der sich Daniel O'Connell nannte.

In weniger als zehn Jahren sah O'Connell, daß er einst der Herr seiner Mitbürger werden könnte, und dachte seitdem über den Plan nach, den er zu befolgen hätte, um ihre Befreiung vorzubereiten. Wie diesen Plan beginnen? welchen Ring dieser schweren Kette zuerst brechen? Er hielt dafür, daß die Rechte des Gewissens allen andern vorangehen: daß hier, in der Sklaverei der Seele, das Centrum und der Stützpunkt aller Tyrannei liege, und daß man also den ersten Streich dahin richten müsse. Die Emancipation der Katholiken von Irland und England wurde der Lieblingsgedanke, mit dem er sich beschäftigte, der stete Traum seines Geistes. Ich will euch nicht alle Versuche noch alle Täuschungen aufzählen. Die einen wie die andern waren unzählig. Noch zehn Jahre schwanden in fruchtlosen Versuchen dahin. Weder die Menschen, noch die Zeit waren reif; die Vorsehung ist langsam, und eine Geduld, die der ihrigen gleich kommt, ist eine Gabe, die sie den Männern gewährt, welche würdig sind, ihr als Werkzeug zu dienen. Endlich schlug die Stunde, wo O'Connell sich schmeicheln konnte, das moralische Haupt seiner Nation zu seyn, in seiner Hand alle Geister und alle Herzen zu haben, wie alle Ideen und alle Interessen Irlands, und wo jede Bewegung nur unter seiner unbeschränkten Leitung vor sich gehen konnte. Es kostete ihn zwanzig Jahre Arbeit, um zu diesem merkwürdigen Tage zu kommen, wo er zu sich ohne Uebermuth sprechen konnte: Nun bin ich König von Irland.

Es ist viel, meine Herrn, Führer einer Partei zu werden. Wenn ein Mensch das Recht hat zu sich zu sagen, er leite eine Partei, kann er auch damit den unbeschränkten Ehrgeiz befriedigen; so schwierig ist es, selbst die, welche unsere Gedanken und all unsere Absichten theilen, zum Gehorsam zu führen. Es ist ein Meisterstück von Geschicklichkeit und Kraft, eine Partei zu schaffen, und doch ist ein Partei-Haupt Nichts im Vergleiche zu einem Menschen, der das moralische Haupt einer ganzen Nation geworden ist, und der dieselbe unter seinen Gesetzen hält, ohne Armee, ohne Polizei, ohne Tribunale, ohne ein anderes Hilfsmittel, als das seines Geistes und seiner Aufopferung. Die Herrschaft O'Connells begann im Jahre 1823. In diesem Jahre gründete er durch ganz Irland eine Association, die er die katholische hieß, und da keine Association ohne ein beständiges Einkommen eine Macht hat, so gründete O'Connell die Emancipationsrente, die er auf zwei Sous monatlich bestimmte.

Spotten wir ja nicht, meine Herrn, in diesen zwei Sous monatlich

lag eine tiefe finanzielle Berechnung, und noch eine tiefere Berechnung des Herzens. Irland war arm, und ein armes Volk hat nur ein Mittel, reich zu werden, daß nämlich jede Hand dem Vaterlande von dem Wenigen mittheilt. Der Sou der Emancipation bestimmte jedes Kind Erins, an der glorreichen Arbeit der Befreiung Theil zu nehmen; so tief das Elend war, so nahm es keinem die Hoffnung, am Ende eines Monats reich genug zu seyn und dem Golde Englands einen Hohn anzuthun.

Die katholische Association und die Emancipationsrente hatten einen unerhörten Erfolg und erhoben die Handlung O'Connells zur Macht und zur Würde einer Herrschaft.

Drei Jahre später, im Jahre 1826, bei den allgemeinen Wahlen im brittischen Reiche, war man erstaunt, Irländer, die bisher in das Skrutinium nur eine schmähliche zum Voraus an ihre Unterdrücker verkaufte Stimme gebracht hatten, war man, sage ich, erstaunt, zu sehen, wie sie Namen in die Wahlurne warfen, die für ihre Rechte sprachen und für die Absicht, dieselben fortan vertheidigen zu wollen.

Das war noch nichts: bald erschien O'Connell vor den Wählern von Clare und trat als Candidat für das englische Parlament auf. Er wurde gewählt, trotz des Eides, der zwischen ihm und der Gesetzgebung die Schranke der Apostasie setzte; er wagte, seine Wahlurkunde in der Hand, seinen Glauben im Herzen, vor den Thoren der Westmünsterabtei zu erscheinen, die schauderten, als sie sahen, wie ein Katholik ihre hundertjährige Majestät und Intoleranz durch die unerhörte Anmassung zu verletzen wagte, in der Person eines geächteten, eines Katholiken, eines Irländers ein ganzes Volk da niederzusetzen oder niedersitzen zu lassen.

Die öffentliche Meinung war bis auf den Grund erschüttert, ganz Irland erhob sich, stolz und gehorsam, bewegt und ruhig; Wünsche, Beifall, Hilfe kamen von allen Seiten Europas, von den Ufern Amerikas und Englands selbst, das, zum Theile wenigstens, nicht seine Ohren vor dem Rufe der Gerechtigkeit verschloß, die so beredt zurückgefordert wurde. Weder das englische Ministerium noch der König von England wollten diese Emancipation der Katholiken, sehr starke Vorurtheile lebten noch im Schooße beider Kammern, welche seit dreissig Jahren zu öftern Malen alle Vorschläge der Art zürückgewiesen hatten, wenn diese auch an harte Bedingungen geknüpft waren, um den englischen Hochmuth zu befriedigen. Aber vergeblich stellten die Ueberreste aller Leidenschaften dem Gefühle allgemeiner Billigkeit einen Damm entgegen; die Welt befand sich in einer jener magischen Stun-

den, wo sie thut, was sie nicht will. Den 13. April 1829 war die Emancipation der Katholiken durch eine Bill des Ministeriums proclamirt, von der Gesetzgebung angenommen, vom Könige unterzeichnet.

Halten wir, meine Herrn, einen Augenblick inne, um über die Ursachen eines so wichtigen Ereignisses nachzudenken, denn ihr begreift wohl, daß ein einziger Mann, wie groß auch sein Genie ist, nicht im Stande gewesen wäre, diese Revolution zu bewirken, wenn sie nicht von weitem her vorbereitet und durch die Macht der Zeit selbst zu ihrer Reife gebracht worden wäre. Man muß es anerkennen, selbst wenn man das Maaß des gerechtesten Lobes überschreiten und aus der Bewunderung ein mehr blindes als edles Gefühl machen sollte. Unter uns nun, denn ich versäume nie die Gelegenheit, auf mein Vaterland zurückzukommen, unter uns fand das Prinzip der Gewissensfreiheit seinen Lauf wieder, der seit langer Zeit geschwächt und abgelenkt war. Die Philosophie dieser Zeit, obgleich dem Christenthume feind, gab ihm das Dogma der Gewissensfreiheit und unterstützte es mit einem Eifer, der nie wankte, weniger vielleicht aus Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, als in der Absicht die Herrschaft Christi zu erschüttern. Was diese Philosophie nun immer für eine Absicht hatte, sie begründete in den Geistern die Rückkehr einer billigen Toleranz und bereitete für künftige Zeiten die Befreiung so vieler christlicher Völker vor, die von der eisernen Hand des Despotismus und der Häresie unterdrückt waren. So zieht Gott nach seiner Gewohnheit Gutes aus dem Bösen, und nichts in der Welt, selbst was gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit unternommen wird, geschieht, was nicht früher oder später durch eine göttliche Umwandlung als Ursache für die Gerechtigkeit und die Wahrheit dienen muß. Diese französische Idee der Gewissensfreiheit war nach England und in die vereinigten Staaten Amerikas übergegangen, und O'Connell, der sie auf seiner glorreichen Laufbahn fand, bediente sich ihrer leicht zur Ausführung seines Werkes.

Bevor wir also, meine Herrn, diese Anerkennung aussprechen, die wir ihm schuldig sind, ist es billig, daß ich euch einlade mit einem aufrichtigen und einstimmigen Beifall die zu ehren, welche dieses große Werk der Katholiken-Emancipation unterstützten. Zum ersten Male haben wir in einer französischen Versammlung an den Stufen der Altäre, unter den Augen Gottes und der Menschen, die Gelegenheit, einen Tribut der Dankbarkeit den Helfern der Befreiung unserer Brüder in Irland und England zu bezahlen, den verschiedenen Werkzeugen, die ferne oder nahe dem großen Akte des 13ten April 1823 standen, welche so viele Herzen begrüßten, so viele Oberhäupter der Kirche in

den geheimnißvollen Nächten des Vatican so heiß erflehten, und welcher Art ewig in der Geschichte dastehen wird, als Denkmal einer der schönsten Stunden, welche Gott dem Gewissen des Menschengeschlechts verliehen hatte. Vereinigt euch daher mit mir, meine Brüder, vereinigt euch von Herzen Alle mit mir, und sprechen wir, die Hände zu Gott erhoben: Lob, Ehre, Ruhm und ewigen Dank Sir Robert Peel und dem Herzog von Wellington, die die Emancipationsbill der Katholiken vor das englische Palament brachten! Lob, Ehre, Ruhm, ewigen Dank dem Unterhause und Oberhause Englands, welche die Bill der Katholiken-Emancipation annahmen! Lob, Ehre, Ruhm, ewigen Dank dem Könige Georg IV., der die Bill der Katholiken-Emancipation unterzeichnete und sanctionirte. Lob, Ehre, Ruhm und ewigen Dank jenen Protestanten Englands und Irlands, die mit der Hochherzigkeit eines wahrhaft patriotischen und christlichen Geistes die Einbringung, die Discussion, die Annahme der Bill der Katholiken-Emancipation begünstigten! Aber auch und vorzüglich Lob, Ehre, Ruhm und ewigen Dank dem Manne, der in seiner mächtigen Hand die zerstreuten Elemente der Gerechtigkeit und der Befreiung gesammelt, und der sie mit einer lebhaften Geduld, welche dreißig Jahre nicht ermüden konnten, vorwärts drängend, endlich seinem Vaterland den unverhofften Tag der Freiheit des Gewissens brachte, und deßhalb nicht blos den Titel eines Liberators seines Landes, sondern den öcumenischen Titel eines Befreiers der Kirche verdiente!

Denn wäre es auch blos Irland, dem die Emancipation zu Gute kam, wer, nach Constantin, hat in der Kirche sieben Millionen Seelen mit Einem Schlage befreit? Strenget euer Gedächtniß an, sucht in der Geschichte, vom ersten und berühmtesten Edicte an, das den Christen Gewissensfreiheit gestattete und seht, ob sich daselbst viele Akte finden, die der Wirkung der Emancipationsakte dem Umfange nach gleich kämen? Sieben Millionen Seelen, frei, Gott bis zum Ende der Zeiten zu dienen und ihn zu lieben, und jedesmal, wenn dieses Volk in seinem Leben und in seiner Freiheit vorwärts schreitend einen Blick auf den Mann zurückwirft, der das Geheimniß seiner Wege studirt, wird es den Namen O'Connell am Ende seiner Sklaverei und am Anfange seiner Wiedergeburt finden.

Aber der Emancipationsakt hat nicht allein Irland erreicht, er umfaßte in seiner ganzen Fülle das brittische Reich, das heißt, außer Irland, Schottland und Großbritannien, jene Inseln, Halbinseln und Continente, auf denen England früher mit seiner Herrschaft die Intoleranz seiner Gesetze ausbreitete. Hundert Millionen Menschen also,

Ufer von zwanzig Meeren gebadet und die Meere selbst vom geistigen Joche befreit! Die Schiffe Englands segeln fortan unter der Flagge der Gewissensfreiheit, und die zahllosen Völker, welche sie auf ihrem Laufe berühren, können nicht mehr in ihren Gedanken die Macht, Civilisation und Freiheit der Seelen von einander trennen, drei Dinge, die Christus gebracht und als sein irdisch Erbe allen Nationen zurückgelassen hat, welche das befreiende Geheimniß seines Kreuzes umfassen. Welche Folgen, meine Herrn, aus einer einzigen Handlung! welcher unermeßliche Horizont den Erwartungen der Kirche eröffnet! Brauch ich noch mehr davon zu sagen, damit euch nicht mehr die Kühnheit auffallend sey, mit der ich den Namen O'Connells neben dem Namen eines Moses, Cyrus, Judas Maccabäus, Constantin, Carl M. und Gregor VII. aussprach, die alle mit der Kraft einer regelmäßigen Herrschaft handelten, während O'Connell nur die Macht eines Bürgers und die Herrschaft des Genies besaß? Und doch habe ich noch nicht Alles gesagt. Die neuere Gesellschaft befindet sich in einer Gefahr, in der größten von allen, ich meine die Verbindung der geistigen Sklaverei mit der bürgerlichen Freiheit. Umstände, die auszuführen zu lang wäre, treiben das Schicksal von mehr als einem Volke zu diesem verderblichen Abgrunde, und England war es, das in dieser Beziehung mit seinem Beispiele ermuthigte, indem es auf der einen Seite liberale Institutionen hat, über welche es mit einer unglaublichen Eifersucht wacht, auf der andern Seite aber einen Theil seiner Unterthanen unter das Zepter eines autokratischen und intoleranten Fanatismus beugt. O'Connell hat diese schreckliche Lehre zerbrochen, welche von England dem Continente Europa's gegeben wurde. Die in ihrer bürgerlichen Freiheit noch jungen Völker werden nicht mehr sehen, wie sie ihr älterer Bruder auf den Weg der religiösen Knechtschaft durch das Schauspiel eines treulosen Widerspruchs treibt. Fortan sind alle Freiheiten Schwestern, sie werden denselben Tag miteinander ein- und austreten, eine in der That unzertrennliche und heilige Familie, von der kein Glied ohne den Tod aller zu Grunde gehen kann.

Betrachtet endlich, daß das Prinzip der Gewissensfreiheit, von welchem die Zukunft der Wahrheit in der Welt abhängt, schon in Europa durch die Macht der Meinung und die Macht des Katholizismus unterstützt war; denn überall, wo die Meinung sich ausdrücken kann, fordert sie Gewissensfreiheit und in den meisten großen katholischen Staaten ist sie schon dem Rechte und der That nach begründet. Der Protestantismus allein hatte noch nicht seine Stimme zu jenem feierlichen Vertrage der Seele gegeben; trotz seines scheinbar liberalen Prin-

zips bewahrte er tief die ursprüngliche Intoleranz der Häresie. Dank O'Connell, die Meinung, der Katholizismus und Protestantismus, das heißt, alle intellectuellen und religiösen Kräfte Europa's sind der Ansicht, die Arbeit der Zukunft auf die billige Transaction der Gewissensfreiheit stützen zu müssen.

Und wenn die Welt der Resultate davon sich erfreuen wird, wenn wir gesehen haben werden, nicht wir, sondern unsere Nachkommen, wie alle religiösen Irrthümer durch die ruhige Entwicklung des Christenthums überwunden werden; wenn der Islam, jetzt schon dahinsinkend, ohne Wiederkehr dahingeschwunden seyn wird; wenn der Bramaismus und Buddhismus, schon bedroht, ihren Kreis des Uebergangs beschrieben haben werden; wenn nichts mehr gegenwärtig seyn wird, als die totale Bestätigung der Wahrheit und das totale Nichts des Irrthumes, wenn also der Kampf der Intelligenzen den höchsten Grad seiner Vollendung erreicht haben wird, dann wird die Nachwelt O'Connell ganz erkennen; sie wird über seine Mission und über das Leben eines Mannes urtheilen, der in dem Heiligthume des innern Forums alle Reiche Englands zu befreien wußte, all' seine Colonien, seine Flotten und seine ganze Macht, und der es verstand, durch die ganze Welt hindurch dieselben auf eine direkte oder indirekte Weise zum Dienste der Sache Gottes, Christi und seiner Kirche zu verwenden. Sie wird richten, ob er nicht im christlichen und allgemeinen Sinne diesen Titel eines Liberators verdient hat, den wir ihm heute zuerkennen.

Aber er war Befreier auch noch auf eine andere Weise, welche auseinander zu setzen noch erübrigt.

Nicht nur die Kirche wird hier auf Erden verfolgt, sondern auch die Menschheit. Die Menschheit wird, wie die Kirche, bald verfolgt, bald befreit, beides aus denselben Gründen. Die Kirche wird verfolgt, weil sie Rechte besitzt und Pflichten auferlegt; die Menschheit wird verfolgt, weil sie ebenso in ihrem Bereiche Pflichten und Rechte hat. Die Gerechtigkeit fällt uns lästig, auf welchem Haupte sie auch ruht, und wir suchen ihr zu entgehen nicht allein zum Schaden Gottes, sondern auch zum Schaden des Menschen. Wir läugnen die Rechte des Menschen, wie wir die Rechte Gottes läugnen; und es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß hienieden nur in der Kirche ein Kampf ist, und daß, wenn die Kirche ihre ewigen Interessen aufgeopfert hat, keine andern Interessen mehr übrig bleiben, für welche man das Schwert ziehen muß. Nein, meine Herrn, wir täuschen uns, die Rechte Gottes und die Rechte der Menschheit sind mit einander verbunden; die Pflichten gegen Gott und die Pflichten gegen die Menschheit sind in dem Evangelium eben so gut enthalten, wie in dem Gesetze vom Sinai;

Alles, was für oder gegen Gott geschieht, geschieht für oder gegen den Menschen. Wenn Gott verfolgt wird, werden wir es auch; wenn Gott befreit wird, werden wir es ebenso. Die Geschichte der Welt, wie die Geschichte der Kirche hat ihre Verfolger und ihre Befreier; ich könnte die Liste derselben euch aufweisen; aber die Zeit drängt, lassen wir die Vergangenheit und beschäftigen wir uns aufs Neue mit unserm theuern und ruhmvollen O'Connell, um ihn als Sohn des Menschen zu sehen, nachdem wir ihn als Sohn Gottes gesehen haben.

O'Connell war vier und fünfzig Jahre alt, als die Emancipationsakte der Katholiken erschien. Vier und fünfzig Jahre, meine Herrn, ist ein schreckliches Alter, nicht weil es den grauen Haaren nahe ist, sondern weil es noch Kraft genug besitzt, um ehrgeizig zu seyn, und Schwäche genug, um zufrieden zu seyn mit der Vergangenheit und an die Ruhe des Ruhmes zu denken. Es gibt wenige Menschen, welche, nachdem sie in dreißig Jahren Arbeit, einen glänzenden Triumph errungen, und besonders einen so erhabenen Triumph, wie den der Katholiken-Emancipation, noch Muth genug hätten, um eine neue Laufbahn zu betreten, und um ihr Ansehen den Schlägen des Schicksals auszusetzen, während sie eines glücklichen und ganz gesegneten Alters sich erfreuen könnten. Andere überlassen sich der Versuchung eines gewöhnlichen Ehrgeizes. Man sieht, wie jene Volkstribunen, nachdem sie in der ersten Zeit ihres Lebens der Sache der Gerechtigkeit und Freiheit gedient, sich von derselben unter irgend einem Vorwande der Pflicht losmachen, wie sie sich überzeugen, daß es zwei Arten gibt, ihr zu dienen, und wie sie, getäuscht durch die Unbeständigkeit, mit der zweiten Hälfte ihres Lebens die erste brandmarken.

O'Connell wußte, meine Herrn, der einen und der andern Klippe zu entgehen; er blieb jung und wußte bis zum Ende seines Lebens von den Jahren Nichts. Ich bemerke junge Leute in dieser Versammlung; O'Connell, meine Herrn, war von eurem Alter, so lange er in unserer Mitte weilte; er hat gelebt und ist in der Aufrichtigkeit einer unzerstörbaren Jugend gestorben. Kaum hatte er Zeit genommen, seinen Triumph zu sehen, kaum hatte er durch eine zweite Wahl die Thore des Parlaments geöffnet, als er sich von seinem Sitze erhob und zum Erstaunen von ganz England in Irland umherlief. Was suchte er? Er will seinem theuern Erin sagen, daß es noch nicht genügt, sein Gewissen befreit zu haben, daß Gott und der Mensch unzertrennlich sind, und daß, wenn man dem himmlischen Vaterlande gedient hat, und wenn noch etwas für das irdische Vaterland zu thun übrig bleibt, dies nur den ersten, und nicht einen zweiten Befehl voll-

führen heißt, und daß, da beide miteinander eins sind, ohne die Erfüllung des zweiten der erste gar nicht erfüllt ist. O'Connell, alt und mit Ruhm bedeckt, gesteht Irland, daß er im Sinne habe, seine Laufbahn von Neuem zu beginnen und keinen Augenblick zu ruhn, bis er nicht die Gleichheit der Rechte zwischen England und Irland durchgesetzt haben würde. Denn das war in Bezug auf das menschliche Recht der Zustand beider Länder, daß das eine kaum der Satellit des andern zu seyn schien. England hatte das Eigenthum, den Handel, die Industrie, alle Rechte Irlands vermindert, um die seinigen zu vermehren; und diese gehässige Taktik stellte Irland in ein Abhängigkeitsverhältniß, das bis zur Unmacht ging. Das ist der Despotismus, meine Herrn, und wir sind bis auf einen gewissen Grad alle selbst Schuld daran, wir alle schwächen, mehr oder weniger, die Rechte eines Andern, um die eigenen zu vergrößern, und der Mensch, der von dieser so hartnäckigen Mackel in unserm Geschlechte frei ist, darf glauben, daß er den höchsten Punkt der Vollendung der menschlichen Natur erreicht habe.

O'Connell hat Wort gehalten; keinen Tag hat er vorübergehen lassen, ohne die Gleichheit der Rechte zwischen England und Irland zu reclamiren, und an diese zweite Arbeit hat er die letzten siebzehn Jahre seines Lebens gesetzt. Er bewirkte, daß das Ministerium mehrere Bills im Sinne der Rechtsgleichheit einbrachte; das Parlament wies sie hartnäckig zurück. Der Liberator ließ sich nicht abschrecken, er hatte das Vergnügen zu sehen, wie unter seinen Streichen die Municipalitäten Irlands, die ausschließlich aus Protestanten zusammengesetzt waren, fielen, und als der erste Katholik seit zwei Jahrhunderten, sah er auf seiner Brust die Insignien des Lordmajors von Dublin. Die Standhaftigkeit, die menschlichen Rechte seines Vaterlands zurückzufordern, ohne sich weder durch das Alter, noch durch die Erfolglosigkeit abschrecken zu lassen, hätte hingereicht, meine Herrn, um O'Connell einen Platz unter den Befreiern der Menschheit anzuweisen; denn wer seinem Lande in dem allgemeinen Sinne der Rechtsgleichheit dient, gehört weder einer bestimmten Zeit, noch einem bestimmten Orte an; er spricht für gegenwärtige und zukünftige Geschlechter, gibt ihnen das Beispiel und den Muth, und streut in die Welt einen Saamen aus, dessen Früchte das Menschengeschlecht früher oder später ernten wird. Wir werden die bürgerliche Handlung O'Connells besser beurtheilen können, wenn wir die Grundlagen prüfen, auf die er sie stellte, und die Lehre, die er uns in Bezug auf den Widerstand gegen die Unterdrückung hinterlassen hat.

Sein Recht reclamiren, war für O'Connell das Princip der Kraft

gegen die Tyrannei. Es liegt in der That im Rechte, wie in Allem, was wahr ist, eine eigene Macht, die, ewig und unzerstörbar, nur verschwinden kann, wenn das Recht selbst nicht mehr existirt. Die Tyrannei wäre unüberwindlich, wenn es ihr gelänge, die Idee des Rechts mit seinem Namen zu vernichten und auf Erden das Stillschweigen des Rechts zu schaffen. Sie sucht wenigstens, diesem absoluten Ziele sich zu nähern und mit allen Mitteln der Gewalt und der Bestechung den Mund der Gerechtigkeit zu schließen. So lange noch eine gerechte Seele mit kühner Sprache lebt, ist der Despotismus unruhig, aufgeregt und hält die Ewigkeit gegen sich verschworen. Alles übrige ist ihm gleichgiltig, wenigstens erschreckt es ihn nur wenig. Rufst du zu den Waffen? so wird die Sache in einer Schlacht entschieden; zum Aufruhr? so entscheiden einige Polizeiagenten. Die Gewalt gehört der Zeit an, das Recht dem Himmel. Welche Würde, welche Macht liegt in dem Recht, das mit Ruhe, mit Ehrenhaftigkeit, Aufrichtigkeit durch einen braven Mann spricht! Die Natur desselben ist ansteckend; sobald man es hört, erkennt es die Seele und zieht es an sich; oft genügt ein Augenblick, daß ein ganzes Volk es fordert und sich vor ihm auf die Kniee wirft. Zwar hält man entgegen, daß es nicht immer möglich ist, sein Recht zu reclamiren, und daß es Zeiten und Verhältnisse gibt, wo die Unterdrückung schon so eingefleischt ist, daß die Rede vom Rechte hier ebenso eine Chimäre ist, als das Bestehen derselben. Es mag seyn, aber das war nicht die Stellung O'Connells und seines Vaterlandes. O'Connell und Irland konnten reden, schreiben, petitioniren, sich versammeln, Magistrate und Deputirte wählen, das Recht Irlands war verkannt, aber nicht entwaffnet, und bei dieser Sachlage war die Lehre O'Connells die des Christenthums und der Vernunft. Die Freiheit ist ein Werk der Tugend, ein heilig Werk und deßhalb ein Werk des Geistes. Aber die Reclamation des Rechts muß beständig seyn. Die Befreiung eines Volkes ist nicht die Sache eines Tages; sie trifft nothwendig in den Ideen, Leidenschaften, Interessen, in der stets tief gehenden Verwicklung menschlicher Dinge tausend Hindernisse, welche die Zeit angehäuft hat, und welche die Zeit auch allein wegnehmen kann, vorausgesetzt, daß man ihren Lauf befördert durch eine gleichlaufende, ununterbrochene Handlungsweise. Man muß, sagt O'Connell, nicht blos heute oder morgen schreiben, petitioniren, sich associren, man muß täglich sprechen, täglich schreiben, täglich petitioniren, täglich sich associren, bis das Ziel erreicht und das Recht befriedigt ist. Man muß die Geduld der Ungerechtigkeit ermüden und die Hand der Vorsehung zwingen. Ihr seht wohl, meine Herrn, hier ist keine Schule

voll Eitelkeit und ohne Kraft, hier ist die Schule von Seelen, die für das Gute begeistert sind, die den Preis desselben kennen und nicht staunen, daß er groß ist. O'Connell hat seine Lehren durch sein Beispiel sanktionirt; was er sagte, that er, und kein Leben war bis an den letzten Augenblick unermüdlicher und besser ausgefüllt als das seinige. Er arbeitete vor der Zukunft mit der Gewißheit, welche die Gegenwart einflößt; er war nie erstaunt noch unzufrieden, nicht am Ziele zu seyn; er wußte, daß er es zu seinen Lebzeiten nicht erreichen werde, er zweifelte wenigstens daran, und dennoch hätte man nach der Gluth seiner Handlungen sagen können, nur noch ein Schritt, nur noch ein Tag fehlte ihm zur Befreiung. Wer zählt die Versammlungen, in denen er sprach und präsidirte, die Petitionen, die er dictirte, seine Reisen, seine Hin- und Herzüge, seine Volkstriumphe und jenes unaussprechliche Arsenal von Ideen und Thatsachen, die das fabelhafte Gewebe seiner zwei und siebzig Jahre ausmachen? Er war der Herkules der Freiheit.

Zu der Dauer in der Reclamation des Rechts fügte er eine Bedingung, die ihm stets von einer unbeschränkten Bedeutung schien, nemlich ein tadelloses Organ derselben zu seyn, und um diesen Grundsatz durch sein Betragen zu erklären, wirkte er darauf hin, daß jeder Diener der Freiheit diese gleich wirksam für alle wollte, nicht allein für seine, sondern auch für die entgegengesetzte Partei, nicht allein für seine Religion, sondern für alle Religionen, nicht allein für sein Land, sondern für die ganze Welt. Die Menschheit ist eine, und ihre Rechte sind überall dieselben, wenn auch die Ausübung derselben nach Sitten und Geist der Völker verschieden ist. Wer einen einzigen Menschen von der Reclamation des Rechts ausnimmt, wer zur Sclaverei eines einzigen Menschen, sey er Schwarzer oder Weißer, seine Zustimmung gibt, und sey es auch nur durch ein Haar, das ungerechter Weise gekrümmt wurde, der ist nicht aufrichtig und verdient nicht für die geheiligte Sache des Menschengeschlechtes zu kämpfen. Das öffentliche Gewissen wird stets den Mann zurückstossen, der eine exclusive Freiheit verlangt oder selbst eine Freiheit, die sich um das Recht eines andern nicht kümmert, denn exclusive Freiheit ist nichts, als ein Privilegium, und eine Freiheit, die sich nicht um andere kümmert, ist nichts als Verrath. Man sieht, wie manches Volk zu einem bestimmten Grad seiner socialen Institutionen gekommen, ganz kurz stehen bleibt oder selbst zurücksinkt. Fragt nicht nach Ursachen hievon. Ihr dürft sicher seyn, daß in dem Schooße dieses Volkes irgend ein geheimes Opfer des Rechts vorgeht, und daß die scheinbaren Vertheidiger der Freiheit desselben, unfähig, sie für Andere, als nur für sie zu wollen, den Zauber ver-

loren haben, der sie erwirbt und rettet, erhält und ausbreitet. Entartete Söhne heiliger Kämpfe, fließt ihr kraftloses Wort in einem vergifteten Kreislaufe, wo es genügt, sie zu hören, um ihnen auch schon geantwortet zu haben.

So war es mit O'Connell nie; nie in fünfzig Jahren verlor sein Wort nur ein einzig Mal den unüberwindlichen Reiz der Aufrichtigkeit. Es erschallte für das Recht seines Feindes, wie für sein eigenes. Man hörte ihn die Unterdrückung brandmarken, von welcher Seite her sie kam und auf welches Haupt sie fiel; so gewann er für seine Sache, für die Sache Irlands Seelen, die von der seinigen durch den Abgrund der tiefsten Verschiedenheit der Gesinnung getrennt waren; brüderliche Hände suchte seine Hand von den entferntesten Punkten der Welt. In dem Herzen eines Ehrenmannes lebt Etwas, was für Alle spricht und was, indem es für Alle spricht, selbst zuweilen gegen ihn zu sprechen scheint; es gibt, sage ich, eine Allmacht logischer und moralischer Herrschaft, welche fast unfehlbar die Wechselwirkung hervorbringt. Ja Katholiken, hört es wohl, wenn ihr die Freiheit für Euch wollt, müßt ihr sie auch für alle Menschen unter allen Zonen wollen. Wenn ihr sie nur für euch verlangt, so wird man sie euch nie gewähren; gebt sie da, wo ihr die Herrn seyd, damit man sie euch da gibt, wo ihr Sclaven seid.

O'Connell verstand noch in einem andern Sinne diese Maxime, welche in der Maxime des Rechts tadellos seyn sollte. Er wollte, daß man zur Auctorität und zum Gesetze, welches der deutlichste Ausdruck derselben ist, eine aufrichtige und religiöse Achtung mitbringe. Denn die Auctorität ist auch eine Freiheit, und wer diese vertheidigt, jene aber angreift, weiß nicht, was er thut und sagt. Die Auctorität ist ein integrirender Theil der Freiheit, wie die Pflicht in das Recht übergeht durch eine offenbare Gegenbeziehung, weil das Recht eines Menschen nothwendig die Pflicht eines andern nach sich zieht. Deßwegen heiligt die bürgerliche Charte, so gut, wie die große evangelische Freiheitscharte, zu gleicher Zeit das Recht und die Pflicht, die Freiheit und die Auctorität. Jede Hand, die beide von einander trennt, vernichtet beide, und nie wird ein Volk, das nicht beide zugleich verehrt, fähig seyn, ein freies Volk zu werden. O'Connell trieb die Achtung vor dem Gesetze bis zum Aberglauben; er erlaubte sich Alles bis zur Grenze, wo er ein offenbar gültiges Gesetz fand. Und doch hat kein Mensch unter Gesetzen, selbst unter verfolgenden, einen umfassendern Gebrauch von dem Spielraume gemacht, den sie ihm noch zu seiner Verfügung übrig ließen. Seine tiefe Kenntniß des Rechts diente wunderbar dem Zauber

seiner Bewegungen und Gegenbewegungen, und er hatte die Ehre nach sieben und vierzig Jahren bürgerlichen Kampfes zu sterben, ohne ein einziges richterliches Urtheil definitiv über sich verhängt zu haben. Außer jener berühmten Versammlung zu Clontarf lief er ein einzigmal Gefahr, in einer Falle gefangen zu werden, in der er das Kleid seines volksthümlichen und christlichen Tribunats nicht ohne Flecken gelassen hätte. Den Tag vor der Versammlung, Abends vier Uhr, in einem Augenblicke, wo Dublin und Irland von brittischen Truppen voll waren, ließ der Vicekönig die Versammlung verbieten. Die Haare O'Connells sträubten sich bei dem Gedanken einer unvermeidlichen Collision zwischen dem Volke und den Truppen. Man sah ihn blaß und aufgeregt die ganze Nacht Berichte über Berichte und Couriere über Couriere absenden, endlich mit Anbruch des Tages nach einer schrecklichen Nacht hatte er das Glück, daß sich nicht eine Seele auf dem Felde von Clontarf einfand, wo fünfhunderttausend erwartet wurden.

Es kam die Gelegenheit zu seinem letzten Triumphe. Ihr wißt, wie England jene Aufregung eines halben Jahrhunderts, in der er einen Theil des Reichs gehalten hatte, ihn bezahlen lassen wollte, wie er citirt, verurtheilt, eingekerkert und wie endlich der Spruch vor die Queens-Bench kam durch die Apellation eines Mannes, der in derselben so viele Feinde zählen sollte. Ein berühmter Augenblick, wo ganz Irland den gefangenen Liberator in seinem Gefängnisse besuchte, wo die vereinigten Bischöfe Gebete zu Gott sendeten, damit der Mann Erins in dem Leiden gestärkt würde und siegreich aus demselben hervorkäme! Diese Bitte des ganzen Volkes wurde erhört und nach einem hochherzigen Ausspruche, welcher erklärte, daß O'Connell nicht gefehlt, hatte Irland noch einmal den Stolz und den Trost, seinen alten Vater mit allem Ruhme nach Hause zu tragen, den es ihm je bereitet hatte, und der weder wachsen noch abnehmen zu können schien.

Nach den Gedanken der Menschen hätte O'Connell an diesem Tage sterben sollen. Aber der Richter der Bestimmungen und der Richter der Herzen hatte anders beschlossen. O'Connell war Christ; der Glaube und die Liebe Gottes waren die lebendigen Grundlagen seines ganzen Lebens; so wahrhaft treu er auch gewesen wäre, er hätte doch nicht unempfänglich gegen den großartigen Verlauf seiner Tage seyn können. Der Ruhm ist ein feines Gift, welches in das Erz der gewappneten Herzen eindringt; O'Connell verdiente, daß Gott ihn zu seinen Lebzeiten reinigte und auf sein Haupt nach so vielen Kronen, die nie daselbst welkten, jene höchste Krone des Unglücks setzte, ohne welche kein Ruhm auf Erden noch im Himmel vollkommen ist.

O'Connell sah einen Theil der Seinigen sich entrissen, seine Seele war verwundet durch den Stolz und die Freundschaft; sie war auch verwundet durch das Volk, dem er so innig und so wirksam gedient. Eine schreckliche Hungersnoth raffte unter seinen Augen die Kinder Erins dahin; er sah Leiden, gegen welche die Beredtsamkeit und das Genie nichts vermochten, und fühlte tief die ganze Unmacht des Ruhms. Während er aber diesen schmerzlichen Kampf bestand, wurde auf einmal an den geheiligten Ufern der Tiber eine Stimme gehört, welche die Welt und die Christenheit vor Freude zittern machte. Die eine, wie die andere erwarteten einen Vater, der die Bedürfnisse der neuern Zeit fühlte, der sie in seine oberhirtliche und ruhige Hand nahm, und sie von der Erde selbst zur Höhe der Religion erhob. Diese Erwartung und diese Wünsche wurden erhört; O'Connell konnte sterben, Pius IX. war in der Welt; O'Connell konnte schweigen, Pius IX. sprach; O'Connell konnte in das Grab hinabsteigen, Pius IX. saß auf dem Stuhle des hl. Petrus. Der alte und sterbende Athlet der Kirche und der Menschheit täuschte sich hierin nicht; die Kraft und die Schwachheit seines Lebens waren ihm geoffenbaret, er wußte, daß er nur der Vorläufer eines größern Befreiers, als er, war, und wie Johannes der Täufer den Gesandten, den er erwartete, in der Wüste aufsuchte, und dessen Schuhriemen aufzulösen er sich nicht für würdig hielt, so wendete O'Connell seine Augen gegen Rom, und mit einer letzten Anstrengung gegen sein Alter und sein Unglück wanderte er dahin in der Einfachheit und in der Freude eines Pilgrims. Aber es war zu spät; der Wind fehlte ihm an den Ufern des mittelländischen Meeres, da er schon von Ferne die Kuppeln und den Horizont von Rom sah. Ganz Rom erwartete ihn und bereitete ihm Triumphbögen. Sein Herz kam allein in die Stadt, wo Pius IX. dasselbe aufnahm. Der Oberpriester, die Hände auf den Sohn O'Connells legend, sprach die Worte: „weil ich des Glücks beraubt bin, nach welchem ich mich so lange sehnte, den Helden der Christenheit zu umfassen, möchte ich wenigstens den Trost haben, seinen Sohn zu umarmen.“ Suchen wir, meine Herrn, das Grab O'Conells nirgends anders; es ist nicht in Irland, so würdig es wäre ihn ewig zu besitzen; das Grab O'Connells ist in den Händen und in der Seele Pius IX. Dahin muß man schauen, um dem Liberator das letzte Wort, das Wort und das Gebet des Abschiedes zu sagen.

Fassen wir ein wenig die Gedanken zusammen.

Die Interessen der Kirche, meine Herrn, sind die der Menschheit, und Interessen der Menschheit sind die der Kirche. Das Christen

thum, von dem die Kirche der lebendige Körper ist, gelangte nur zu einem so hohen Grade von Macht wegen des tiefen Zusammenhanges, der zwischen ihm und der Menschheit besteht. Die neuere Gesellschaft ist nun der Ausdruck der Bedürfnisse der Menschheit, und deßhalb ist sie auch der Ausdruck der Bedürfnisse der Kirche; und in diesen wenigen Worten ist die tiefe Bedeutung des Lebens des O'Connell enthalten. O'Connell war in unserer Zeit des Zwiespaltes der erste Mittler zwischen der Kirche und der neuen Gesellschaft, das heißt, daß er in dieser Zeit der erste Mittler zwischen der Kirche und der Menschheit war. Man muß ihm folgen, meine Herrn, wenn wir Gott und den Menschen folgen wollen. Ohne Zweifel ist es die Welt, die sich von uns trennte, die ohne uns leben und sich regieren wollte; aber was liegt daran, woher das Uebel kam, und auf wem der Stolz der Trennung ruht. Wir fühlen heute das gegenseitige Bedürfniß; gehen wir der Welt entgegen, die uns selbst sucht und erwartet. Diese Bewunderung, die sie auf das Andenken O'Connells ausgießt, dieser Ruf der Liebe, den sie um Pius IX. erhebt, ist ein Wunsch, den sie Angesichts des Himmels ausdrückt, und ein Beweis, daß sie nicht unempfindlich ist gegen Den, der ihre Leiden und ihre Bedürfnisse begreift. Begreifet sie denn, meine Herrn, gehen wir aber voll Glauben vorwärts auf den ruhmvollen Spuren, die wir so eben durchgegangen haben, und wenn ihr schon das Wollen davon fühlet, wenn die leeren Schatten der Vergangenheit in eurem Geiste schwächer werden, wenn die Kraft euch kommt, und mit ihr ein Vorgefühl, daß ihr der Sache der Kirche und der Menschheit nicht unnütz seyn werdet, ach, forschet nicht nach dem Grunde davon, sagt, daß Gott zu euch einmal durch die Seele O'Connells gesprochen hat.

5. Rede,

gehalten von Dr. Esaias Tegner in der Schule zu Jönköping im Junius 1830, übersetzt aus dem Schwedischen von Dr. Mohnike.

Oeffentliche Angelegenheiten in der Hauptstadt haben zweimal hintereinander mich verhindert bei der Entlassungs-Prüfung hieselbst gegenwärtig zu seyn, und es sind also drei Jahre verflossen, seitdem ich zuletzt an diesem Platze sprach. Drei Jahre sind eine bedeutende Zeit im Menschenleben überhaupt; aber noch bedeutender sind sie für die Jugend, für die Schule. Denn es ist mit der Schule wie mit dem Frühlinge; was man an einem Tage säet, wächst in hunderten und darüber hinaus. Es wächst eigentlich nicht einen Sommer, sondern ein Menschenleben hindurch. Drei Jahre! Zu wie vielem Guten oder

Schlimmen hat nicht in dieser Zeit der Grund gelegt werden können? wie viele Anlagen haben ausgebildet oder eingeschläfert, wie mancher biegsame Wille hat veredelt oder verdorben werden können! Ich wünsche und hoffe von dem Geber alles Guten, daß diese Jahre nicht vergeblich angewendet seyn mögen, daß die Saamenkörner, welche Sie hier ausgestreut haben, zu seiner Zeit aufblühen und reifen und Frucht bringen mögen in Kenntniß, in Veredlung, in Segen!

Die Zeit, deren ich gedacht habe, ist indeß auch außerhalb der Schule für das Leben nicht unwirksam gewesen. Ueber die ganze Einrichtung desselben, die Lehrgegenstände, Vortragsweisen und Prüfungen ist vieles gesprochen, berathschlagt und geschrieben worden. Wenn jedoch die Folgen dieser Ueberlegungen den Erwartungen nicht entsprochen haben, wenn weder die Freunde des Alten noch die des Neuen dort gefunden haben, was sie wünschten, so kommt dieses größtentheil daher, daß die Zahl der Rathschlagenden zu groß war, welches stets zu Zwistigkeiten führt; theils und besonders auch von dem Grundsatze, welcher bei Vorkommenheiten dieser Art in der Wahl der Mitglieder befolgt wird. Wenn nämlich die Ansichten, wie es bei einer solchen Frage gewöhnlich ist, getheilt, ja oft entgegengesetzt sind, so glaubt man beiden Theilen schuldig zu seyn, ungefähr gleichviele von jeder Seite zu wählen. Einem Ja setzt man deßhalb stets ein Nein gegenüber, in Hoffnung, das eine Schwert werde das andere in der Scheide halten. Dadurch werden beide entgegengesetzte Kräfte neutralisirt, das Ganze bekommt eine diagonale Richtung statt einer winkelrechten, und ein System von Gleichungen kommt zum Vorschein, das bloß dann richtig seyn kann, wenn man voraussetzt, daß beide entgegengesetzte unrichtig seyen. Die Folge ist, daß keiner von beiden Theilen mit der halben Arbeit zufrieden ist, da keiner der beiden Theile seine Ideen darin unverändert wieder erkennt. Das Ganze fordert in der That noch viele Prüfung; denn man extemporirt nicht die Antwort auf Fragen, welche den Gang der Bildung für Jahrhunderte bilden sollen, und es ist besser bisweilen das Alte beizubehalten, auch wenn es veraltet seyn sollte, als ohne gehörige Gründe hier und da einzelne neue Dinge einzuführen, die sich nicht an einander fügen, nicht in das Ganze passen, und deßhalb vielleicht bald wieder abgeschafft werden müssen. Es ist deßhalb vollkommen Recht, daß die Hauptfrage höhern Ortes noch unabgemacht ruht. —

Unter den mancherlei Fragen, über welche bei dieser Gelegenheit verschiedene Meinungen an den Tag kamen, war die Frage über die sogenannte Lernfreiheit eine der wichtigern, denn sie würde, wenn

man sie als allgemeinen Grundsatz annähme, die ganze jetzt bestehende Schulform zerstören, und sie hängt außerdem mehr oder weniger mit den meisten wesentlichen Veränderungen zusammen, welche beabsichtigt worden sind. Bei Mehrern, welche wesentliche Reformen für nothwendig hielten, waren doch die Ansichten über diese Frage getheilt. Eine und die andere Bemerkung über diesen Gegenstand dürfte daher hier an ihrer Stelle seyn.

Unter Lernfreiheit versteht man das Recht des Schülers oder seiner Eltern und Vormünder, unter den Gegenständen, welche in der Schule vorgetragen werden, zu wählen, welche und wie viel er zu lernen Lust hat, mit Außerachtlassung der übrigen. Eine solche Freiheit, welche von Anfang auf den Universitäten üblich gewesen ist, scheint beim ersten Anblick sowohl natürlich, als billig und nützlich zu seyn. Natürlich; denn die Natur hat durch die sehr ungleichen Gaben, welche sie mittheilt, und durch das Talent für einen besondern Zweig des Wissens unverkennbar darauf hingewiesen, welche Studien vor andern ein jeder betreiben soll. Eine solche Anlage zeigt sich mitten im Schulzwange; denn nichts ist gewöhnlicher, als ungleiche Fortschritte in ungleichen Gegenständen bei dem selbigen Schüler; und hätte ein solcher die Zeit, welche er bei einem Gegenstande versplittert hat, ungetheilt auf einen solchen wenden können, zu dem er Lust hat, so scheint es glaublich, daß er viel weiter gekommen seyn, und Anlagen, die jetzt auf halbem Wege gehemmt werden, zur Vortrefflichkeit ausgebildet haben würde. Billig scheint auch eine solche Freiheit zu seyn, denn nichts kann an sich selbst unbilliger seyn, als daß man gezwungen werde, etwas zu lernen, was man nicht wissen will, was man also mit Unlust und Gleichgültigkeit lernt; was man folglich auch bald wieder vergißt. Nützlich scheint auch eine solche Freiheit zu seyn, sowohl für den Lehrer, welcher dadurch der undankbaren Mühe enthoben wird, auf den Fels zu säen, als auch besonders für den Schüler selbst, welcher frei und ungehindert seine Anlagen in der Richtung ausbilden müßte, wohin die Natur ihn ursprünglich gewiesen hat, wovon aber die Nahrungssäfte jetzt abgeleitet werden und nach verschiedenen Seiten hin sich ausspreiten. Es würde, glaubt man, hiedurch ein neues Leben in die Schule kommen; es würde ein frischerer Geist durch die dumpfen Lehrsäle gehen; wir würden lebendige Pflanzschulen bekommen, die gediehen und grünten, statt der beschnittenen Hecken, die jetzt in kümmerlicher Einförmigkeit verkommen. Ist nicht die öffentliche Erziehung zuletzt und wesentlich auf die Privaterziehung gegründet, welche die ursprüngliche, die natürliche ist und bleibt? Ist sie nicht aus dieser

hervorgegangen, sowie der Staat selbst hervorgegangen ist aus dem Familienleben? Und bei dem Privatunterricht wird ja eine solche Lernfreiheit nie in Zweifel gestellt. Das Kind lernt entweder, wozu es Anlage gezeigt hat, oder was der Vater als nützlich und nothwendig für die künftige Bestimmung desselben erachtet; mit andern Dingen versplittert es die Zeit nicht. So, spricht man, müßte es auch in der Schule seyn; denn der Zweck aller Erziehung ist, behauptet man, nicht eine gleiche Mittelmäßigkeit in Allem zu erzeugen, sondern das Ausgezeichnete da, wo man den Saamen dazu findet, nicht das Allgemeine zu einer etwaigen Genüge zu entwickeln, sondern das Individuelle und Ueberwiegende zur Vollkommenheit. —

Mit diesen und ähnlichen Gründen stellt man die Lernfreiheit als das einzige belebende Prinzip des Unterrichtes und als Mittel zur Wiedergeburt der Schule dar. Bei näherer Betrachtung drängen sich jedoch hierbei mehrere Bedenklichkeiten auf, von welchen ich in der Kürze einige namhaft machen will. Ist es wirklich das höchste und rechte Ziel der Erziehung in Allem das Individuelle zu fördern und das Allgemeine und Gemeinsame seinem Schicksale zu überlassen? Ich zweifle. Der menschliche Körper bildet sich auf diese Weise aus, daß alle seine Gliedmassen gleich und in Uebereinstimmung miteinander wachsen nach dem Typus, den die Natur für ein jedes derselben abgesteckt hat. Wächst hingegen ein Glied auf Kosten des andern, so ist es Krankheit und wird Mißgestalt. Sollten die Gesetze für die Ausbildung der Menschenseelen nicht dieselben seyn? Wird von Kindheit an eine ihrer Kräfte einseitig entwickelt, so bleiben die andern zurück, und es entsteht ein inneres Gebrechen. Der gleiche Wuchs ist Gesundheit der Seele sowie des Körpers. Das große Problem der Erziehung ist daher wohl nicht einzelne, sondern allgemeine und gleichzeitige Entwicklung, nicht Einseitigkeit sondern Harmonie. Sie will nicht den oder jenen Zweig treiben in Voraus zu blühen, sondern sie will die Wurzel pflegen, so daß die Nahrungssäfte nach allen Seiten hin gleich vertheilt werden. Wird dieses versäumt, so kann der Zweig wohl eine Zeit lang aufschießen, und in üppigem Treibhausglanze prahlen, wenn aber der Herbst kommt, treibt er keine Früchte, und die nächste Frühlingssonne findet ihn verwelkt, ein nacktes und nutzloses Reisig. So geht es auch mit den menschlichen Anlagen, wenn eine einzelne von ihnen durch Reizmittel zu frühzeitiger Reife getrieben wird. Ich habe Jünglinge, ja Kinder gekannt, welche durch frühzeitige Entwicklung eines einzelnen Vermögens in Erstaunen setzten; aber sie hielten nicht, was sie versprachen, und der bewunderte Knabe wurde ein unbedeutender, ein alltäglicher

Mann. Mit einem Wort: alle einseitige Ausbildung in der Kindheit ist oder führt zu Mißbildung. Denn das Kind soll auf beiden Füßen gehen. Hüpft es auf einem Fuß, so gelangt es nicht zum Ziel. Das Einzelne wächst und gedeiht auf keinem andern festen Grunde als das Gemeinsame; alle menschlichen Anlagen tragen und halten und unterstützen einander; und gerade, damit das Einzelne und Individuelle dereinst aufschießen möge in Herrlichkeit, muß das Uebrige nicht ohne Aufsicht und Bildung gelassen werden. — Was von Naturanlagen gilt, das gilt auch von Studien, besonders von Elementarstudien.

Alle Kenntnisse, wenigstens die, welche in der Schule gelernt werden, sind verwandt und flechten auf mannigfache Weise ihre Zweige in einander. So sind Sprachlehre und Mathematik eigentlich Logik, wiewohl mit ungleicher Construktionsweise. Die Geographie ist das Lokal der Geschichte, die Geschichte ist eine bewegliche Geographie. Daher kann keine von ihnen versäumt werden, ohne daß die andere leidet und einen Auswuchs bekommt. Ich läugne keineswegs, daß ein Jeder vorzüglich das studiren muß, wozu er sich berufen fühlt, aber er muß dieses nicht unvorbereitet thun, nicht unkundig in allem Andern. Es gibt einen Cyklus allgemein vorbereitender, allgemein bildender Kenntnisse. Ich behaupte nicht, daß dieser in unsern Schulen vollkommen ist, daß er ist, was er seyn sollte; um so gewisser ist es daher, daß keine Stufe desselben übersprungen werden kann ohne Nachtheil für das Ganze. Man verwechselt oft Kenntniß mit Bildung als deren Gegenstand und Ziel, aber ausgebreitete Kenntnisse können mit vieler Rohheit verbunden seyn; so können auch auf der andern Seite beschränktere Einsichten mit der höchsten Bildung bestehen. Bildung verhält sich zum Wissen, wie die Gelenkigkeit und Stärke des Körpers zu seinem Umfange und Gewicht, welche nicht allemal einander entsprechen. Gebildet sind wir daher nicht in dem Maaße als wir gelehrt sind, sondern in dem Maaße als eine selbstständige, durchgreifende, in sich selbst geschlossene und übereinstimmende Entwicklung der edelsten Anlagen des Menschen in uns vor sich gegangen ist. Eine solche Bildung hieß vormals die humanistische, und sie verdient noch ihren Namen, wenn sie recht und vollständig beigebracht wird. Die Schule bezweckt eine solche, nämlich die Elemente dazu. Dasselbe bezweckt das Gymnasium, selbst der sogenannte philosophische Grad bezweckt wesentlich dasselbe. Erst nachdem diese Elementarbildung vollkommen abgeschlossen ist ohne alle Lücken und Ausnahmen, kann und muß der Jüngling sich demjenigen Studium überlassen, wozu er die meiste Neigung und das meiste Talent spürt. Denn er hat dann, was

ihm in der Schule fehlt, einen festen Grund, worauf er stehen kann; er kann wenigstens zum Theile das Ganze übersehen, der innere Trieb ist bei ihm zum Bewußtseyn verklärt und er braucht nicht blind zu wählen. Keiner kann Meister in Allem werden, aber um es in Einem zu werden ist es nothwendig, daß man sich nach allen Seiten hin umsehe, so wie der Feldherr nicht bloß den Kampfplatz, auf welchem er siegen will, untersucht, sondern auch dessen Nachbarschaft.

Nach diesen Grundsätzen, deren nähere Entwickelung hier nicht verstattet ist, scheint es mir ausgemacht, daß die in Frage stehende Lernfreiheit für die Schule schädlich werden würde. Es gibt keine Freiheit, welche nicht gemißbraucht werden kann, und es ist mehr als glaublich, daß dieses mit der Lernfreiheit der Fall seyn würde. Beruht die Wahl des Gegenstandes auf dem Knaben, so scheuht er von Natur Alles, was ihm Mühe kostet, wie wesentlich wie unentbehrlich es auch seyn möge. Er sucht Spiel auch in der Schule, und man kann die Einsicht nicht begehren, daß eine der höchsten Bestimmungen der Schule gerade die ist, ihn vom Spiel zum Ernst und zur Arbeit zu gewöhnen. Beruht es aber auf den Eltern, welches wohl die Meinung seyn mag, so gibt es unter diesen wohl nicht viele, denen begreiflich gemacht werden kann, daß ihre Söhne etwas Anderes zu lernen brauchen, als was unmittelbar zu Markt und zum Verkauf gebracht werden kann, gegen eine Anweisung auf Lohn schon jetzt oder doch wenigstens in Zukunft.

Man kann ihnen nicht begreiflich machen, daß die öffentliche Erziehung etwas anders bilden soll, als Auscultanten zu einem Amte, das wie ein anderer Nahrungszweig betrieben werden soll, mit gewissen etwas künstlichen Handgriffen, und deßhalb auch mit höherm Range und bessern Einkünften. Was für Folgen hat dieses für die Jugend? für das Gemeinwesen? Ich will es im Kurzen sagen. Eine Schule ohne Einheit, eine Kenntniß ohne Zusammenhang, ein mechanischer Staat ohne innere organische Lebenskraft, und wir würden genöthigt seyn, jedes Jahr eine noch buntere, noch unreifere Schaar als bisher von hier zu entlassen. — —

Es ist ferner leicht einzusehen, welche Lehrgegenstände es besonders seyn würden, die man auf diese Weise bei Seite setzte. Die classischen Sprachen würden ohne Zweifel diejenigen werden, welchen die meisten sich entzögen, denn deren Nutzen kann man am wenigsten von Allem einsehen, und dieß wird schon für einen hinreichenden Grund gehalten, ihn ganz abzuläugnen. Ich habe bei einer andern Gelegenheit auf dieser Stelle meine Meinung über diese Frage ausgesprochen. Ich habe zu beweisen gesucht, daß Kenntniß der classischen Sprachen

wenigstens zur Vollständigkeit der Sprachstudien auf der Schule gehört; daß deren Grammatik in formeller Hinsicht ein vortreffliches Bildungsmittel für das Kind, und daß ihre Literatur es gleichfalls für den Jüngling ist, wiewohl in einer andern Beziehung, insofern nämlich die Studien dahin geführt würden, wohin sie sollten. Ich übergehe das Griechische, wiewohl diese Sprache durch die Art ihres Baues, ihren Reichthum, ihre Biegsamkeit, ihren Wohllaut und vor Allem durch den Umfang und die Vortrefflichkeit ihrer Literatur ohne Vergleichung die wichtigste von allen Sprachen der Erde ist. Aber die lateinische, die alte weltbeherrschende Sprache, die Sprache, in welcher Cäsar gebot, worin Cicero redete, worin Maro und Horaz sangen, darf sie wohl irgend einem gebildeten Manne unbekannt seyn? Es geht unverkennbar eine römische Ader durch Wissenschaft, durch Kunst, durch Gesetzgebung in der ganzen neuern Welt. Sie ist merkbar im Süden, aber auch in den Norden ist sie eingedrungen. Kein Adler ist so weit geflogen als der römische. Der mächtige Geist auf den sieben Hügeln herrscht noch aus dem Grabe. Er geht wieder als Proconsul in die eroberten Provinzen des Gedankens, der Sitten, der ganzen Menschenbildung. Mag es seyn, daß die Meisten auf halbem Wege stehen bleiben und diese Studien wenig über die Elementarkenntniß hinaustreiben, welche sie in ihrer Jugend gelernt haben. Aber gerade diese Elementarkenntniß mit ihrem ganzen grammatischen Systeme, ist sie vergeblich für die Jünglinge? oder ist die Zeit verloren, welche darauf verwandt wurde? Wenn, was auf diese Weise gelernt ward, auch keinen Nutzen außer der Schule hat, so hat es doch einen sehr bestimmten Nutzen innerhalb derselben. Denn was ist die Absicht der Schule? Was soll das Kind lernen? Mancherlei ohne Zweifel, in Beziehung auf den Gegenstand; aber der Gegenstand selbst ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß das Kind merke, die Spielzeit sey vorbei und die Arbeitstage seyen angebrochen. Die Hauptsache ist, daß der flüchtige Sinn sich festige, dadurch daß er an Regel, an Ordnung, an Zucht gebunden wird, daß die Zähne der Seele, welche jucken, etwas Gesundes bekommen darauf zu beißen; daß die schwellenden Kräfte beschäftiget, geübt, gestärkt werden. Die Hauptsache mit Einem Worte ist, daß das Kind das Lernen lerne. Weßhalb beschäftigt sich die Jugend mit der Gymnastik? Nicht um den rechten oder linken Arm, oder das Knie oder den Fuß zu stärken, um bei jeder Veranlassung Herrschergewalt über die eigenen Glieder zu üben. Und aus eben diesem Grunde geht man ja auch in die Schule, um die Muskelkraft der Seele zu stärken und

sie dort, wo sie nöthig ist, anwenden zu können. Sollte es nicht wirklich von Nutzen seyn, daß das Gedächtniß geübt, der Begriff geregelt, die Urtheilskraft geschärft, daß die Sprache klar wird, die Sprache, welche die Mannheitsannahme des Gedankens ist, welche die Verkörperung der Vernunft unter allen Geschlechtern der Erde ist? Aber dieses ist es ja eben, was beabsichtigt und wenigstens zum Theil gewonnen wird durch die so viel getadelte, für so unnütz betrachtete Schulgrammatik. Ich kenne nichts, was geeigneter wäre, als gerade diese, um die Seelenkräfte des Kindes daran zu üben; denn das Kind hat einen Sprachinstinkt, und die Sprachphilosophie ist die einzige Wissenschaft, welche es fassen kann, da sie stets in Beispielen auftritt und also ihre eigene lebende Construction mit sich führt. Daß die lateinische Grammatik vorzugsweise hiezu gewählt worden ist, kommt von zufälligen Umständen; jede vollständig ausgebildete und regelmäßige Grammatik könnte hiezu gebraucht werden. Aber die todten Sprachen haben hierin den Vorzug vor den lebenden nicht nur deßhalb, weil ihre Formen abgeschlossen und unveränderlich sind, sondern auch, und vorzüglich deßhalb, weil ihr abweichender Organismus zu lehrreichen Vergleichungen Anleitung gibt. Die griechische möchte hiezu am geeignetsten seyn; aber die lateinische gewährt in der Hauptsache denselben Nutzen, wenn sie nämlich mit Verstand, mit begleitender fortlaufender Lectüre der Schriftsteller und in Verbindung mit der eigenen Grammatik der Muttersprache getrieben wird, welche die natürliche Dolmetscherin und der Maaßstab für jede andere ist.

Wir wollen uns also nicht irren lassen durch die Stimmen des Tages; wir wollen nicht zurückbeben vor dem Namen eines Grammaticus. Es war ein geachteter Name in Griechenland und Rom; und der weitberühmte Geschichtschreiber des Nordens, des großen Absalon größerer Günstling, ist geadelt in der Geschichte unter dem Namen Saxo Grammaticus. Wir wollen den Organen der jetzigen Bildung, das ist den lebenden Sprachen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber deßhalb wollen wir die alten Gastfreunde von Hellas und Latium aus unsern Lehrsälen nicht verdrängen. Wir wollen von einer Freiheit keinen Gebrauch machen, welche hiezu beitragen würde; von einer Lernfreiheit, welche angewandt würde, um das nicht zu lernen, was doch mehr als sonst irgend etwas das junge Gemüth regelt, zusammenhält und bildet.

Es gibt schließlich noch einen andern Umstand, der gegen die Lernfreiheit spricht. Sie würde nämlich ein System von Ausnahmen in der Schule einführen, das schädlich in seinen Wirkungen und unrichtig in

seinem Grundsatze. Die Erfahrung hat längst gelehrt, daß Befreiungen von einem oder mehrern Lehrgegenständen im Allgemeinen schädlich sind und fast stets ihre Absicht verfehlen. Die Befreiten bleiben natürlich unkundig in dem, was sie nicht lernen, aber sie bringen es auch selten weiter, als die Uebrigen, in dem, was gemeinsam vorgetragen ist. Ihre Freistunden sind also verlorene Stunden, und der Lehrer kann nicht dafür einstehen, wie sie zu Hause verwendet worden sind. Der Umfang der Kenntnisse wird also verringert, ohne daß er gewinnt an Tiefe oder Gründlichkeit. — Aber solche Ausnahmen sind auch, und dieß ist wesentlicher, in ihrem Grundsatze fehlerhaft. Denn welches ist das innere, moralische Band, das die Schule zusammenhält? Ohne Zweifel das Gemeinsame des Unterrichts, die Kameradschaft in Allem, auch in den Lehrgegenständen. Der, welcher von Etwas ausgenommen ist, bleibt stets mehr oder weniger für die Uebrigen fremd; er hat ein Interesse weniger zu beachten, als sie, eine Sorge weniger zu tragen, einen Fortschritt weniger zu hoffen. Die Schule ist ein Staat im Kleinen, gegründet auf vollkommene Gleichheit, ähnlich der Gesellschaft auf einem Schiffe oder an einem Gesundbrunnen. Der, welcher sich von Einigen oder in Etwas sondert, stört dadurch die Freude und das Gedeihen für Alle. Eine solche Gemeinschaft ist es auch, worauf sich die Möglichkeit alles Wetteifers gründet. Der Wetteifer aber ist der gute Genius der Schule. Der alte Hesiodus nannte ihn mit Recht eine gute, eine heilsame Uneinigkeit. Zerbricht man diese Gemeinschaft, so reißt man zugleich das festeste, das innerste, das natürlichste Band zwischen der Schuljugend aus einander. Und warum will man die Einheit der Schule stören; warum will man den gemeinsamen Mittelpunkt eines gemeinsamen Unterrichtes verrücken? Etwa um den Launen eines Kindes zu schmeicheln, oder den Eltern, die kindischer als die Kinder sind? um zu huldigen der demüthigenden, der mechanischen Ansicht, als solle die Lehranstalt eine Pensionsanstalt seyn, zur Bildung einer gewissen handwerksmäßigen Geschicklichkeit in dem, was die Laune des Tages befiehlt? Aber öffentliche Lehranstalten müssen entweder überhaupt nicht seyn, oder sie müssen auch öffentliche Anstalten zu einem öffentlichen Zwecke seyn, für allgemeine menschliche Bildung, sicher zu ihrer Zeit und an ihrem Orte anwendbar; aber keineswegs einzig und allein berechnet auf zufällige Zwecke, welche zu erfüllen nicht dem Staate sondern Einzelnen obliegt.

Am Schlusse fühle ich mich noch verpflichtet, den Lehrern und dem Inspektor der Schule für ihre Mühe zu danken. Des Lehrers Beruf ist ein stiller, ein im Verborgenen bildender Beruf. Er wirkt unbemerkt

wie die Räder in einer Uhr. Du siehst sie nicht, du hörst sie kaum, und doch sind sie es, die mit gleichem Fleiße das Werk treiben und die wechselnde Zeit mit allen ihren Umwälzungen messen. Aber sollen sie auf diese Weise wirken, so müssen sie in Eintracht wirken. Die Räder sollen sich nicht über die Feder beklagen, daß diese sie in Bewegung setzt, und die Feder soll noch weniger vergessen, daß die Räder es eigentlich sind, welche arbeiten. Friede und Eintracht halten Alles zusammen, ohne sie fällt das Größte wie das Kleinste aus einander; ein Königreich, wie eine Elementarschule. Gebildete Männer zeigen ihre Bildung gerade durch gegenseitige Verträglichkeit, durch gegenseitiges Wohlwollen und Vertrauen. Ein hastiges Wort ist ein Wind, es muß verfliegen wie andere Winde. Die meisten Zwiste sind Kinder des Augenblicks; der Augenblick muß sie begraben. Ich spreche Worte des Friedens, und Sie verstehen meinen gut gemeinten Rath. Leben Sie wohl! —

b. Berathschlagende oder Staats-Reden.

1) Des Demosthenes erste Rede gegen Philippus, den König von Macedonien, gehalten zu Athen im J. 352 v. Chr.

Die Mißhelligkeiten zwischen Philippus und Athen begannen schon mit dessen Thronbesteigung, indem die Athener einen seiner Nebenbuhler unterstützten, in der Hoffnung, ihre im peloponnesischen Kriege verlorne und für ihre Seemacht so wichtige Colonialstadt Amphipolis wieder zu gewinnen. Anfangs glaubte der schlaue König, die Athener mit Schonung behandeln zu müssen, und stellte sich bereit, ihnen Amphipolis zu überlassen. Später aber nahm er nicht nur diese Stadt, sondern auch Pydna, Potidäa, Methone und andere an den Küsten von Thracien und Macedonien gelegene Städte weg, setzte sich in Thessalien fest, fügte den Athenern während des für sie so nachtheiligen Bundesgenossenkrieges manchen Schaden zu und suchte sogar, wiewohl vergeblich, durch die Thermopylen nach Hellas vorzudringen. Da er endlich den Olynthiern nachzustellen und den Athenern neue Uebel zu bereiten schien; trat Demosthenes, der des Königs Plane durchschaut und wahrgenommen hatte, daß die Athener, die einen aus Sorglosigkeit, die andern aus Unverstand, nicht mit der nöthigen Energie sich dem Könige widersetzten, in der Volksversammlung anf und hielt folgende Rede:

Wenn es zur Aufgabe gemacht würde, über einen neuen Gegenstand zu berathen, so hätte ich mich, Männer Athens, so lange zurückgehalten, bis die meisten der gewöhnlichen Redner ihre Meinung kundgegeben hätten, und wäre, gefiele mir eine ihrer Reden, sitzen geblieben; wo nicht, so würde ich es dann selbst versuchen, meine Ansicht mitzutheilen. Da es sich aber ereignet, daß man sich auch jetzt über Gegenstände berathet, über welche diese früherhin oft gesprochen

haben, so glaube ich doch, wenn ich gleich als der erste aufgestanden bin, mit Recht Nachsicht zu erlangen; denn hätten jene früher das Nothwendige gerathen, so dürftet ihr euch jetzt nicht weiter berathen.

Vor Allem nun soll man nicht muthlos werden, Männer Athens, über die gegenwärtige Lage der Dinge, selbst dann nicht, wenn sie ganz schlecht zu stehen scheinen. Denn was davon das Schlimmste aus der vergangenen Zeit ist, dieß ist für die Zukunft gerade das Beste. Was ist nun dieß? Daß die Sachen schlecht stehen, weil ihr Männer Athens, Nichts vom Erfoderlichen thatet. Denn fürwahr, ständen die Sachen so, auch wenn ihr Alles thatet, was sich geziemte, dann wäre nicht einmal die Hoffnung da, daß sie besser würden.

Hiernächst müßt ihr beherzigen, ins Gedächtniß rufend, sowohl ihr, die ihr es von andern hörtet, als auch ihr, die ihr es selbst sahet, welch' große Macht ehedem und nicht vor langer Zeit die Lacedämonier besaßen, und wie rühmlich und geziemend ihr nichts unsers Staates Unwürdiges thatet, sondern für die Gerechtsame der Hellenen im Kriege gegen jene ausharrtet. Weßhalb sag ich nun dieß? Damit ihr es wisset und einsehet, Männer Athens, daß für euch, wenn ihr wachsam seyd, weder etwas furchtbar ist, noch auch, im Falle ihr sorglos seyd, etwas so gelingt, wie ihr es etwa wünscht, indem ihr als Beweise hiefür die damalige Stärke der Lacedämonier, die ihr dadurch zu Boden drücktet, daß ihr der Sache euer Augenmerk schenktet, und den jetzigen Uebermuth dieses Mannes (Philipps) nehmt, durch den wir beunruhigt werden, weil wir ihm nicht die nöthige Beachtung zuwenden.

Wenn indeß einer von euch, o Männer Athens, glaubt, daß Philipp schwer zu bekriegen sey, indem er auf die Größe der ihm zu Gebot stehenden Macht und auf unseres Staates Verlust von all den festen Plätzen schaut, urtheilt er zwar richtig; er bedenke jedoch dieß, o Männer Athens, daß wir einst Pydna und Potidäa und Methone und diese ganze rings umliegende Gegend besaßen, daß viele von den mit ihm nun verbundenen Völkern ihren eigenen Gesetzen folgten und frei waren und sich lieber an uns als an ihn anschließen wollten. Wenn nun damals Philipp diese Ansicht gehabt hätte, daß es schwer sey mit den Athenern Krieg zu führen, weil sie in seinem eigenen Lande so viele befestigte Plätze besäßen, er aber ohne Bundesgenossen wäre, so hätte er nichts von dem ausgeführt, was er gethan hat, noch auch eine so große Macht sich erworben. Allein er sah gar wohl, o Männer Athens, daß diese Plätze insgesammt als Preise des Kampfes in der Mitte bereit liegen, und daß der Natur der Sache gemäß die

Güter der Abwesenden den Anwesenden, und denjenigen, welche Beschwerden und Gefahren zu erdulden bereit sind, die Besitzungen der Sorglosen zufallen. Ja gewiß, weil er dieser Ansicht folgte, hat er Alles sich zugewendet und besitzt es jetzt, theils wie man es besäße, wenn man etwas durch Krieg gewann, theils indem er Bündnisse und Freundschaften schloß. Denn alle wollen Kampfgenossen und Anhänger derjenigen seyn, die sie gerüstet und das Nöthige zu thun bereit sehen. Wenn demnach, Männer Athens, auch ihr auf einer solchen Ansicht jetzt beharren wollt, da es gleichwohl früher nicht geschah, und jeder von euch, wo er sich als nützlich dem Staate zeigen soll und könnte, alle Selbstsucht fahren läßt und zur Thätigkeit sich bereit zeigt, und zwar der Begüterte, beizusteuern, der junge Bürger, ins Feld zu ziehen, mit einem Worte und aufrichtig gesagt, wenn ihr auf euch selbst fußen und aufhören wollt, zu hoffen, jeder, daß er selbst nichts zu thun brauche, sondern daß sein Nachbar Alles für ihn thun werde; dann werdet ihr, so ein Gott will, das Eurige wieder erhalten, das leichtsinnig Verschleuderte wieder gewinnen und an jenem Manne euch rächen. Denn glaubet ja nicht, daß jenem, wie einem Gotte, die gegenwärtige Lage auf ewige Zeiten feststehe. Nein, so mancher selbst von denjenigen, die sich jetzt ganz an ihn angeschlossen zu haben scheinen, haßt ihn, so mancher fürchtet ihn und schaut mit Neid auf ihn. Ja man darf annehmen, daß alle Gefühle, die nur immer in so manchen andern Menschen rege sind, auch bei denjenigen sich vorfinden, die auf seiner Seite stehen. Alles dieß jedoch hat sich jetzt (aus Scheu) versteckt, weil es keinen Stützpunkt hat eurer Trägheit und Leichsinnigkeit wegen, die ihr nun, ich sage es offen, ablegen müßt. Denn seht, o Männer Athens, auf die Lage der Sachen, wie weit der Mensch in seinem höhnenden Trotze gekommen ist, der nicht einmal zwischen Handeln und Ruhen die Wahl euch läßt, sondern droht und, wie man sagt, vermessene Reden ausstoßt, und nicht im Stande ist, sich mit dem zu begnügen, was er an sich gebracht hat, sondern immer noch etwas dazu nimmt und uns, während wir zaudern und ruhig sitzen, allenthalben rings umgarnt.

Wann, o Männer Athens, werdet ihr also thun, was geschehen muß? Sobald etwas sich ereignet hat? Sobald, beim Zeus! die Noth es etwa erfordert? Was soll man denn von dem halten, was jetzt geschieht? Ich für meine Person glaube, daß für freie Männer die größte Noth das Erröthen ob ihrer Thaten sey. Wollt ihr, sagt an, auf dem Markte umhergehen und einander fragen: „Gibt's was Neues?“ Könnte es denn etwas Neueres geben, als daß ein

Macedonier die Athener bekämpft und die Angelegenheiten der Hellenen entscheidet? „Ist Philippus todt?" „„Nein, beim Zeus, er kränkelt."" Was liegt aber euch daran? Denn wenn diesem auch etwas begegnet seyn sollte, ihr werdet euch schnell einen zweiten Philippus schaffen, wenn ihr anders so um eure Angelegenheiten euch bekümmert. Denn auch dieser hat sich nicht so hoch vermöge seiner eigenen Stärke, als vermöge unserer Sorglosigkeit erschwungen. Gleichwohl geb ich auch dieß zu; wenn ihm etwas sollte begegnet und des Glückes Gunst uns nahe seyn, das ja immer besser für uns sorgte, als wir selbst; — wenn es auch dieß bewirkte, wisset, daß ihr nur in der Nähe und auf die ganze Verwirrung wachsam seyend, die Sachen nach Wunsch lenken würdet; in eurer gegenwärtigen Lage aber könntet ihr, selbst wenn günstige Umstände es euch darböten, Amphipolis nicht in Empfang nehmen, weil ihr mit Vorkehrungen und Gedanken davon entfernt seyd.

Daß nun alle bereit seyn müssen, ihre Obliegenheiten willig zu erfüllen, hievon nichts weiteres, da ihr hierüber Einsicht und Ueberzeugung gewonnen habt. Ueber die Art der Vorkehrung aber, welche euch nach meiner Meinung aus solcher Lage befreien würde, ferner wie groß das Heer, und über die Geldmittel, und wie das Uebrige mir am besten und schnellsten herbeigeschafft zu werden scheint, will ich alsbald zu sprechen suchen, indem ich euch, Männer Athens, nur um Folgendes bitte. Erst wenn ihr Alles gehört habt, urtheilt, nehmt keine vorgefaßte Meinung an; und wenn ich anfangs manchem eine neue Art von Kriegsrüstung anzugeben scheine, so glaube er nicht, daß ich die ganze Sache verzögere. Denn nicht diejenigen, welche zurufen: „eiligst!" und „heute noch!" rathen am besten zu dem, was noth thut — (das bereits Geschehene könnten wir ja durch jetzt aufgebotene Hilfe nicht mehr abwehren) — sondern welcher zeigt, welche und wie groß die Kriegsrüstung seyn, und durch welche Mittel sie so lange dauernd gemacht werden könne, bis wir entweder auf gütlichem Wege den Krieg beendigt oder die Feinde besiegt haben; denn nur so werden wir fernerhin nichts mehr zu leiden haben. Dieß also glaube ich angeben zu können, ohne hindernd in den Weg zu treten, wenn ein anderer etwas besseres verheißt. Das Versprechen ist zwar schon ziemlich groß, aber die Sache wird nun für sich selbst sprechen, und ihr werdet darüber urtheilen.

Vor Allem also, o Männer Athens, glaube ich, daß ihr fünfzig Triremen ausrüsten und dann selbst eine solche Gesinnung annehmen sollt, als müßtet ihr, im Falle der Noth, in Person dieselben besteigen und

darauf abschiffen. Außerdem verlange ich, daß man für die Hälfte der Reiterei Triremen zum Ueberführen der Pferde und eine hinlängliche Anzahl von Transportschiffen herbeischaffe. Ich glaube, daß diese da seyn müssen, um seine bekannten plötzlichen Streifzüge, die er von seiner Heimath aus nach Pylä, dem Cherrhonesus und Olynth, und wohin er nur will, unternimmt, zu verhindern. Denn es muß ihm in der Seele der Gedanke vorschweben, daß ihr aus dieser allzu großen Schläfrigkeit erwachen und vielleicht, wie nach Euböa und früherhin einmal, wie man sagt, nach Haliartus und zuletzt neuerlich nach Pylä losbrechen könntet. Durchaus nicht, selbst wenn ihr dieses nicht thätet, wie ihr, nach meiner Meinung wenigstens, es thun müßt, ist dieser Rath zu verachten, damit er, wohlwissend, daß ihr schlagfertig seyd, — denn erfahren wird er es genau; es gibt ja Leute, und mehr als gut ist, die ihm Alles, was bei uns vorgeht, hinterbringen — entweder aus Furcht sich ruhig verhalte, oder darauf nicht achtend, unversehens überrascht werde, weil euch nichts im Wege ist, in sein Land hinüberzuschiffen, im Falle er einen günstigen Zeitpunkt hiezu darbietet.

Dieß ist es, was nach meiner Behauptung von allen gebilligt seyn muß, und was, wie ich glaube, herbeizuschaffen geeignet ist. Außerdem behaupte ich, daß ihr, Männer Athens, eine Macht bei der Hand haben müßt, welche unaufhörlich den Kampf fortsetzen und Jenem Uebel zufügen soll. Nur spreche mir keiner von zehntausend oder zwanzigtausend Mann Miethtruppen, auch nicht von Heerhaufen, die nur auf dem Papier stehen, sondern es soll ein Heer von Staatsbürgern seyn, und wenn ihr einen oder mehrere, entweder diesen oder wen immer zum Feldherrn erwählen werdet, so soll es diesem gehorchen und folgen. Auch verlange ich, daß man diesem Heere Verpflegung reiche. Was soll dieß aber für ein Heer seyn, und wie groß, und woher wird es seine Verpflegung erhalten, und wie werdet ihr dieß machen wollen? Ich will mich über jeden dieser Punkte, ihn einzeln erörternd, aussprechen.

Miethtruppen lasse ich mir zwar gefallen — aber daß ihr mir ja nicht das thut, was euch oft geschadet hat, indem ihr glaubt, es sey Alles für den Bedarf zu klein, und in den Beschlüssen das Größte wählt, bei der Ausführung aber nicht einmal das Kleine thut. Thut vielmehr das Kleine und schafft das Wenige herbei und fügt hernach hinzu, wenn zu gering es bedünken sollte. Ich beantrage demnach, daß das ganze Heer aus zweitausend Streitern bestehe; von diesen sollen, nach meiner Meinung, fünfhundert Athener seyn, aus einem Lebensalter, das euch etwa gut dünkt, die eine festgesetzte Zeit im

Felde dienen, nicht die bekannte lange, sondern so lange, als es für gut erachtet wird, so daß sie einander ablösen. Die übrigen sollen Miethtruppen seyn. Mit diesen seyen zweihundert Reiter, und unter diesen wenigstens fünfzig Athener, die wie die Fußgänger auf dieselbe Weise im Felde stehen. Auch weise man diesen zum Transport der Pferde Schiffe an. Gut! — Was (brauchen wir) noch dazu? Zehn schnellsegelnde Triremen; denn da jener eine Seemacht hat, so brauchen wir auch schnellsegelnde Triremen, damit unser Heer in Sicherheit segle. Woher soll nun für diese die Verpflegung kommen? Auch dieß will ich angeben und nachweisen, wenn ich gezeigt haben werde, warum ich glaube, daß man ein so kleines Heer brauche, und warum ich verlange, daß Bürger Felddienste versehen.

Ein so kleines Heer fordere ich, o Männer Athens, deßhalb, weil wir gegenwärtig nicht im Stande sind, ein Heer aufzustellen, das sich in offenem Felde mit jenem messen könnte; vielmehr gebietet die Nothwendigkeit, Freibeuterei zu treiben und vorerst diese Art des Krieges anzuwenden. Das Heer soll demnach kein übermäßig angeschwollenes seyn, — denn es fehlt Sold und Verpflegung (Proviant) — noch darf es in jeder Hinsicht schwach seyn. Daß aber Bürger dabei seyen und mitschiffen, fordere ich deßwegen, weil auch früher einmal, wie ich vernehme, der Staat ein Heer von fremden Kriegern bei Corinth unterhielt, welches Polystratos anführte und Iphikrates und Chabrias und einige Andere, wobei ihr selbst den Feldzug mitmachtet. Auch weiß ich aus Erzählungen, daß diese Söldner mit euch und ihr mit ihnen die Lacedämonier in offener Feldschlacht besiegt habt. Seitdem aber die Soldtruppen für sich allein eure Kriege führen, siegen sie über eure Freunde und Bundesgenossen, die Feinde aber erheben sich über alle Gebühr. Und kaum haben sie in den Krieg für unsern Staat hineingeblickt, segeln sie flugs lieber zum Artabazos über und sonst wohin, der Feldherr aber folgt, wie billig; wer keinen Sold zahlt, kann ja nicht befehlen. Was begehre ich also? Daß man dem Feldherrn und den Soldaten den Vorwand abschneide, indem man Sold reicht und die einheimischen Soldaten gleichsam zu Beobachtern der kriegerischen Unternehmungen des Feldherrn aufstellt. Denn gegenwärtig wenigstens ist es zum Lachen, wie wir unsere Angelegenheiten betreiben. Würde euch nämlich Jemand fragen: „Habt ihr Frieden, o Männer von Athen?" Ihr würdet antworten: „Nein, beim Zeus! wir führen ja Krieg mit Philippus." Habt ihr nicht aus eurer Mitte zehn Taxiarchen und Strategen und Phylarchen und zwei Hipparchen gewählt? Was thun diese also? Mit Ausnahme eines einzigen Mannes, den ihr etwa

in den Krieg senden möget, geleiten euch die übrigen die Festaufzüge mit den Hieropoien. Wie die Bildarbeiter thönerne, macht ihr ja durch eure Wahl Taxiarchen und Phylarchen für den Markt nicht für den Krieg. Sollten denn nicht, o Männer Athens, Taxiarchen von euch aus, Hipparchen von euch aus einheimische Amtspersonen seyn, damit die Macht des Staates wirklich eine Macht wäre? Allein nach Lemnos muß zwar ein von euch gewählter Hipparche schiffen, aber an der Spitze derjenigen, die für die Besitzungen des Staates kämpfen, muß ein Menelaos als Hipparche stehen? Nicht um den Mann herabzuwürdigen, sage ich dieß, sondern es sollte derselbe, wer er auch seyn mag, ein von euch gewählter seyn.

Vielleicht haltet ihr diese Bemerkung für richtig, wünscht aber ganz besonders zu hören, wie stark die Geldmittel seyn und woher sie genommen werden sollen. Auch dieß erörtere ich. Was also das Geld betrifft, so beträgt die Verpflegung, der Mundvorrath nämlich für diese Kriegsmacht, neunzig Talente und etwas darüber, und zwar vierzig Talente für zehn schnellsegelnde Schiffe, zwanzig Minen monatlich auf jedes Schiff; dann für zweitausend Soldaten eben so viel Talente, damit der Soldat monatlich zehn Drachmen zum Mundvorrath erhalte, und für zweihundert Reiter, wenn jeder monatlich dreißig Drachmen erhält, zwölf Talente. Glaubt aber einer, der Mundvorrath sey für die Soldaten eine kleine Unterstützung, der hat nicht recht gesehen. Denn ich weiß gewiß, daß, sollte dieß geschehen, das übrige sich das Heer selbst durch den Krieg verschaffen wird, ohne einem der Hellenen oder der Bundesgenossen wehe zu thun, so daß es dann den vollen Sold hat. Ich selbst bin bereit als Freiwilliger mitzuschiffen und jegliches zu dulden, wenn sich dieß nicht so verhält. Woher nun das Geld genommen werden solle, das ich von euch (hiezu) fordere, dieß will ich jetzt angeben.

Nachweisung der zu erhebenden Gelder.

„Dieß ist es, o Männer Athens, was wir haben auffinden können. Wenn ihr aber über die Meinungen (der Redner) abstimmen werdet, so stimmt für das, was etwa euern Beifall hat, damit ihr nicht bloß durch Volksbeschlüsse und Briefe, sondern auch durch Thaten mit Philippus Krieg führet."

Es scheint mir aber, daß ihr weit besser über den Krieg und die ganze Zurüstung euch berathen würdet, wenn ihr, o Männer Athens, die Lage des Landes, gegen welches ihr Krieg führt, ins Auge faßtet und erwägtet, daß Philippus, Winde und Jahreszeiten benützend, das

Meiste schnell eilend ausführt, und die Passatwinde oder den Winter beachtend, zu einer Zeit angreift, wo wir nicht leicht dahin kommen können. Wir müssen demnach, dieß beherzigend, nicht durch schnell aufgebotene Hilfstruppen — denn so werden wir in Allem zu spät kommen, — sondern durch ein stets gerüstetes Heer den Krieg führen. Ihr könnt zum Winterquartier für das Heer Lemnos und Thasos und Skiathos und die in dieser Gegend gelegenen Inseln nehmen, wo Häfen und Lebensmittel und alle für ein Heer nöthigen Dinge vorhanden sind. Während der guten Jahreszeit aber, wo man sich leicht dem Lande nähern kann, und keine Gefahr von den Winden da ist, wird man seinem Lande selbst und den Mündungen der Stapelplätze leicht nahe seyn können.

In wieferne nun und wann er die Kriegsmacht gebrauchen soll, wird der von euch hierüber aufgestellte Befehlshaber zu geeigneter Zeit berathen. Was aber von euch geleistet werden muß, das ist es, was ich niedergeschrieben habe. Werdet ihr vor allem, o Männer Athens, die Gelder, die ich vorschlage, herbeischaffen und dann auch das Uebrige, die Soldaten, Triremen, die Reiter ausrüsten und die gesammte Macht durch eine gesetzliche Verordnung verpflichten, beim Kriege zu bleiben; werdet ihr selbst die Gelder einnehmen und verausgaben, über seine Unternehmungen vom Feldherrn Rechenschaft fordern, dann werdet ihr aufhören, euch immer über das Nämliche zu berathen und weiter nichts auszurichten. Zudem werdet ihr noch zuvörderst jenem den wichtigsten Zweig seiner Einkünfte nehmen. Was für einer ist aber dieß? Von den Gütern eurer Bundesgenossen führt er den Krieg mit euch, raubend und plündernd alle, die das Meer beschiffen. Hiernächst was außerdem? Ihr selbst werdet außer Schaden seyn; nicht, wie er in der frühern Zeit Lemnos und Imbros anfiel und eure Bürger als Kriegsgefangene hinwegschleppte, bei Geraistos eure Fahrzeuge kaperte und unermeßliche Geldsummen erbeutete; nicht, wie er zuletzt bei Marathon ans Land stieg und die heilige Trireme von ihrem Standorte eiligst entführte, ihr aber dieß weder verhindern noch zu der etwa vorgesetzten Zeit Hilfe leisten konntet, (wird es in der Zukunft geschehen). Und doch, warum glaubt ihr wohl, Männer Athens, daß das Fest der Panathenäen und der Dionysien stets zu rechter Zeit gefeiert wird, mögen nun tüchtige oder hierin unkundige Männer die Besorgung dieser beiden Feste bekommen haben, auf die ihr so große Summen verwendet, als auf keinen einzigen eurer Seezüge, und soviel Volk und eine so große Vorbereitung, als, meines Wissens, kaum von Allem etwas mit sich führt, und daß sich alle Seezüge euch über die Zeit ver-

späten, wie der nach Methone, der nach Pagasä und der nach Potidäa? Weil Jenes alles durch ein Gesetz geordnet ist, und jeder von euch längst vorausweiß, wer Chorägos oder Gymnasiarchos seiner Zunft seyn werde, wann und von wem er Zuschüsse erhalte, was man thun müsse; — Nichts ist dabei unbestimmt, unangeordnet und unbesorgt geblieben. Bei den Angelegenheiten des Krieges aber und bei dessen Zurüstung ist Alles ungeregelt, ungeordnet, unbestimmt. Demnach stellen wir erst, wenn uns etwas zu Ohren gekommen ist, Trierarchen auf, gestatten diesen den Rechtsstreit über den Vermögensumtausch und sehen uns um die Geldquellen um. Darnach pflegt man zu beschliessen, daß die Schutzverwandten und Freigelassenen sich einschiffen sollen, dann wieder, daß ihr selbst statt ihrer euch einschiffen sollt, und während dieses Hin- und Herschwankens ist zuvor der Zweck verloren, weßhalb wir etwa zur See gehen. Denn die Zeit zum Handeln verschwenden wir aufs Vorbereiten, und der günstige Augenblick der Ausführung wartet nicht auf unsere Trägheit und Scheinthätigkeit. Die Heerhaufen aber, von denen wir in der Zwischenzeit glauben, daß sie uns nützlich seyen, werden als unzureichend erfunden, etwas der günstigen Zeit Entsprechendes zu bewirken. Philippus hingegen ist in seinem Uebermuthe so weit gegangen, daß er den Euböern schon solche Briefe sendet."

Briefe an die Euböer.

„Von dem, o Männer Athens, was jetzt verlesen wurde, ist allerdings das meiste wahr, wie es nicht seyn sollte, aber dennoch ist es vielleicht nicht angenehm zu hören. Ja, wenn das, was man etwa in der Rede übergeht, um nicht mißfällig zu werden, auch in der Wirklichkeit vorübergehen wird, dann darf man nur das öffentlich vortragen, was man gerne hört; wenn aber die Schmeichelrede, im Falle, daß sie nicht angemessen ist, einer Unternehmung zum Schaden wird, dann ist es entehrend, o Männer Athens, sich selbst zu bethören und jegliches, was etwa verdrüßlich ist, hinausschiebend, sich in allen Unternehmungen zu verspäten und nicht einmal dieß lernen zu können, daß diejenigen welche sich des Krieges recht bedienen, nicht den Ereignissen folgen, sondern selbst an die Spitze derselben treten müssen, und daß auf dieselbe Weise, wie man fordern mag, daß ein Feldherr die Heere anführe, ganz so auch wohlberathene Männer die Ereignisse leiten sollen, damit dasjenige geschehe, was ihnen etwa gut dünkt, und sie nicht gezwungen werden, zufälligen Ereignissen zu folgen. Ihr aber, o Männer Athens, besitzt unter allen Hellenen die bedeutendste Kriegsmacht, Triremen, Fußvolk,

Reiter und die beträchtlichsten Geldmittel und habt doch nichts davon bis auf den heutigen Tag, wie es hätte geschehen sollen, benützt, obwohl ihr euch in Alles mischt. Wie Barbaren faustkämpfen, so führt ihr mit Philippus Krieg. Denn ist einer von jenen getroffen, stets greift er nach der wunden Stelle, und wechselte einer mit dem Schlag, so sind die Hände dorthin gerichtet; den Schlag abwehren oder den Gegner ins Auge fassen, das versteht, das will er nicht. So auch ihr; habt ihr vernommen, Philippus sey im Chersones, so beschließt ihr, dahin Hilfe zu senden; heißt es, er sey in Pylä, dann dahin, und wenn anderswo, so lauft ihr nebenher oben und unten, ja laßt euch von ihm, wie von einem Feldherrn anführen, faßt selbst keinen heilsamen Beschluß über den Krieg, trefft vor dem Eintreten der Ereignisse keine Maaßregeln, als bis ihr etwa erfahrt, es sey etwas vorgefallen oder ereigne sich eben. Früher zwar war dieß vielleicht verstattet; jetzt aber ist es zum entscheidenden Moment gekommen, so daß dieß nicht mehr angeht. Mich dünkt, o Männer Athens, der Götter einer habe aus Scham über das, was sich ereignet, zum Besten unsers Staates dem Philippus diese Vielgeschäftigkeit eingejagt. Denn wenn er im Besitze dessen, was er erobert und zuvor an sich gerissen hat, sich ruhig verhalten und nichts weiter thun wollte, so würde es, dünkt mich, einigen von euch genügen, wodurch wir für unsern Staat den entehrenden Vorwurf der Feigheit und alles Schimpfliche verdient hätten. Da er nun aber stets nach etwas Neuem die Hände ausstreckt und nach Mehrerm strebt, so dürfte er vielleicht euch aufrütteln, wenn ihr anders nicht durchaus auf eure Rettung verzichtet habt. Ich wenigstens wundere mich, wenn keiner von euch es weder zu Gemüth nimmt noch zürnt, wenn er sieht, o Männer Athens, daß der Krieg begonnen wurde, um sich am Philippus zu rächen, daß man aber am Ende schon kämpfte, um nicht von Philippus gedemüthigt zu werden. Daß er jedoch dabei nicht stehen bleiben wird, falls ihm nicht Jemand hindernd in den Weg treten wird, ist einleuchtend. Wie aber? Werden wir dieß abwarten, und wenn ihr leere Triremen und von irgend Jemand angeregte Hoffnungen ihm entgegenstellt, glaubt ihr da, daß Alles gut stehe? Wollen wir nicht die Schiffe besteigen? Wollen wir nicht jetzt, wenn es auch früher nicht geschah, selbst mit einem Theile wenigstens unserer Bürgertruppen gegen ihn ausziehen? Wollen wir nicht in sein Land hinüber segeln? „Wohin sollen wir aber unsere Fahrt richten?“ fragte man. Finden wird der Krieg selbst, o Männer Athens, die morsche Stelle seiner Lage, wenn wir nur ernstlich Hand anlegen. Wenn wir jedoch ruhig zu Hause sitzen, die gegenseitigen Schmähungen

und Anschuldigungen der Redner anhörend, wird von uns niemals zu Stande gebracht werden, was noth thut. Denn wohin auch, glaub ich, ein Theil des Bürgerheeres, wenn auch nicht das ganze, den Feldzug mit hinmachen wird, da wird das Wohlwollen der Götter und des Glückes auf unserer Seite kämpfen. Wohin ihr aber einen Feldherrn und einen leeren Volksbeschluß und die von der Rednerbühne herab gemachten Hoffnungen aussenden werdet, da geschieht für euch nichts von dem, was geschehen soll, sondern die Feinde lachen darüber, die Bundesgenossen aber sterben vor Furcht über solche Feldzüge. Es ist ja nicht möglich, es kann nicht seyn, daß Ein Mann je dieß Alles für euch zu thun vermöchte, was ihr verlangt. Versprechungen geben, Worte machen, diesem und jenem die Schuld beimessen, das kann er wohl, der Staat aber geht dabei zu Grunde. Denn wenn der Feldherr unglückliche soldlose Heerhaufen anführt, hier aber sich leicht Menschen finden, die an euch über das, was jener etwa dort ausgeführt hat, Lügen berichten, ihr aber nach dem, was ihr etwa vernahmt, leichtsinnig Beschlüsse faßt, was kann man da erwarten?

Wie wird dieß also aufhören? Wenn ihr, o Männer Athens, festsetzt, daß eure Krieger sowohl Zeugen der Unternehmungen ihrer Anführer, als auch nach ihrer Rückkehr in die Heimath Richter über ihre abzulegende Rechenschaft seyn sollen, so daß ihr von euern eigenen Angelegenheiten nicht bloß höret, sondern sie auch als Augenzeugen sehet. Nun aber sind die Sachen so weit in der Schande gekommen, daß jeder der Anführer bei euch zwei und dreimal auf Leben und Tod angeklagt wird, keiner derselben aber im Kampfe mit den Feinden auch nur ein einziges Mal sein Leben auf das Spiel zu setzen wagt, sondern den Tod von Seelenverkäufern und Räubern dem ehrenvollen auf dem Schlachtfelde vorzieht. Denn ein Missethäter soll nach Urthel und Recht sterben, ein Feldherr aber kämpfend mit dem Feinde.

Von euch aber wandeln die Einen umher und erzählen, daß Philippus im Bunde mit den Lacedämoniern auf den Untergang Thebä's und auf die Vernichtung der Verfassungen hinarbeite; Andere, daß er Gesandte an den Perserkönig geschickt habe, wieder Andere, daß er in Illyrien Städte befestige, und so ziehen wir umher, jeder sein Mährchen bildend. Ich aber glaube zwar, o Männer Athens, bei den Göttern! daß jener trunken sey von der Größe des Vollführten und viele solche Träume in seiner Seele hege, weil er keinen, der ihm hindernd entgegentreten will, wahr nimmt und über das Vollführte sich stolz erhebt, aber, beim Zeus! ich glaube dennoch nicht, daß er so zu handeln gesonnen sey, daß die unverständigsten Leute bei uns wissen, was er

zu thun im Sinne hat; die blödsinnigsten Menschen sind ja die Mährchenerfinder. Wenn wir aber, dieß bei Seite setzend, uns überzeugen, daß der Mensch unser Feind ist, daß er uns des Unsrigen beraubt und lange Zeit übermüthig behandelt hat, und in Allem, was wir je hofften, daß er für uns thun werde, als gegen uns handelnd befunden wurde, und daß das Uebrige bei uns selbst stehe, und daß, wenn wir jetzt nicht dort mit ihm kämpfen wollen, wir vielleicht werden gezwungen werden, dieses hier zu thun — wenn, sage ich, wir dieses einsehen, dann werden wir auch das Nothwendige erkannt haben und eitles Geschwätz fahren lassen. Denn nicht was einst kommen werde, soll man erforschen, sondern wohl wissen, daß die Zukunft schlecht seyn werde, wenn ihr euern Angelegenheiten keine Aufmerksamkeit schenkt und das Geziemende nicht thun wollt.

Ich für meine Person habe sonst nie gestrebt, euch zu Gunsten zu reden, wenn ich nicht überzeugt seyn durfte, daß es euch auch nützen werde; und so habe ich auch gegenwärtig alle meine Gedanken einfach, ohne Scheu und freimüthig ausgesprochen. Ich wünschte wohl, eben so, wie ich gewiß bin, daß es euch frommt, den zweckmäßigsten Rath zu hören, überzeugt zu seyn, es werde auch demjenigen frommen, der solchen Rath ertheilte. Weit freudiger hätte ich dann gesprochen. Aber auch bei der Ungewißheit dessen, was daraus für mich erfolgen wird, will ich nun doch auf die Ueberzeugung hin, daß dieß, wenn ihr es thut, euch nützen werde, fortfahren solchen Rath zu ertheilen. Es möge aber sich das behaupten, was in der Zukunft euch Allen Heil bringen wird!

2. Cicero's

erste Catilinarische Rede, gehalten im Senate zu Rom am 8. Novbr. 63 v. Chr.

Während Pompejus durch seine Siege in Asien Rom über alle auswärtigen Feinde erhob, drohte eine freche Rotte im Innern die Republik umzustürzen. L. Sergius Catilina, ein Senator von vornehmer Abkunft, durch das Sittenverderbniß seiner Zeit zu jeglichem Laster gebildet und durch Verarmung und Ehrgeiz angetrieben, faßte den ruchlosen Plan, in Verbindung mit Männern gleichen Charakters, die Consuln und den Senat zu ermorden, die Stadt anzuzünden und in der allgemeinen Verwirrung sich der höchsten unumschränkten Gewalt zu bemächtigen. Nach zwei vereitelten Verschwörungen schien die dritte desto gewisser zu gelingen, da kein Mensch in Rom den schrecklichen Anschlag ahnte, und keine Legionen in der Nähe waren. Nur der Klugheit, Strenge und Wachsamkeit des M. Tullius Cicero, welcher für das Jahr 63 v. Chr. mit L. Antonius zum Consul gewählt war, gelang es die drohende Gefahr abzuwenden. Da Catilina die Frechheit besaß, sich in einer Sitzung des Senats, der seiner verbrecherischen Um-

triebe wegen in dem Tempel des Jupiter Stator zusammenberufen worden war, selbst einzufinden, hielt Cicero aus dem Stegreife die vorliegende erste, wahrscheinlich später vom Verfasser selbst überarbeitete Rede gegen Catilina. Diese bewirkte, daß Catilina in der nächsten Nacht aus Rom zu seiner bewaffneten Bande in Etrurien entfloh, und daß man, da er sich nach Abwerfung der Maske als einen Feind des Vaterlandes erklärt hatte, mit offener Gewalt gegen ihn einschreiten konnte.

„Wie lange denn noch, Catilina, wirst du unsere Geduld mißbrauchen? Wie lange noch wird jenes dein rasendes Beginnen uns verspotten? Bis zu welchem Ziele wird deine zügellose Kühnheit sich brüsten? Machten keinen Eindruck auf dich die nächtliche Besetzung des Palatiums, keinen die Wachen in der Stadt, keinen die Furcht des Volkes, keinen das Zusammenströmen aller Gutgesinnten, keinen dieser wohlbefestigte Ort der Senatsversammlung, keinen die Blicke und Mienen dieser Männer hier? Daß deine Anschläge aufgedeckt sind, merkst du nicht? Daß deine Verschwörung durch das Mitwissen aller dieser hier bereits umstrickt und gehemmt werde, siehst du nicht? Was du in der letzten, was du in der vorletzten Nacht getrieben, wo du gewesen, welche Leute du zusammengerufen, welchen Plan du entworfen habest, wer von uns, glaubst du, wisse dieses nicht? O Zeiten! O Sitten! Der Senat hat davon Kenntniß; der Consul sieht es; dennoch lebt dieser Mensch da. Er lebt? Ja er kommt sogar in den Senat, nimmt Theil an der öffentlichen Berathung, merkt und bezeichnet mit seinen Blicken Jeden von uns zum Morde. Wir aber, wir tapfere Männer, glauben für die Republik genug zu thun, wenn wir der Wuth und den Mordwaffen dieses Menschen ausweichen. Zum Tode hättest du, Catilina, längst schon auf Befehl des Consuls geführt werden sollen; auf dich hätte jene Pest, die du schon lange uns allen zu bereiten suchest, übergehen sollen. Oder hat wohl der hochansehnliche Mann, P. Scipio, der Oberpriester, als Privatmann den T. Gracchus, weil dieser den Bestand der Republik ein wenig zum Wanken brachte, getödtet; werden aber wir, die Consuln, es ertragen, daß Catilina den Erdkreis mit Mord und Brand zu verwüsten strebt? Denn jenes gar zu Alte übergehe ich, daß L. Servilius Ahala den Sp. Mälius, der nach Neuerungen strebte, mit eigener Hand getödtet hat. Es herrschte, ja es herrschte ehedem in diesem Staate ein solcher männlicher Sinn, daß die wackern Männer mit schärfern Todesstrafen einen verderblichen Mitbürger, als den bittersten Feind darnieder hielten. Wir haben ja einen Senatsbeschluß gegen dich, Catilina, einen scharfen und gewichtvollen; es fehlt dem Staate nicht an klugen Maßregeln, nicht an einem Beschlusse dieses Standes: an uns, an uns, ich sage es offen, an uns Consuln fehlt es.

Es beschloß einst der Senat, der Consul L. Opimius sollte Sorge tragen, daß der Staat keinen Schaden erlitte. Keine Nacht verging dazwischen; man tödtete, weil er einigermassen der Erregung von Aufruhr verdächtig war, den C. Gracchus, ihn, dessen Vater, Großvater und Ahnen höchst berühmte Männer waren: man tödtete den M. Fulvius, einen gewesenen Consul, mit dessen Kindern. Durch einen ähnlichen Senatsbeschluß ward den Consuln C. Marius und L. Valerius das Wohl des Staates anvertraut. Hat von da an auch nur Einen Tag den Volkstribunen L. Saturninus und den Prätor C. Servilius der Tod und die Staatsstrafe auf sich warten lassen? Aber wir lassen schon zwanzig Tage die Schärfe des Beschlusses dieser Senatoren sich abstumpfen. Denn wir haben einen solchen Senatsbeschluß, der jedoch, in den Protokollen eingeschlossen, wie ein Schwert in der Scheide steckt: einen Senatsbeschluß, gemäß welchem du, Catilina, auf der Stelle hättest getödtet werden sollen. Du lebst, und lebst, nicht um deine Frechheit abzulegen, sondern zu verstärken. Ich wünsche, versammelte Väter, milde zu seyn; ich wünsche bei so großen Gefahren des Staates nicht zu nachlässig zu erscheinen; aber schon klage ich mich selbst der Unthätigkeit und Pflichtverletzung an. Ein Lager ist in Italien gegen den Staat in den Schluchten Etruriens geschlagen; es wächst von Tag zu Tag der Feinde Zahl; den Befehlshaber dieses Lagers aber und den Anführer der Feinde sehen wir innerhalb der Mauern, sogar im Senate täglich zum innern Verderben des Staates irgend einen Plan schmieden. Wenn ich dich, Catilina, auf der Stelle ergreifen, wenn ich dich tödten lasse, da werde ich wohl, glaub ich, fürchten müssen, daß jeder Patriot nicht vielmehr dieß behaupte, es sey von mir zu spät, als daß irgend einer sage, es sey zu grausam gehandelt worden? Aber ich kann mich aus einem gewissen Grunde noch nicht entschließen, das zu thun, was schon längst hätte geschehen sollen. Dann erst werde ich dich tödten lassen, wenn man bereits Niemand mehr wird finden können, der so gottlos, so verworfen, so dir ähnlich ist, daß er nicht eingestände, es sey dieß mit Recht geschehen. So lange es einen geben wird, der es wagt, dich in Schutz zu nehmen, wirst du leben, und so leben, wie du jetzt lebst, umdrängt von meinen vielen und starken Wachen, um dich nicht gegen den Staat rühren zu können. Es werden dich auch, ohne daß du es merkst, Vieler Augen und Ohren, wie sie es bisher gethan haben, belauern und hüten.

Denn was könntest du, Catilina, noch weiter erwarten, wenn weder die Nacht mit ihrem Dunkel deine verbrecherischen Unternehmungen zu verhüllen, noch ein Privathaus mittelst seiner Wände die Stimmen deiner

Mitverschwornen zusammenzuhalten im Stande ist; wenn Alles ans Licht kommt, Alles hervorbricht? Aendere nun diesen deinen Sinn; glaube es mir; vergiß des Mordes und der Brandstiftungen. Du wirst von allen Seiten festgehalten; heller als das Tageslicht sind uns alle deine Plane, die du auch mit mir nochmal durchgehen kannst. Erinnerst du dich nicht, daß ich am 21. Oktober im Senate sagte, es werde an einem bestimmten Tage, nämlich am 27. Oktober, C. Mallius, der Schildträger und Gehilfe deiner Frechheit, unter den Waffen stehen? Ist mir, Catilina, ich will nicht sagen, die so große, so gräuliche, so unglaubliche Begebenheit, sondern, was noch weit mehr zu verwundern ist, der Tag entgangen? Ich sagte ferner im Senate, du habest die Ermordung der Edelsten auf den 28. Oktober festgesetzt, damals, wo viele der vornehmsten Bürger aus Rom, nicht sowohl um sich zu erhalten, als um deine Plane zu vereiteln, entflohen sind. Kannst du läugnen, daß du gerade an jenem Tage, durch meine Schutzwachen, durch meine Sorgfalt umschlossen, dich gegen den Staat nicht rühren konntest, wo du sagtest, du seyest, obgleich die Uebrigen fortgegangen wären, doch zufrieden, wenn nur wir, die wir zurückgeglieben wären, ermordet würden? Wie? Als du sicher hofftest, gerade am 1. Nov. Präneste durch einen nächtlichen Ueberfall einzunehmen, hast du es nicht gemerkt, daß jene Colonie auf meinen Befehl, durch meine Schutzmittel, durch Wachen bei Tag und bei Nacht gesichert war? Du thust Nichts, du unternimmst Nichts, du denkst Nichts, ohne daß ich es, ich will nicht sagen, höre, sondern sehe und mit Händen greife.

Durchgehe endlich mit mir jene vorletzte Nacht, und du wirst alsbald einsehen, daß ich weit eifriger für das Wohl des Staates wache, als du für sein Verderben. Ich behaupte, daß du in der vorigen Nacht in die Sensenstraße (ich werde nicht dunkel sprechen) in das Haus des M. Läca gekommen bist; daß ebendahin mehrere eben so wahnsinnige und an dem Frevel theilnehmende Menschen zusammen gekommen sind. Wagst du es, zu leugnen? Ich werde dich überführen, wenn du es leugnest; denn ich sehe hier im Senate Einige, die mit dir an Einem Orte waren. O ihr unsterblichen Götter! Wo in aller Welt sind wir! Welchen Staat haben wir! In welcher Stadt leben wir! Hier, hier, unter unserer Anzahl, versammelte Väter, in dieser heiligsten und ehrwürdigsten Rathsversammlung des Erdkreises sind Leute, die über meinen und unser Aller Untergang, die über das Verderben dieser Stadt, ja der ganzen Welt nachsinnen. Diese sehe ich, der Consul, vor mir und rufe sie zur Abstimmung über die Angelegenheiten des Staates auf! Sie, die man mit dem Schwerte hinwürgen sollte

verwunde ich noch nicht mit einem Worte! Du warst also, Catilina, in jener Nacht bei Läca; du hast Italien unter die Mitverschwornen vertheilt; du hast festgesetzt, wohin jeder gehen sollte; du hast diejenigen auserwählt, welche du zu Rom zurücklassen, welche du mit dir nehmen wolltest; du hast die Quartiere der Stadt zur Brandstiftung vertheilt; du hast versichert, daß du selbst nun abgehen werdest; du hast erklärt, daß du ein wenig auch jetzt noch verweilest, weil ich noch lebte. Es fanden sich zwei römische Ritter, welche dich von jener Sorge befreien wollten und versprachen, gerade in jener Nacht kurz vor Anbruch des Tages mich in meinem Bette zu ermorden. Kaum war noch eure Versammlung entlassen, erfuhr ich dieß Alles; ich sicherte und deckte mein Haus mit stärkern Schutzwachen; ich ließ diejenigen, die du abgeschickt hattest, um mir den Morgengruß zu bringen, nicht ein, da gerade diejenigen gekommen waren, von denen ich bereits vielen angesehenen Männern vorausgesagt hatte, daß sie um diese Zeit zu mir kommen würden.

Bei diesen Verhältnissen, Catilina, gehe in der begonnenen Richtung weiter; schreite einmal aus der Stadt. Offen stehen die Thore; reise ab; allzu lang vermißt dich, den Oberbefehlshaber, jenes dein Mallianisches Lager. Führe mit dir hinaus auch alle die Deinigen; wenn nicht alle, doch so viele als möglich; reinige die Stadt; du wirst mich von großer Furcht befreien, wenn nur einmal zwischen mir und dir die Mauer liegt. Unter uns kannst du schon nicht länger weilen: ich werde es nicht ertragen, nicht dulden, nicht gestatten. Großen Dank muß man den unsterblichen Göttern und gerade diesem Jupiter Stator, dem ältesten Beschützer dieser Stadt, dafür wissen, daß wir dieser so abscheulichen, so schrecklichen, so verderblichen Pest des Staates so oft schon entronnen sind. Nicht öfter darf in Einem Manne das Gesammtwohl des Staates gefährdet werden. So lange du mir, Catilina, als ernanntem Consul, nachgestellt hast, habe ich mich nicht durch öffentliche Schutzmittel, sondern durch meine eigene Vorsicht gesichert. Als du bei der letzten Versammlung zur Consulnwahl auf dem Marsfelde mich, den Consul, und deine Mitbewerber tödten wolltest, habe ich deine verruchten Anschläge durch den Schutz und die große Anzahl meiner Freunde darniedergehalten, ohne daß ein öffentlicher Aufstand erregt wurde. Kurz, so oft du auf mich losgingst, habe ich dir durch mich selbst Widerstand geleistet, wiewohl ich einsah, daß mein Untergang mit einem großen Unglücke für den Staat verbunden sey. Jetzt aber greifst du schon offen das Gesammtwesen des Staates an; willst die Tempel der unsterblichen Götter, die Häuser der Stadt, das Leben

aller Bürger, ja ganz Italien dem Verderben und der Zerstörung weihen. Deßhalb will ich, weil ich nämlich das, was das Erste und diesem Reiche und der Sitte unserer Vorfahrern eigen ist, noch nicht zu thun wage, das thun, was in Bezug auf Strenge gelinder, für das Gemeinwohl aber nützlicher ist. Denn wenn ich dich tödten lasse, wird die übrige Zahl der Verschwornen in dem Staate zurückbleiben; wenn du aber, wozu ich dich schon längst auffordere, weggehst, wird die starke und für die Republik verderbliche Schiffsgauche deiner Gefährten aus der Stadt ausgeschöpft werden. Wie? Catilina, trägst du Bedenken, das auf meinen Befehl zu thun, was du schon aus freien Stücken zu thun im Begriffe warst? Aus der Stadt fortzugehen, befiehlt der Consul dem Feinde. Du fragst mich, ob in die Verbannung? Das befehle ich nicht; aber ich rathe es an, wenn du mich befragst.

Denn was, Catilina, könnte dich in dieser Stadt noch ergötzen, in welcher, jene verschworene Bande verworfener Menschen ausgenommen, Niemand ist, der dich nicht fürchtete, Niemand, der dich nicht haßte? Was für ein Brandmal häuslicher Schande gibt es, das deinem Leben nicht aufgedrückt wäre? Welche Schmach in Privatsachen klebt nicht an deinem schlechten Rufe? Welche Gier ist deinen Augen, welche Gewaltthat deinen Händen, welches Laster ist deinem ganzen Körper je fremd geblieben? Welchem Jünglinge, den du mit den Lockungen der Verführung umgarnt haben mochtest, trugst du nicht entweder zur Verwegenheit den Mordstahl oder zur Sinneslust die Fackel voran? Wie in der That? Hast du nicht jüngst erst, als du durch den Tod deiner frühern Gattin für eine Heirath dein Haus geräumt hattest, diesem Frevel noch durch einen andern unglaublichen Frevel die Krone aufgesetzt? Darüber gehe ich hinweg und lasse es gerne verschweigen, damit es nicht den Anschein habe, es sey in diesem Staate ein so ungeheures Verbrechen entweder vorgekommen oder nicht gestraft worden. Ich übergehe den Einsturz deiner Vermögenszustände, der, wie du fühlen wirst, am nächsten Idustage ganz über dich hereinbricht. Ich komme auf das, was nicht die Privatschmach deiner Laster, nicht deine häusliche Verlegenheit und Schande, sondern die Gesammtheit des Staates und unser Aller Leben und Wohlfahrt angeht. Kann dir, Catilina, dieses Tageslicht oder das Einathmen dieser Luft angenehm seyn, da du weißt, daß unter diesen Männern hier keiner ist, der es nicht wüßte, daß du am letzten Dezember unter dem Consulate des Lepidus und Tullus auf dem Wahlplatze mit einer Mordwaffe gestanden bist? Daß du zur Ermordung der Consuln und der Vornehmsten des Staa-

tes Mannschaft bereit gehalten hast? Daß deinem rasenden Frevel nicht eine Sinnesänderung oder Furcht von deiner Seite, sondern das Glück des römischen Volkes im Wege gestanden ist? Aber davon will ich nicht weiter reden; denn es ist weder unbekannt, noch um viel später begangen worden. Wie oft hast du mich, seitdem ich zum Consul erwählt, wie oft, seitdem ich Consul bin, zu tödten gesucht! Wie vielen Angriffen von dir, die so berechnet waren, daß man ihnen gar nicht ausweichen zu können schien, bin ich gewissermassen durch eine kleine Ausbeugung des Körpers, wie man zu sagen pflegt, entronnen! Du thust nichts, du erreichst nichts, du unternimmst nichts, was mir zu rechter Zeit verborgen bleiben könnte, und doch stehst du nicht von Versuchen und Wünschen ab. Wie oft schon ward dir jener Dolch aus den Händen gewunden! Wahrlich, wie oft entfiel und entschlüpfte er dir durch einen Zufall! Dennoch kannst du nicht länger ohne ihn seyn, und ich weiß nicht, zu welchem Dienste einer der unterirdischen Mächte du ihn geweiht und geheiligt haben magst, weil du glaubst, er müsse in dem Leibe eines Consuls stecken.

Was für ein Leben ist jetzt aber das deinige? Denn ich will nun so mit dir reden, daß man es sieht, ich sey nicht von Haß, wie ich sollte, sondern von Mitleid beseelt, das dir gar nicht gebührt. Du bist kurz zuvor in den Senat gekommen; wer aus dieser so zahlreichen Versammlung, aus deinen so vielen Freunden und Verwandten hat dich gegrüßt? Wenn dieß seit Menschengedenken noch Niemand begegnet ist, erwartest du noch ein schmachvolles Wort, da du durch das höchst gewichtvolle Urtheil des Schweigens geschlagen bist? Was soll ich davon sagen, daß bei deiner Ankunft jene Bänke leer geworden sind? daß alle Consularen, die du so oft schon zur Ermordung bestimmt hast, sobald du dich niedergelassen hattest, jenen Theil der Bänke leer und öde gelassen haben? Mit welchem Muthe wohl glaubst du dieß ertragen zu können? Fürwahr, wenn mich meine Sklaven so fürchteten, wie dich alle deine Mitbürger fürchten, ich würde glauben, mein Haus verlassen zu müssen, und du glaubst nicht, die Stadt verlassen zu müssen? Und würde ich sehen, daß ich meinen Mitbürgern mit Unrecht so sehr verdächtig und anstössig wäre, ich würde lieber den Anblick meiner Mitbürger entbehren, als mich von Jedermann mit feindseligen Augen ansehen lassen. Du aber, obgleich du im Bewußtseyn deiner Frevel erkennst, daß der Haß Aller gerecht und von dir längst schon verschuldet sey, trägst Bedenken, den Anblik und die Gegenwart derjenigen zu meiden, deren innere und äußere Sinne du verwundest? Fürchteten und haßten dich deine Eltern, und könntest du sie auf keine Weise versöh-

nen, du würdest dich, glaube ich, aus ihren Augen hinweg irgendwohin begeben: nun haßt und fürchtet dich das Vaterland, das unser Aller gemeinsame Mutter ist, und glaubt schon längst, daß du auf nichts, als auf ihren Untergang sinnest. Wirst du weder seinen Ausspruch scheuen, noch seinem Urtheile folgen, noch seine Gewalt fürchten? Und dieses Vaterland verhandelt mit dir, Catilina, so und spricht gleichsam schweigend: „Seit einigen Jahren schon ist keine Gewaltthat vorgekommen, als durch dich; keine Lasterthat ohne dich; dir allein sind die Ermordungen vieler Bürger, dir die Mißhandlung und Beraubung der Bundesgenossen frei und ungestraft hingegangen; du hast nicht allein zur Mißachtung der Gesetze und Gerichte sondern auch zu ihrer Untergrabung und Vernichtung beigetragen. Jenes Frühere, wiewohl es nicht hätte geduldet werden sollen, habe ich doch, so gut ich konnte, ertragen; daß ich jetzt aber in meiner Gesammtheit wegen deiner allein in Furcht sey, daß bei dem nächsten besten Geräusch Catilina gefürchtet werde, daß man, wie es scheint, keinen Entschluß gegen mich fassen kann, der deiner Frevelhaftigkeit fremd bliebe, das ist nicht zu ertragen. Deßhalb gehe von hier weg und befreie mich von dieser Furcht, damit ich nicht, ist sie gegründet, unterdrückt werde, ist sie aber ungegründet, damit ich endlich einmal mich zu fürchten aufhöre."

Wenn solches, wie gesagt, das Vaterland zu dir spräche, sollte es nicht Gewährung erwarten dürfen, wenn es auch keine Gewalt anwenden könnte? Was soll ich davon sagen, daß du dich selbst unter Gewahrsam gestellt hast? Was davon, daß du, um dem Verdachte zu entgehen, erklärt hast, du wollest bei M. Lepidus wohnen? Und als du von diesem nicht aufgenommen worden warst, wagtest du es sogar zu mir zu kommen und batest, ich möchte dich in meinem Hause unter Aufsicht nehmen. Als du auch von mir dieß zur Antwort erhalten hattest, ich könnte auf keine Weise innerhalb der nämlichen Wände sicher mit dir leben, da ich in großer Gefahr wäre, weil wir von denselben Mauern umschlossen würden; kamst du zu dem Prätor Q. Metellus. Von diesem zurückgewiesen, zogst du zu deinem Gesellen, M. Marcellus, dem besten Manne, von dem du natürlich überzeugt warst, daß er für deine Bewachung höchst sorgfältig, zum Argwöhnen höchst scharfsinnig, zum Ahnden höchst beherzt seyn werde. Allein wie weit scheint der von Kerker und Banden entfernt seyn zu müssen, der sich selbst schon der Beaufsichtigung würdig erklärt hat? Bei diesen Umständen trägst du Bedenken, Catilina, wenn du nicht hier mit Gleichmuth sterben kannst, irgendwohin auszuwandern und dieses dein Leben,

das du vielen gerechten und verschuldeten Strafen entrissen hast, der Flucht und Einsamkeit anzuvertrauen?

„Stelle einen Antrag bei dem Senate", sprichst du; denn dieß ist dein Verlangen, und wenn dieser Stand beschließt, er wolle, daß du in die Verbannung gehst, so erklärst du, gehorchen zu wollen. Ich werde das nicht beantragen; es verträgt sich dieß nicht mit meiner Denkart, und doch will ich machen, daß du einsiehst, was diese von dir denken. Geh aus der Stadt, Catilina; befreie die Republik von der Furcht; reise ins Exil, wenn dieß das Wort ist, das du erwartest. Wie nun, Catilina? Gibst du Acht? Bemerkst du das Schweigen dieser Männer? Sie dulden es, sie geben keinen Laut von sich. Was wartest du auf einen Beschluß der Redenden, da du deßhalb, weil sie schweigen, ihre Gesinnung durchschauest? Hätte ich aber das Nämliche diesem wackern jungen Manne, dem P. Sextius, hätte ich es dem tapfern M. Marcellus gesagt, schon würde der Senat an mich, den Consul, sogar in diesem Tempel mit vollem Rechte gewaltsam Hand angelegt haben. Bei dir aber, Catilina, ist ihr ruhiges Verhalten Billigung, ihr Dulden Beschluß, ihr Schweigen lauter Zuruf. Und nicht allein die Senatoren hier, deren Ausspruch dir freilich theuer, deren Leben dir höchst wohlfeil ist, rufen es laut, sondern auch jene römischen Ritter, höchst achtbare und treffliche Männer, und die übrigen höchst wackern Bürger, welche um die Rathsversammlung herumstehen, deren große Anzahl du sehen, deren Gesinnungen du durchschauen und deren Aeußerungen du kurz zuvor deutlich hören konntest. Und eben diese Männer, deren Hände und Waffen ich schon lange kaum von dir zurückhalte, werde ich leicht dahinbringen, daß sie dich, wenn du das, was du längst schon zu verwüsten strebst, verlassest, bis zu den Thoren begleiten.

Doch wozu rede ich? Als ob je Etwas deinen Sinn bräche? Als ob du je dich bessertest? Als ob du je auf Flucht nachsännest? Als ob du je an Verbannung dächtest? Mögen dir diesen Gedanken die unsterblichen Götter eingeben! Gleichwohl sehe ich voraus, welch ein Sturm des Hasses, im Falle du, durch mein Wort erschreckt, in die Verbannung zu gehen dich entschließest, wo nicht für die Gegenwart, da das Andenken an deine Frevel noch neu ist, doch für die Zukunft über uns hereinzubrechen drohe. Allein es ist gleichviel, wenn nur jenes Unglück mich allein trifft und nicht mit Gefahren für den Staat verbunden ist. Aber daß deine Laster auf dich einen Eindruck machen, daß du die gesetzlichen Strafen fürchtest, daß du dich nach den Umständen bequemest, das darf man von dir nicht verlangen; denn du,

Catilina, bist nicht der Mann, den entweder Schamgefühl von der Schande, oder Furcht von einer Gefahr oder Vernunft von des Wahnsinns Wuth zurückgerufen hätte. Deßhalb reise, wie ich schon oft gesagt habe, ab und gehe, wenn du mir, der ich, wie du rühmst, dein Feind bin, des Hasses Feuer anblasen willst, geraden Weges in die Verbannung. Kaum werde ich, wenn du es thust, das Gerede der Leute ertragen; kaum die Last jenes Hasses aushalten, wenn du auf des Consuls Befehl in die Verbannung wanderst. Willst du aber lieber meinem Lobe und Ruhme dienen, so ziehe mit der ungeschliffnen Schaar von Bösewichtern aus; begieb dich zum Mallius; wiegle verworfne Mitbürger auf; trenne dich von den Gutgesinnten; überziehe das Vaterland mit Krieg; frohlocke ob des gottlosen Räuberhandwerkes, damit es den Anschein habe, du seyest, nicht von mir zu Fremden hinausgestossen, sondern eingeladen, zu den Deinigen gegangen. Doch wozu sollte ich dich einladen, da ich weiß, daß du bereits Leute vorausgeschickt hast, die bei Forum Aurelium *) bewaffnet dich erwarten sollten? da ich weiß, daß du mit Mallius den Tag ausgemacht und festgesetzt hast? da ich weiß, daß du sogar jenen silbernen Adler, von dem ich zuverlässig erwarte, er werde dir und allen den Deinigen Verderben und Trauer bringen, und dem in deinem Hause eine Kapelle zur Weihe deiner Verbrechen errichtet war, vorausgeschickt hast? Ists möglich, daß du jenen Adler, den du, so oft du zum Morde auszogst, zu verehren pflegtest, länger entbehren kannst? Ihn, von dessen Altären weg du oft jene gottlose Rechte zum Morde von Mitbürgern getragen hast?

Geh endlich einmal dahin, wohin dich schon längst deine bekannte zügellose und wahnsinnige Begierde riß. Es bringt dir ja dieß keinen Schmerz, sondern eine Art unglaublicher Wollust. Zu solchem Wahnsinn hat dich die Natur gezeugt, deine Gesinnung dich geübt, das Geschick dich bewahrt; niemals hast du, ich will nicht sagen, nach Ruhe, sondern nicht einmal nach Krieg, er sey denn ein gottloser, getrachtet. Du hast eine aus verworfnen, ja und nicht nur von jeglichem Glücke sondern auch von aller Hoffnung verlassenen Menschen zusammengewehte Schaar von Bösewichtern bekommen. Welche Freude wirst du da genießen! Wie wirst du da vor Wonne aufspringen! In welchem Wollustrausche wirst du bacchantisch schwärmen, wenn du unter der so großen Zahl der Deinigen einen rechtschaffenen Mann weder hören noch sehen wirst! Zu einem solchen Lebensberufe dienten als Vorübung jene

---

*) Ein Flecken in Etrurien, heutzutag Castellacio.

deine gepriesenen Anstrengungen: zu liegen auf dem Boden, nicht nur um auf eine Schändung zu lauern, sondern auch eine Gewaltthat zu begehen; zu wachen, um nicht nur dem Schlafe der Ehemänner, sondern auch ihren Gütern, wenn sie ermordet, nachzustellen. Da kannst du dich brüsten mit deiner bekannten vortrefflichen Ausdauer in Ertragung von Hunger, Kälte und Mangel an allen Dingen, wovon du dich aber in kurzer Zeit aufgerieben fühlen wirst. So viel habe ich damals doch bewirkt, als ich dich vom Consulate verdrängte, daß du als Verbannter zwar den Staat beunruhigen, aber als Consul nicht mißhandeln kannst, und daß dein frevelhaftes Unternehmen vielmehr ein Räuberanfall, als ein Krieg genannt wird.

Damit ich eine fast gerechte Klage des Vaterlandes von mir ablehne und abwende, faßt jetzt, ich bitte, versammelte Väter, das, was ich sagen werde, mit Sorgfalt auf und prägt es tief euerm Geiste und Gemüthe ein. Denn wenn das Vaterland, das mir weit theurer als mein Leben ist, wenn ganz Italien, wenn die ganze Republik also zu mir spräche: „Was machst du, M. Tullius? Willst du einen Menschen, den du aus Erfahrung als einen Feind kennst, in welchem du einen künftigen Kriegsführer erblickst, von dem du es mit Händen greifst, daß er als Befehlshaber im Lager der Feinde erwartet wird — willst du den Anstifter des Frevels, das Haupt der Verschwörung, den Aufwiegler der Sklaven und schlechter Bürger fortgehen lassen, so daß es scheint, er sey von dir nicht aus der Stadt gewiesen, sondern gegen die Stadt geschickt worden? Wirst du nicht befehlen, daß man ihn ins Gefängniß führe, nicht, daß man ihn zum Tode schleppe, nicht, daß man ihn unter den ärgsten Todesmartern als Sühnopfer bluten lasse? Was hindert dich denn? Etwa die Sitte der Vorfahren? Aber sehr oft haben sogar Privatpersonen in diesem Staate verderbliche Bürger mit dem Tode bestraft. Oder die Gesetze, die über die Todesstrafe römischer Bürger gegeben sind? Aber niemals haben in dieser Stadt solche, welche von dem Staate abgefallen sind, der Bürger Rechte behalten. Oder fürchtest du den Haß der Nachwelt? Wahrlich einen herrlichen Dank erstattest du dem römischen Volke dafür, daß es dich, einen Mann, der durch sich ohne irgend eine Empfehlung seiner Ahnen Ruf erlangte, so bald durch alle Stufen der Ehrenstellen zur höchsten Befehlshaberstelle erhoben hat, wenn du wegen des Hasses oder aus Furcht vor einer Gefahr das Wohl deiner Mitbürger vernachlässigst! Aber, wenn einige Furcht vor dem Hasse obwaltet, soll man den Haß ob der Strenge und Tapferkeit mehr als den ob der Feigheit und Schlechtigkeit fürchten? Oder glaubst du, daß, wenn man Italien durch Krieg verheeren, die Städte mißhandeln und

die Häuser in Brand stecken wird, du dann nicht in den Flammen des Hasses mitverbrennen wirst?"

Diesen höchst ehrwürdigen Mahnungen der Republik und den Ansichten der mit ihr gleichgesinnten Männer will ich Weniges entgegnen. Wenn ich, versammelte Väter, dieß für das Thunlichste hielte, daß Catilina mit dem Tode bestraft werde, ich hätte diesem Banditen nicht den Genuß einer einzigen Stunde zum Leben gelassen. Denn wenn die größten Männer und berühmtesten Bürger sich mit dem Blute eines Saturninus und der Gracchen, eines Flaccus und mehrerer aus der frühern Zeit nicht nur nicht befleckt, sondern sogar geehrt haben, so hätte ich jedenfalls nicht fürchten dürfen, es möchte durch die Hinrichtung dieses Bürgermörders mir einiger Haß bei der Nachwelt erweckt werden. Und wenn solcher mir im höchsten Grade drohte, so war ich doch stets von solcher Gesinnung, daß ich einen durch Verdienst mir zugezogenen Haß für Ruhm, nicht für Haß ansah. Gleichwohl gibt es Einige in diesem Stande, welche entweder das, was bevorsteht, nicht sehen, oder sich stellen, als ob sie es nicht sähen. Diese nährten des Catilina Hoffnung durch ihre milden Abstimmungen, verstärkten die im Werden begriffene Verschwörung durch ihr Nichtglauben, und ihrem Ausspruche folgten viele, nicht bloß Schlechte sondern auch Unerfahrne und würden, wenn ich diesen zur Strafe gezogen hätte, behaupten, es sey von mir grausam und despotisch gehandelt worden. Jetzt aber weiß ich, daß, wenn jener Mensch dahin, wohin er strebt, ins Mallianische Lager gelangt ist, Niemand mehr so thöricht seyn wird, nicht einzusehen, die Verschwörung sey Thatsache, daß Niemand so gottlos seyn wird, dieß nicht anzuerkennen. Ich weiß aber auch, daß durch die Hinrichtung dieses Einen diese Pest der Republik auf kurze Zeit zurückgedrängt, nicht für immer unterdrückt werden kann. Hat er sich aber selbst verbannt und die Seinigen mit sich genommen und eben dahin die übrigen von überall her gesammelten Schiffbrüchigen zusammengeschaart, dann wird nicht nur diese so groß gezogene Pest der Republik, sondern auch die Wurzel und der Saamen aller Uebel ausgerottet und vertilgt werden.

Denn schon lange, versammelte Väter, treiben wir uns unter diesen Gefahren und Nachstellungen der Verschwörung umher; aber gerade in der Zeit unsers Consulates, ich weiß nicht wie, brach das Reifwerden aller Verbrechen und der alten Raserei und Verwegenheit aus. Wird man aus der so großen Räuberbande jenen allein wegschaffen, so werden wir vielleicht auf kurze Zeit der Sorge und Furcht enthoben zu seyn scheinen; die Gefahr aber wird sich festsetzen und

in den Adern und Eingeweiden der Republik tief eingeschlossen seyn. Wie oft Menschen, welche an einer schweren Krankheit leiden, wenn sie von Fieberhitze geschüttelt werden, auf einen Trunk kalten Wassers anfangs erleichtert zu werden scheinen, dann aber weit heftiger und schwerer gequält werden: so wird diese Krankheit, die in dem Staate ist, wenn sie durch die Bestrafung dieses Menschen erleichtert wird, dadurch daß die Uebrigen am Leben bleiben, noch ärger werden. Fortgehen mögen daher, versammelte Väter, die Schlechten, sie mögen sich trennen von den Guten, an Einen Ort sich zusammenschaaren; sie mögen endlich, was ich schon oft gesagt habe, durch die Mauer der Stadt von uns geschieden werden; sie sollen nicht länger dem Consul in seinem Hause nachstellen, nicht länger den Richterstuhl des Stadtprätors umstehen, nicht länger die Curie mit Schwertern umlagern, noch Brandpfeile und Fackeln zum Anzünden der Stadt in Bereitschaft halten; es sey endlich Jedem auf die Stirne geschrieben, welche Gesinnung er gegen die Republik hege. Das verspreche ich euch, versammelte Väter, wir Consuln werden eine so große Sorgfalt, ihr ein so großes Gewicht, die römischen Ritter eine so große Tapferkeit haben, und die Uebereinstimmung unter den Guten wird so groß seyn, daß ihr mit der Abreise des Catilina Alles an den Tag gelegt, beleuchtet, unterdrückt und bestraft sehen sollt.

Unter diesen Wahrzeichen reise, Catilina, zum Gesammtwohl des Staates, zu deinem Unheil und Verderben und zum Untergange derjenigen, die sich mit dir durch jegliches Verbrechen und durch Hochverrath verbunden haben, ab zu dem gottlosen und frevelhaften Kriege. Dann wirst du, Jupiter, dessen Bild unter denselben Auspicien, wie diese Stadt, von Romulus aufgerichtet worden, und den wir in Wahrheit den Erhalter dieser Stadt und des Reiches nennen, diesen Menschen und seine Genossen von deinen Altären und übrigen heiligen Plätzen, von den Häusern und Mauern der Stadt, von dem Leben und den Glücksgütern aller Bürger ferne halten und alle Hasser der Gutgesinnten, die Feinde des Vaterlands, die Räuber Italiens, welche durch einen verbrecherischen Bund und eine frevelhafte Genossenschaft unter sich vereinigt sind, unter ewigen Strafen im Leben und im Tode als Sühnopfer bluten lassen."

3. Cäsar's
Rede, gehalten im Senate am 5. Dez. des Jahres 63 v. Chr. Geburt.

Als Catilina auf die voranstehende Rede Cicero's im Zorn und unter der Androhung, daß sein Untergang zugleich auch den Untergang der Stadt nach sich ziehen

werde, geantwortet hatte; verließ er sogleich den Senat und begab sich noch in der Nacht mit dreihundert seiner Anhänger in das Lager des Mallius nach Etrurien. In Rom aber ließ er zur Ausführung seines Planes mehrere Theilnehmer der Verschwörung zurück. Bald fand Cicero einen Anlaß, die Vornehmsten derselben, den Lentulus, Cethegus, Gabinius, Statilius und später den Cöparius verhaften und ins Gefängniß werfen zu lassen. Da sie des Hochverrathes überführt waren und ihr Verbrechen eingestanden hatten, versammelte Cicero auf das verbreitete Gerücht, daß Lentulus und Cethegus durch die feile Volksklasse und Sklaven sich aus dem Gefängnisse befreien würden, am 5. Dez. 63 v. Chr. den Senat, um ihn über die Bestrafung der Staatsverbrecher zu befragen. Der designirte Consul D. Julius Silanus verdammte sie zum Tode, und mehrere Senatoren traten seiner Meinung bei. Da erhob sich C. Julius Cäsar, der damalige Prätor, und hielt folgende Rede:

„Allen Menschen, versammelte Väter, die sich über bedenkliche Fälle berathen, geziemt es, frei zu seyn von Haß, Freundschaft, Zorn und Mitleid. Nicht leicht sieht der Geist das Wahre, wo diese im Wege stehen, und Keiner unter Allen hat wohl je der Leidenschaft und seinem Nutzen zugleich gefröhnt. Wo man seine Geisteskraft anstrengt, vermag sie etwas; nimmt die Leidenschaft Besitz, so herrscht sie, der Geist vermag nichts. Viele Beispiele könnte ich herzählen, versammelte Väter, wie Könige oder wie Völker, von Zorn oder Mitleid hingerissen, sich schlecht berathen haben. Aber lieber will ich das anführen, was unsere Vorfahren gegen ihres Herzens leidenschaftliche Stimmung nach Recht und Ordnung gethan haben.

Im Macedonischen Kriege, den wir mit dem Könige Perses führten, hatte sich der große und ansehnliche Staat der Rhodier, welcher durch des römischen Volkes Beistand gewachsen war, treulos und feindselig gegen uns benommen. Gleichwohl, als man nach Beendigung des Krieges über die Rhodier berathschlagte, entließen unsere Vorfahren sie ungestraft, damit man nicht sagen möge, mehr ihres Reichthums als der erlittenen Unbild wegen sey der Krieg begonnen worden. Eben so haben sie in allen Punischen Kriegen, wenn gleich die Carthager oft im Frieden sowohl als während eines Waffenstillstandes viele gottlose Gewaltthaten verübt hatten, doch niemals selbst bei Gelegenheit ein Gleiches gethan; sie strebten mehr nach dem, was ihrer würdig wäre, als was mit Recht gegen jene geschehen könnte. Eben so müßt auch ihr euch vorsehen, versammelte Väter, daß nicht des Lentulus und der Uebrigen Verbrechen bei euch mehr vermöge, als eure Würde; daß ihr nicht mehr euerm Zorn fröhnet, als für euern Ruf sorget. Denn findet man eine ihren Thaten entsprechende Strafe, so stimme ich dem Antrage auf ein außerordentliches Verfahren bei; übersteigt aber die

Größe des Verbrechens Aller Fassungsvermögen, so bin ich der Ansicht, man solle das in Anwendung bringen, was durch die Gesetze angeordnet ist.

Die Meisten derjenigen, welche vor mir gestimmt haben, bejammerten mit rednerischer Kunst und Pracht den Unfall des Staates, schilderten des Krieges Wuth und das Loos der Besiegten; Jungfrauen und Knaben würden geraubt, Kinder aus der Eltern Umarmung weggerissen; Hausmütter müßten dulden, was den Siegern gelüstete; Tempel und Häuser würden geplündert, Mord und Brand angerichtet, zuletzt mit Waffen, Leichen, Blut und Jammer Alles angefüllt.

Aber, bei den unsterblichen Göttern! wohin zielten diese Redensarten? Etwa, um euch gegen die Verschwörung zu erbittern? Freilich, wen ein so großes und so gräßliches Unternehmen nicht erschüttert hat, den wird eine Rede entflammen?! So ist es nicht; keinem Sterblichen erscheint das eigene erlittene Unrecht als gering; viele haben es für drückender genommen, als billig ist. Aber den Einen ist dieses, den Andern jenes erlaubt, versammelte Väter! Wenn diejenigen, welche in dunkler Niedrigkeit ihr Leben hinbringen, im Jähzorn einen Fehler begehen, so wissen es Wenige; ihr Ruf und ihr Glücksstand sind sich gleich. Wer aber, mit großer Herrschergewalt versehen, auf erhabner Stufe lebt, dessen Thaten kennt jeder Sterbliche. So ist auf des Glückes höchster Stufe die wenigste Willkühr, und es geziemt sich da weder Gunst noch Haß, am wenigsten aber Erbitterung. Was bei Andern Jähzorn heißt, das wird bei Machthabern schwere Uebermuth und Grausamkeit genannt.

Ich für meine Person, versammelte Väter, bin zwar der Meinung, daß alle Martern für die Frevel jener Menschen zu geringe sind: aber die meisten Sterblichen erinnern sich nur an das jüngst Vergangene, vergessen bei gottlosen Menschen derselben Frevelthat und sprechen nur von der Strafe, wenn diese ein wenig zu strenge war. Daß D. Silanus, dieser tapfere und strenge Mann, das, was er gesagt, aus Eifer für das Gemeinwohl gesagt habe, und daß er bei einer so wichtigen Sache weder Gunst noch Feindschaft walten lasse, davon bin ich überzeugt; so habe ich den Charakter, so die Mäßigung des Mannes kennen gelernt. Aber sein Antrag scheint mir nicht grausam (denn was kann gegen solche Menschen Grausames geschehen?), sondern unserer Staatsverfassung unangemessen zu seyn. Denn gewiß hat entweder Furcht oder das Widerrechtliche der Handlung dich, Silanus, den zukünftigen Consul, hingerissen, eine neue Strafart in Vorschlag zu bringen. Von der Furcht zu sprechen, ist überflüssig, zumal da durch

die Sorgfalt unsers erlauchten Consuls so starke Schutzwachen unter den Waffen stehen. Von der Strafe aber kann ich das, was die Sache mit sich bringt, sagen, daß unter Jammer und Elend der Tod ein Ausruhen von Leiden, keine Qual sey; daß er alle Uebel der Sterblichen löse; daß jenseits weder für Kummer noch für Freude Raum sey. Aber, bei den unsterblichen Göttern! warum hast du deinem Antrage nicht beigefügt, daß sie zuvor noch gestäupt werden sollten? Etwa weil das Porcische Gesetz *) es verbietet? Allein andere Gesetze befehlen eben so, daß man verurtheilten Bürgern nicht das Leben nehmen, sondern die Verbannung frei stellen solle. Oder weil es härter ist, gestäupt als getödtet zu werden? Was ist aber bitter oder zu hart gegen Menschen, die eines solchen Frevels überführt sind? Oder etwa weil es gelinder ist? Wie reimt es sich da, im geringern Falle das Gesetz zu scheuen, während man es im wichtigern hintansetzt? Wer möchte aber tadeln, was man gegen Hochverräther beschließt? Die Zeit, die Umstände, das Glück, das nach Willkühr mit Nationen schaltet. Jenen wird mit Recht geschehen, was immer ihnen begegnen mag. Ihr aber, versammelte Väter, erwäget wohl, was ihr gegen andere beschließet. Alle bösen Beispiele sind aus guten Anfängen hervorgegangen. Sobald aber die Regierung an unwissende und minder gute Leute gelangt, wird jenes neue Beispiel von solchen, die es verdient und verschuldet haben, auf Unschuldige und solche, die es nicht verdienten, übergetragen. Die Lacedämonier stellten nach Besiegung der Athener dreißig Männer zur Verwaltung des Staates auf. Diese begannen damit, die schlechtesten und allgemein verhaßten Bürger hinrichten zu lassen. Darüber freute sich das Volk und sagte, daß es mit Recht geschehe. Späterhin, als die Willkühr gewachsen war, tödteten sie Gute wie Böse nach Laune und schreckten die Uebrigen durch Furcht. So büßte die Bürgerschaft unter dem Joche der Sklaverei mit schweren Strafen die thörichte Freude. In unsern Tagen, als der siegreiche Sulla den Damasippus und andere seines Schlags, die durch das Unglück emporgekommen waren, hinrichten ließ, wer lobte nicht seine That? Da sagte man, die Verruchten, die Parteisüchtigen, welche durch Aufstände den Staat beunruhigt hatten, seyen mit Recht hingerichtet worden. Aber gerade dieß war der Anfang eines großen Blutbades. Denn sowie Einem nach dem Hause oder Landgute oder Geräthe oder Gewande irgend Eines gelüstete, gab er sich Mühe, diesen auf die Liste der Geächteten zu bringen. So wurden

*) Dieses von dem Volkstribun P. Porcius Läca im J. 454 vorgeschlagene Gesetz verlangte, daß kein römischer Bürger gebunden, gegeißelt oder mit dem Leben gestraft werden sollte.

jene, die sich über des Damasippus Tod gefreut hatten, bald darauf selbst zum Blutgerüste geschleppt. Und es war des Würgens nicht eher ein Ende, als bis Sulla all' die Seinigen mit Schätzen angefüllt hatte. Nicht fürchte ich dieß zwar unter M. Tullius und unter den gegenwärtigen Zeitumständen. Aber in einem großen Staate gibt es viele und mancherlei Köpfe. Man kann zu einer andern Zeit und unter einem andern Consul, dem gleichfalls ein Heer zu Gebote steht, etwas Falsches für wahr gelten lassen. Sobald nun diesem Beispiele gemäß kraft eines Senatsbeschlusses der Consul das Schwert gezückt haben wird, wer wird ihm ein Ziel setzen oder Mäßigung gebieten?

Unsere Vorfahren, versammelte Väter, entbehrten weder je des Rathes noch des Unternehmungsgeistes, und doch hinderte sie nicht Stolz, fremde Einrichtungen, sofern sie gut waren, nachzuahmen. Waffen und Kriegsgeschosse nahmen sie von den Samniten, die meisten Zeichen der Amtswürden von den Tuskern an; zuletzt führten sie das, was sich wo immer bei Bundesgenossen oder bei Feinden als tauglich erwies, mit größtem Eifer zu Hause ein. Sie wollten lieber nachahmen, als Gutes mit scheelen Augen ansehen. Aber gerade zu dieser Zeit ahmten sie eine Sitte Griechenlands nach und verhängten über Mitbürger Schläge, straften Verurtheilte am Leben. Als der Staat herangewachsen war und ob der Menge der Bürger Parteien sich geltend machten, fing man Unschuldige zu umstricken und Anderes der Art zu treiben an. Damals wurden das Porcische und andere Gesetze ins Leben gerufen, nach welchen es Verurtheilten überlassen wurde ins Exil zu wandern.

Dieß, versammelte Väter, halte ich für den wichtigsten Grund, keine außerordentliche Maaßregel zu ergreifen. Gewiß hatten jene eine größere Thatkraft und Weisheit, welche aus einer kleinen Macht ein so großes Reich schufen, als wir, die wir das Wohlerworbene kaum behaupten.

Gefällt es also, daß man sie entlassen und das Heer des Catilina verstärken soll? Keineswegs! sondern ich stimme dahin, daß man ihr Vermögen einziehen, sie selbst in den bemittelten Municipalstädten gefangen halten, und Niemand mehr späterhin ihretwegen einen Antrag bei dem Senate stellen oder mit dem Volke verhandeln solle. Wer anders thue, den sehe der Senat für einen Feind des Staates und des Gemeinwohles an."

4. Des M. Porcius Cato Rede, gehalten im Senate zu Rom am 5. Dezember 63 vor Chr.

Da C. Julius Cäsar in der voranstehenden Rede die Todesstrafe widerrathen und bewirkt hatte, daß viele Consularen seinem Urtheile beistimmten, ergriff Cicero das Wort und suchte die Bedenklichkeiten, weßhalb der Senat den Beschluß der Todesstrafe scheute, zu widerlegen und zu beseitigen. Cicero's Meinung ward hierauf durch die folgende Rede des M. P. Cato, des designirten Volkstribuns, so kräftig unterstützt, daß die meisten Senatoren für die Todesstrafe stimmten, welche auch dem Senatsbeschlusse gemäß sogleich an Lentulus, Cethegus, Statilius, Gabinius und Cöparius im Gefängniß vollzogen wurde. Catilina selbst fand in einem blutigen Gefechte bei Pistoria den Tod 62 v. Chr.

„Ganz andern Sinnes bin ich, versammelte Väter, wenn ich die Umstände und unsere Gefahren betrachte, und wenn ich die Abstimmungen Einiger bei mir erwäge. Diese scheinen mir nur über die Bestrafung derjenigen gesprochen zu haben, die dem Vaterlande, den Altären und ihren eigenen Heerden Krieg bereiteten. Die Umstände aber gemahnen, uns mehr vor ihnen sicher zu stellen, als zu berathen, was wir gegen sie beschließen wollen. Denn die andern Verbrechen mag man dann erst gerichtlich verfolgen, wenn sie verübt sind; bei diesem ruft man, wenn man nicht durch Maaßregeln seiner Ausführung steuert, sobald es geschehen ist, vergeblich die Gerichte an. Ist die Stadt eingenommen, bleibt nichts mehr den Besiegten übrig. Aber, bei den unsterblichen Göttern! so rufe ich denn Euch auf, die ihr immer eure Palläste, Landhäuser, Bildsäulen und Gemälde höher geachtet habt, als den Staat; wollt ihr das, sey es was immer, woran euer Herz hängt, behalten; wollt ihr euern Sinnengenüssen Gemächlichkeit verschaffen, so wachet einmal auf und nehmt euch des Staates an. Es handelt sich nicht um Einkünfte, nicht um Kränkungen der Bundesgenossen; die Freiheit und unser Leben steht auf dem Spiele. Oft und viel habe ich mich, versammelte Väter, in eurer Mitte hören lassen; oft habe ich über die Ueppigkeit und Habsucht unserer Mitbürger Klage geführt und deßhalb viele Sterbliche mir zu Feinden gemacht. Ich, der ich mir und meinem Herzen nie einen Fehltritt verziehen habe, sah auch nicht leicht der Leidenschaftlichkeit eines Andern Uebelthaten nach; allein, obschon ihr dieß gering anschlugt, blieb doch der Staat fest, und sein Wohlstand ertrug eure Nachlässigkeit. Jetzt aber handelt es sich nicht darum, ob wir gut oder schlecht gesittet leben, auch nicht wie groß oder wie glänzend die Herrschaft des römischen Volkes sey, sondern ob all dieses, von welcher Beschaffenheit es zu seyn scheinen mag, unser bleiben oder zugleich mit uns den Feinden gehören soll. Da spricht mir noch Einer von Milde und Erbarmen? Schon längst haben wir

die rechte Benennung der Dinge verloren; denn fremdes Gut verschenken, wird Freigebigkeit, Verwegenheit in schlechten Streichen wird Tapferkeit genannt. So ist es mit dem Staate aufs Aeußerste gekommen. Mögen sie denn wohl, weil ja die Sitten es so mit sich bringen, freigebig seyn mit den Gütern der Bundesgenossen; mögen sie mitleidig seyn gegen die Diebe des Staatsschatzes, nur sollen sie nicht unser Blut verspenden, und indem sie einiger Bösewichter schonen, nicht auf das Verderben aller Guten ausgehen.

Gut und kunstvoll hat C. Cäsar kurz vor mir in dieser Versammlung über Leben und Tod gesprochen, indem er, wie ich glaube, das für erdichtet hält, was man von der Unterwelt lehrt, daß die Bösen auf einem von den Guten getrennten Wege in abscheuliche, wüste, scheußliche und grauenvolle Oerter zu wohnen kommen. Sein Antrag war daher, man solle ihr Vermögen einziehen, sie selbst in Municipalstädten gefangen halten, indem er wohl fürchtete, sie möchten, wenn sie zu Rom seyen, entweder von den Genossen der Verschwörung oder von einem gedungenen Volkshaufen gewaltsam befreit werden. Als ob es Bösewichte und Verbrecher nur in der Stadt und nicht über ganz Italien hin gäbe; oder nicht dort die Verwegenheit mehr vermöchte, wo die Mittel zur Abwehr geringer sind. Eitel ist daher sein Rath, wenn er Gefahr von ihnen fürchtet; hegt er aber bei der so großen Besorgniß Aller allein keine Furcht, so habe ich um so mehr Grund, meiner und euer wegen besorgt zu seyn. Beschließt ihr demnach über P. Lentulus und die übrigen, so glaubt sicher, daß ihr zugleich über des Catilina Heer und alle Mitverschwornen beschließet. Je ernster ihr dabei zu Werke gehen werdet, desto mehr wird jenen der Muth sinken. Sehen sie, daß ihr nur ein wenig lässig seyd, werden alsbald alle Frechen auftauchen. Glaubet ja nicht, daß unsere Ahnen durch Waffengewalt ihr Gemeinwesen aus einem kleinen zu einem so großen gemacht haben. Wäre dieß der Fall, so hätten wir es bei weitem im schönsten Zustande; denn an Bundesgenossen und Bürgern, überdieß an Waffen und Rossen besitzen wir eine größere Menge als jene. Allein etwas Anderes war es, was sie groß machte, und was wir gar nicht besitzen: daheim Thätigkeit, draußen ein gerechtes Regiment; ein beim Berathen freier, keiner Schlechtigkeit, keiner Leidenschaft fröhnender Sinn. Statt deren haben wir Ueppigkeit und Habsucht; in den Staatskassen Armuth, in Privathäusern Wohlhabenheit. Wir loben den Reichthum und ergeben uns der Trägheit; zwischen Guten und Schlechten ist kein Unterschied; jeglichen Lohn des Verdienstes erschleicht sich der Ehrgeiz. Kein Wunder, wenn ihr, jeder für sich und in seinem In-

teresse, Beschlüsse faßt; wenn ihr daheim den sinnlichen Vergnügungen, hier dem Gelde und der Gunst fröhnt. So kommt es, daß man den verwaisten Staat gewaltsam angreift. Doch dieß will ich nicht berühren. Verschworen haben sich Bürger der vornehmsten Abkunft, die Vaterstadt in Brand zu stecken; das Volk der Gallier, Todfeinde des römischen Namens, rufen sie zum Kriege herbei; der Anführer der Feinde ist mit einem Heere uns auf dem Nacken; und ihr zaudert noch und tragt Bedenken, was ihr mit den innerhalb der Mauern ergriffenen Feinden machen sollt? Habt Mitleid, meine ich; junge Leute haben sich aus Ehrgeiz vergangen; gebt ihnen die Freiheit und Waffen dazu! Daß sich jene Milde und Barmherzigkeit euch nur nicht, haben sie einmal die Waffen ergriffen, in Jammer verkehren! Die Sache ist ohne Zweifel gefährlich, aber ihr fürchtet sie nicht. Ja wohl, recht sehr; aber aus Feigheit und Unmännlichkeit zögert ihr, indem einer auf den andern wartet, voll Vertrauen nämlich auf die unsterblichen Götter, welche oft schon in den größten Gefahren diesen Staat gerettet haben. Nicht durch Gelübde, nicht durch weibisches Flehen erwirbt man den Beistand der Götter; durch Wachen, Handeln, gutes Berathen geht Alles glücklich von Statten. Wo man sich der Schlaffheit und Trägheit hingibt, fleht man vergebens die Götter an: sie zürnen und sind feindlich gesinnt. Zu unserer Vorfahren Zeit ließ A. Manlius Torquatus im gallischen Kriege seinen eigenen Sohn, weil er dem Befehle zuwider gegen den Feind gekämpft hatte, tödten, und jener ausgezeichnete Jüngling büßte seine ungezügelte Tapferkeit mit dem Tode. Ihr aber zögert, was ihr über die grausamsten Hochverräther beschließen sollt? Freilich ihr sonstiges Leben steht mit diesem Verbrechen im Widerspruche! Wohlan, schont der Würde des Lentulus, wenn er selbst seiner Schaam, wenn er seines Rufes, wenn er der Götter oder Menschen je geschont hat. Verzeiht dem Cethegus um seiner Jugend willen, wenn er nicht schon zum zweiten Male dem Vaterlande Krieg bereitete. Denn was soll ich von Gabinius, Statilius, Cöparius sprechen, die, wäre ihnen je etwas heilig gewesen, keine solchen Plane gegen die Republik gehegt hätten.

Endlich, versammelte Väter, würde ich, führwahr, wenn es für einen Fehltritt Platz gäbe, gerne dulden, daß ihr durch die That gewitzigt würdet, weil ihr auf Worte nicht achtet; allein wir sind von allen Seiten bedrängt: Catilina ist mit einem Heere uns auf dem Nacken; andere Feinde sind innerhalb der Mauern, ja sogar im Schooße der Stadt; weder vorkehren noch berathen kann man etwas in Geheim; um so mehr muß man eilen. Mein Antrag lautet demnach also:

„Da durch den gottlosen Anschlag verruchter Bürger der Staat in die größten Gefahren gekommen ist; diese aber durch die Anzeige des T. Volturtius und der Gesandten der Allobroger überführt und geständig sind, Mord, Brand und andere scheußliche und grausame Thaten gegen Mitbürger und Vaterland im Werke gehabt zu haben: so sollen sie auf ihr Bekenntniß, wie wegen Halsverbrechen Ueberwiesene, der Sitte der Vorfahren gemäß mit dem Tode bestraft werden."

5. William Pitt's Rede, gehalten im Oberhause zu London im J. 1764.

Die Grafschaft Middlesex hatte einen gewissen Wilkes zu ihrem Repräsentanten in das Unterhaus erwählt. Dieser Wilkes, wegen seiner Unsittlichkeit übel berüchtigt, mehr aber noch von dem torystischen Ministerium wegen seiner geißelnden Pamphlets gehaßt, wurde von dem feilen Unterhause angeblich wegen eines scandalösen Pasquills ausgestossen (24. Nov. 1763). Als das Parlament aufgelöst, und deßhalb zu neuen Wahlen geschritten wurde, wählte die Grafschaft Middlesex wieder denselben Wilkes zu ihrem Repräsentanten. Er wurde aber wegen neuer Angriffe in dem berüchtigten Essay an Woman auch von diesem Parlamente ausgestossen und sogar für unfähig erklärt, in dem damaligen Parlamente einen Sitz je wieder zu bekommen. Nichts desto weniger wurde er, als die Grafschaft Middlesex statt seiner einen neuen Repräsentanten wählen sollte, mit großer Mehrheit wieder gewählt. Da wiederholte das Unterhaus seinen frühern Beschluß und nahm den ministeriellen Candidaten als rechtmäßig Erwählten an. Diese Frage bewegte das ganze Land, und Pitt stellte im Oberhause, dem er als Lord Catham angehörte, den Antrag, man solle in der Dankaddresse den König ersuchen, das neuliche Verfahren des Unterhauses, nach welchem durch einseitigen Beschluß Wilkes für unfähig erklärt worden, wieder im Parlamente zu sitzen, und durch den die Grafschaft Middlesex ihres freien Wahlrechtes beraubt worden, in ernstliche Erwägung zu ziehen. Lord Mannsfield bekämpfte diesen Antrag, worauf ihm Pitt erwiderte:

„Mylords, es ist eine ganz simple Maxime, an die ich mich in meinem Leben unabweichlich gehalten habe, bei jeder Frage, die meine Freiheit oder mein Eigenthum betrifft, den gemeinen Menschenverstand um Rath zu fragen und mich nach seinen Aussprüchen zu richten. Ich gestehe, Mylords, ich habe einigen Hang zum Mißtrauen gegen große Gelehrsamkeit, weil ich oft gesehen habe, daß die geschicktesten und gelehrtesten Männer eben so leicht sich selbst täuschen als Andere irre führen. In der That, die Menschen würden zu beklagen seyn, wenn sie, um in ihrem Urtheile und in ihrem Betragen nicht zu irren, große Gelehrsamkeit und große Talente, die nur das Loos Weniger sind, nicht entbehren könnten. Aber die Vorsehung hat zu unserm Glücke besser für uns gesorgt; sie hat uns an dem simplen, gemeinen Men-

schenverstand eine Regel gegeben, bei der wir in unserm Betragen sicher seyn können, uns nie zu verirren. Ich gestehe, Mylords, bei dem Entwurfe meines Vorschlages hatte ich keine andere Regel vor Augen, und ehe ich die Meinung des edeln Lords hörte, der zuletzt gesprochen, fiel es mir nicht ein, daß es irgend wie möglich wäre, daß selbst das größte menschliche Genie, der feinste Verstand, der schärfste Witz meine Meinung so seltsam mißdeuten, ihr einen so ganz andern Sinn unterlegen könnte, als den ich darin ausdrücken wollte, und den auch die eigentlichen Worte meines Vorschlages selbst klar und deutlich an Tag legen. Wenn sich in meinem Vorschlage der geringste Grund zu der Censur findet, die der edle Lord über mich hat ergehen lassen; wenn ich darin nur etwas der Art, wie mir der edle Lord vorwirft, entweder ausdrücklich gesagt, oder auch nur auf die entfernteste Weise angedeutet habe: so weiset meinen Vorschlag auf immer ab; weiset ihn mit Verachtung ab. Mylords, ich muß das Haus um Nachsicht bitten. Meine Gesundheit erlaubt mir nicht, dem gelehrten Lord in seinem Raisonnement Schritt vor Schritt zu folgen; ich masse mir auch nicht an, dazu die erforderliche Geschicklichkeit zu besitzen. Niemand ist besser mit seiner Gelehrsamkeit und seinen Talenten bekannt, als ich; Niemand schätzt sie höher. Ich habe das Vergnügen gehabt, mit ihm im andern Hause zu sitzen, und immer hörte ich ihn mit großer Aufmerksamkeit. Ich habe nie ein Wort von dem verloren, was er sagte; auch dießmal nicht. Ueber die gegenwärtige Frage stelle ich mich ihr ohne Furcht entgegen. Wahrheiten, die durch sich selbst einleuchten, bedürfen keiner Beweise; es bedarf keiner großen Talente, sie darzuthun; aber auch die größten Talente vermögen nicht, sie umzustossen. Wenn in meinem Vorschlage ein einziges Wort ist, den Sinn zu rechtfertigen, den der edle Lord hineingedeutet hat: so gebe ich gleich den ganzen Vorschlag auf; er verantworte sich selbst; ich bitte, Mylords, ihn vorlesen zu lassen. (Der Vorschlag wird vorgelesen.) In welchem Punkte berührt der Vorschlag die Privilegien des Hauses der Gemeinen? wo bezweifelt er die Gerichtsbarkeit desselben? wo eignet er diesem Hause die Befugniß zu, einen Ausspruch der Gemeinen zu reformiren? Ich bin gewiß, jeder Lord, der mich hörte, wird mir bezeugeu, daß ich kein Wort zum Lobe oder Tadel der Middleserer Wahl gesagt habe; in meinem Vorschlage habe ich über die Wahl selbst so wenig meine eigene Meinung gesagt, daß ich in meinem mündlichen Vortrage nichts davon habe einfließen lassen. Ich habe weder gesagt, daß das Haus der Gemeinen Recht, noch daß es Unrecht gethan habe; sondern, da es Sr. Majestät gefallen hatte, uns Eintracht unter uns selbst zu

empfehlen; so hielt ich es für die Pflicht dieses Hauses, als des uralten großen Rathes der Krone, Sr. Majestät den zerrütteten Zustand des Landes und zugleich die Vorgänge vorzustellen, welche die Eintracht unter seinen Unterthanen zerstört haben. Diese Vorgänge aber, Mylords, führte ich bloß als Thatsache an, ohne den geringsten Zusatz von Censur oder Meinung darüber. Thatsachen sind es, Mylords; ich bin nicht allein von ihrer Wahrheit überzeugt; ich bin auch gewiß, daß ihre Wahrheit nicht kann bestritten werden. Wer z. B. kann leugnen, daß in vielen Theilen Sr. Majestät Landen Unzufriedenheit herrsche, daß die Unzufriedenheit durch das Verfahren des Unterhauses, durch seine Unfähigkeits-Erklärung des Herrn Wilkes im Parlament zu sitzen, verursacht sey? Unmöglich kann Jemand so notorische Thatsachen leugnen. Oder will Jemand leugnen, daß durch dieses Verfahren ein einziger Zweig der Gesetzgebung durch einen einseitigen Beschluß einem Unterthan sein Recht, das er mit allen Unterthanen gemein hat, verweigert habe? Ist es nicht unwidersprechlich wahr, Mylords, daß Herr Wilkes das nämliche Recht hatte wie jeder andere Unterthan, und daß er es bloß durch den Beschluß des Unterhauses verloren hat? Mylords, ich habe mich gewiß gehütet, das Verfahren des Unterhauses nicht falsch vorzustellen. Ich habe seine Protokolle nachgesehen und daraus die eigentlichen Worte seines Beschlusses selbst genommen. Sagt er uns nicht mit ebendenselben Worten, daß Herr Wilkes, da er ausgestossen worden, dadurch unfähig gemacht sey, wieder in diesem Parlamente zu sitzen? Ist es nicht bloß dieser ihr Beschluß, der ihm das Recht verweigert, das er mit jedem Andern gemein hat? Mein Vorschlag sagt ferner, die Grafschaft Middlesex sey dadurch ihres freien Wahlrechts beraubt worden. Ist dieß eine unwahre Thatsache, Mylords? Oder habe ich sie in einem falschen Lichte vorgestellt? Wird Jemand behaupten wollen, Obrist Luttrel sey von den Wählern in Middlesex frei gewählt? Wir Alle wissen das Gegentheil. Wir Alle wissen, daß Herr Wilkes — ich will ihn weder loben noch tadeln — der Günstling dieser Grafschaft und durch eine sehr große zugestandene Majorität zum Repräsentanten erwählt war. Wenn der edle Lord die Art und Weise, wie ich diese Thatsache in meinem Vorschlage anführe, mißbilligt, so werde ich mich glücklich schätzen, wenn er mich belehren will, was ich darin ändern soll. An den Worten ist mir nicht so viel gelegen, wenn nur die Thatsachen gesagt werden; und es sind Thatsachen, Mylords, die nie ihre Wichtigkeit verlieren können, man mag sie in Worte kleiden, wie man will.

Nun, Mylords, da ich genöthigt worden bin, meinen Vorschlag

zu erklären, der so deutlich war, daß das scharfsinnigste Genie erfordert würde, etwas Dunkles darin zu finden; da ich, wie ich hoffe, mich selbst und meinen Vorschlag gegen die strengen Erinnerungen des edlen Lords vertheidigt habe, so muß ich Sie jetzt noch um etwas längere Geduld ersuchen. Die Constitution dieses Landes ist offenbar und in der That verletzt; und mit Erstaunen und Schaudern habe ich gehört, daß man diese Verletzung aus Grundsätzen hat rechtfertigen wollen. Was ist denn diese geheimnißvolle Macht, die in keinem Gesetze bestimmt ist? die kein Unterhan kennt? der wir uns gleichwohl nicht ohne Zittern nähern? von der wir nicht ohne Ehrfurcht sprechen dürfen? die kein Mensch bezweifeln darf? der Jedermann sich unterwerfen muß? Mylords, ich glaubte, die sklavische Lehre von leidendem Gehorsam sey längst zum Gespött geworden; und seitdem unsere Könige verpflichtet seyen, selbst zu bekennen, daß ihr Recht zur Krone und ihre Regierungsbefugnisse auf keinem andern Grunde beruhten, als auf dem bekannten Landesgesetze, hätte ich nie erwartet zu hören, daß man irgend einem andern Zweige der Gesetzgebung ein göttliches Recht oder eine göttliche Unfehlbarkeit beilegen würde. Mylords, ich bitte, mich recht zu verstehen; Niemand achtet das Haus der Gemeinen höher, als ich; für die Aufrechthaltung seiner Rechte und gesetzmäßigen Gewalt würde Niemand eifriger streiten, als ich. Innerhalb der Grenzen, welche die Constitution vorschreibt, ist diese Auctorität zum Wohle des Volkes nöthig; aber jenseits dieser Grenzen ist jede Gewaltausübung Willkühr, ist ungesetzmäßig; bedroht das Volk mit Tyrannei und den Staat mit Untergang. Die menschliche Einbildungskraft kann sich nichts Verhaßteres, nichts Verabscheuungswürdigeres denken, als bloße Macht ohne Recht; sie ist nicht bloß für diejenigen verderblich, die ihr unterworfen sind, sondern geht selbst auf ihre eigene Zerstörung aus. Mylords, ich erkenne die rechtmäßige Gewalt an; ich achte die Constitution des Hauses der Gemeinen. Aber gerade um dieses Hauses selbst willen möchte ich gerne verhüten, daß es sich einer Gewalt anmasse, die ihm die Constitution versagt hat, damit es nicht, indem es nach einer Autorität haschet, die ihm nicht zukommt, derjenigen verlustig werde, die ihm gesetzmäßig gebührt. Mylords, ich behaupte, das Unterhaus hat seine Constituenten verrathen und die Constitution verletzt. Unter dem Vorwande, einen Ausspruch nach dem Gesetze zu thun, haben sie erst selbst ein Gesetz gemacht und den Gesetzgeber und Richter in Einer Person vereinigen wollen. Ich will suchen, mich genau an die Lehre des edlen Lords zu halten; es ist unmöglich, sie zu mißverstehen; ich will, so viel mein Gedächtniß vermag, seine eigenen Worte beibehalten.

Das Haus, sagt man uns, habe eine höchste Gerichtsbarkeit, von der keine Appellation Statt finde, und so oft es diese Jurisdiction ausübe, müsse sein Ausspruch angenommen und befolgt werden, als Landesgesetz. Mylords, ich bin ein schlichter, simpler Mann und bin in einer religiösen Verehrung gegen unsere ursprünglichen, simplen englischen Gesetze erzogen — durch was für Sophisterei sie verdreht, durch was für Künste sie in Dunkelheit sind gehüllt worden, ist nicht meine Sache zu erklären; die Grundsätze aber der englischen Gesetze sind klar genug; sie sind in der Vernunft gegründet und ein Meisterstück des englischen Verstandes; aber es ist der Text, den ich zu Rathe ziehe, wenn mir eine Frage vorkommt, nicht die Commentare heutiger Rechtslehrer. Der edle Lord versicherte uns, er kenne keinen Coder, der dem Parlament Vorschriften über sein Verfahren gebe; das Haus der Gemeinen habe, wenn es als Richter verfahre, kein anderes Gesetz, als seine eigene Weisheit; seine Entscheidungen wären Gesetz; und wenn es ungerecht entscheide, sey dem Unterthan nichts weiter übrig, als an den Himmel zu appelliren. Wenn das ist, Mylords, was helfen dann alle die edlen Aeußerungen unserer Vorfahren? alle ihre herrlichen Kämpfe, durch die sie glaubten, für sich selbst und für ihre Nachkommen ein bekanntes und festes Gesetz zu erhalten? eine gewisse, eine bestimmte Regel, um sich darnach zu richten? was half es Alles, wenn es dahin gekommen ist, daß wir uns, statt der willkührlichen Macht eines Königs der willkührlichen Macht eines Hauses der Gemeinen unterwerfen müssen? Wenn dieses wahr seyn sollte, was haben wir dann bei dem Tausche gewonnen? Tyrannei, Mylords, ist abscheulich in jeder Gestalt; aber nirgends so furchtbar, als wo eine Schaar von Tyrannen sich Tyrannengewalt beilegt und ausübt.

Aber, Mylords, die Sache verhält sich anders; die Constitution lehrt das nicht; gibt dem Unterhause diese Gewalt nicht. Wir haben ein Gesetz für das Parlament; einen Coder, in welchem jeder rechtschaffene Mann auch Gesetze für das Parlament finden wird. Wir haben die Magna charta, wir haben das Statutenbuch und die Bill of Rights.

Sollten Fälle sich ereignen, über welche diese großen Autoritäten nichts bestimmen, so ist uns die simple englische Vernunft übrig, die der Quell unserer ganzen englischen Rechtswissenschaft ist. Diese Vernunft sagt uns, daß jeder Gerichtshof und jeder politische Körper mit denjenigen Gewalten und Befugnissen bekleidet seyn muß, die ihm nöthig sind, um den Zweck zu erfüllen, für den er errichtet worden. Sie sagt uns aber auch, daß kein Gerichtshof eine Gewalt haben kann,

die mit den anerkannten Landesgesetzen unverträglich oder gar über sie erhoben wäre; sie sagt uns, daß das Volk, wenn es seine Repräsentanten wählt, nie den Willen haben kann, ihnen die Macht zu geben, seine eigenen Rechte zu verletzen, um die Freiheiten derjenigen, von welchen sie zu Repräsentanten erwählt worden, unter die Füsse zu treten. Welche Sicherheit würde dem Volke für seine Rechte übrig bleiben, wenn es gestattete, daß ein Gerichtshof vorkommende Fragen nicht nach anerkannten Gesetzen, sondern nach seiner Willkühr, oder, wie der edle Lord es zu nennen beliebte, nach seiner Weisheit entschiede? Entscheidungen der Gerichtshöfe in Fällen, wo das Gesetz nicht klar spricht, sind nicht selbst Gesetze, sondern nur Erklärungen des Gesetzes und können als solche nur Autorität bekommen, wenn sie auf Vernunftgründen beruhen; wenn sie keinem ausdrücklichen Gesetze widersprechen; wenn das Volk keine Einwendungen dagegen erhebt; wenn die gesetzgebende Gewalt sie stillschweigend genehmigt; wenn sie in mehrern Fällen, wo die Gerichte ohne fremden Einfluß unparteiisch sprechen, ebenso gegeben und dadurch zur Observanz wurden; und wenn sie endlich, was meines Erachtens das Wichtigste ist, dem Geist der Constitution nicht widersprechen. Mylords, dieß ist kein leeres Wort von unbestimmter Bedeutung; wir Alle wissen, daß ihr erster Grundsatz ist, daß der Unterthan nicht der Willkühr eines Mannes oder irgend einer Zahl von Männern, wenn es nicht der gesammte Gesetzgebende Körper ist, sondern nur bestimmten Gesetzen, zu denen er virtualiter (d. h. durch seine Vertreter) seine Einwilligung gegeben, und die seiner eigenen Prüfung offen liegen, unterworfen seyn soll. Nun, Mylords, behaupte ich und bin bereit darzuthun, daß die Entscheidung des Unterhauses über die Middleserer Wahl keine einzige dieser Bedingungen erfüllt, die ich für wesentlich nöthig halte, wenn es eine rechtmäßige Entscheidung seyn soll. Sie ist nicht auf Vernunft gegründet; sie beruht auf dem sich selbst widersprechenden Satze, daß der Repräsentant Befugnisse habe, die nur sein Constituent haben kann. Man vermag keinen einzigen Fall anzuführen, wodurch sie Observanz geworden wäre. Die Entscheidung ist ferner der Magna charta und der Bill of Rights zuwider, in denen festgesetzt ist, daß kein Unterthan seine Bürgerrechte anders verlieren soll, als durch einen gerichtlichen Urtheilsspruch nach den Landesgesetzen; ferner daß die Wahlen zu Parlamentsmitgliedern frei seyn sollten. Endlich daß diese Entscheidung die Beistimmung des Volkes haben sollte, daran fehlt so viel, daß vielmehr das Volk seine Mißbilligung durch die stärksten Maaßregeln und durch die nachdrücklichsten Worte erklärt hat. Wie nun die Ge-

setzgebung die Entscheidung ansehen werde, wird von dem Beschlusse, den Ew. Herrlichkeiten darüber fassen werden, abhängen. Daß sie aber den Geist der Constitution verletzt, wird, denk' ich, Niemand bezweifeln, der die Debatten dieses Tages mit angehört hat, und dem die Freiheit seines Vaterlandes am Herzen liegt. Gleichwohl, wenn wir dem edlen Lord glauben müssen, gibt es kein Mittel wider dieses große Unrecht, wider diese offenbare Verletzung der ersten Grundsätze der Constitution. Keine Genugthuung läßt sich möglicher Weise erhalten, wenn wir nicht gleich an den Himmel appelliren. Mylords, ich habe bessere Hoffnungen von der Costitution und mehr Vertrauen zu der Weisheit und constitutionellen Autorität dieses Hauses. Euern Vorfahren, Mylords, den Baronen Englands haben wir unsere Gesetze und unsere Constitution zu danken. Ihre Tugenden waren roh und uncultivirt, aber groß und echt. Ihr Verstand war so wenig verfeinert, als ihre Sitten; aber sie hatten Herzen, Recht von Unrecht zu unterscheiden; sie hatten Sinn für die Wahrheit, Sinn für die Rechte der Menschheit und Muth und Festigkeit, sie zu behaupten. Diese eiserne Barone (so kann ich sie nennen in Vergleichung mit den seidenen Baronen neuerer Zeiten) waren die Beschützer des Volkes. Aber sie wurden durch keine Frage von der Wichtigkeit, wie die gegenwärtige, aufgefordert, ihren rechten Sinn für Recht und Wahrheit zu beweisen. Ein Bruch ist in die Constitution gemacht; die Verschanzungen sind niedergeworfen; die Wälle sind erschüttert; beim ersten Sturm, der auf die Constitution gewagt wird, wird sie fallen. Was bleibt uns also übrig, als uns in der Oeffnung voranzustellen, sie auszufüllen oder in ihr umzukommen?

Man hat sich viele Mühe gegeben, uns mit den fürchterlichen Folgen zu schrecken, die ein Streit zwischen beiden Häusern veranlassen könnte. Das Haus der Gemeinen, sagt man, würde sich für beleidigt halten, daß wir uns anmassen wollten, von seinem Verfahren Kenntniß zu nehmen; würde beleidigt seyn, daß wir uns unterstanden, der Krone darüber Rath zu geben; würde uns unser Bestreben, den Staat zu retten, nie verzeihen. — Mylords, ich sehe wohl, daß wir uns in einer wichtigen, schweren und großen Krise befinden; in einem Augenblicke, wie dieser, werden wir aufgefordert, unsere Pflicht zu thun, ohne Jemand zu fürchten, er sey, wer er wolle. Müssen wir aber Besorgnissen Gehör geben, so laßt uns wohl erwägen, ob das Korps der Repräsentanten oder das gesammte Volk mehr auf uns vermögen soll. Mylords, fünfhundert Gentlemans sind nicht zehn Millionen, und müssen wir einen Kampf bestehen, so laßt uns suchen,

das englische Volk auf unserer Seite zu haben. Bleibt diese Streitfrage unerörtert, so sind die englischen Bürger schlechter daran, als die polnischen Bauern. Wenn sie selbst ihre eigene Sache verloren geben, so verdienen sie Sklaven zu seyn! Mylords, so urtheilt mein kalter Verstand, aber so urtheilt auch mein Herz; meine Ausdrücke zeugen von dem, was ich fühle; es ist mein Herz, das spricht. Ich weiß, Mylords, ich spreche mit Wärme; aber all diese Wärme soll weder die Ueberzeugung bei mir hindern noch mich aus der Fassung bringen. Das Reich steht in Flammen. Als Mittlern zwischen dem Könige und dem Volke, ist es uns Pflicht, dem Könige die wahre Lage der Dinge und die Stimmung seiner Unterthanen vorzustellen. Keine Rücksicht, es sey auf was es wolle, darf uns abhalten, diese Pflicht zu erfüllen. Wenn dann Se. Majestät unsern Rath verlangt, wird es unsere Schuldigkeit seyn, die Ursachen der gegenwärtigen Unzufriedenheit genauer zu untersuchen. Wenn es dann zu dieser Untersuchung kommt, so mache ich mich anheischig, dem Hause zu beweisen, daß, so lange das Haus der Gemeinen existirt, kein einziges Beispiel von einem solchen Verfahren, wie das neuliche, zu finden ist. Mein edler und gelehrter Freund (Lord Camden, damals Lordkanzler) hat sich ebenfalls dem Hause verpflichtet, Beweise für diese Behauptung zu führen.

Mylords, man hat nicht wohl daran gethan, den Charakter und die Umstände des Herrn Wilkes in diese Frage zu mischen. Das hätte weder hier noch da, wo man über ihn entschied, geschehen sollen. Ich meine im Unterhause. Eine Partei macht ihn zu einem Partrioten von der ersten Größe, die andere zum niedrigsten Meutemacher. Was mich betrifft, so sehe ich in ihm bloß einen in allen andern Hinsichten mir gleichgiltigen englischen Unterthan, der gewisse Befugnisse hat, die ihm die Gesetze geben, und die die Gesetze allein ihm nehmen können. Weder seine Privatlaster noch seine etwaigen Verdienste kommen bei mir in Betrachtung. Wäre er der schlechteste aller Menschen, ich streite für seine Sache; es ist die Sache Aller, die Sache auch der Besten. Gott verhüte, Mylords, daß jemals in diesem Lande eine Gewalt entstehe, die die Bürgerrechte eines Unterthanen nach seinem moralischen Charakter oder nach irgend einer andern Regel, als nach den Gesetzen des Landes abmessen dürfe. Ich glaube, Mylords, daß Niemand mich in Verdacht persönlicher Parteilichkeit für diesen unglücklichen Mann haben wird; ich bin in den fliegenden Blättern und Pamphlets wenig bewandert; aber nach Allem, was ich höre, und nach dem Wenigen, was ich selbst gelesen, habe ich auch meinen Antheil an den Complimenten bekommen, die dieser Mann

und seine Genossen ausgetheilt haben. Ich muß bei dieser Gelegenheit etwas von den Insinuationen des edlen Herzogs (Ankaster, der zuerst gesprochen hatte) erwähnen. Man sprach von ehrgeizigen Beweggründen. Ich glaube im Kabinete einmal so in Gunst gewesen zu seyn, daß etwas ungeheuer Unvernünftiges in meinen Wünschen müßte gelegen haben, wenn ich nicht die Erfüllung eines jeden hätte erhalten sollen; und nun, nachdem ich diese Gelegenheit unbenützt gelassen, will man mich verdächtig machen, als ob ich am Abende meines Lebens ängstlich nach Reichthum und Macht jagte, von denen ich unmöglich jetzt noch einen Genuß haben kann. Mag es seyn, eine Art von Ehrgeiz, will ich gestehen, mag ich nicht aufgeben, außer mit meinem Leben: den Ehrgeiz, meinen Nachkommen die Rechte und die Freiheit zu hinterlassen, die ich von meinen Vorfahren empfangen habe. Es ist nicht die Sache eines einzelnen, es ist die Sache eines jeden englischen Bürgers, die ich vertheidige. Auf welche Weise dieses Haus constitutionsmäßig die nämliche Sache vertheidigen will, und auf was für eine Art das geschehene Unrecht wieder gut gemacht werden kann, ist kein Gegenstand unserer jetzigen Ueberlegung. Wird mein Vorschlag genehmigt, so wird er uns zu weitern Berathungen darüber führen. Vielleicht ergibt sich dann, daß eine Parlamentsakte, solche Fälle betreffend, nöthig ist; vielleicht ergibt sich, daß wir eine Conferenz mit dem andern Hause verlangen müssen, und dieß letztere, sagt ein edler Lord, sey der einzige herkömmliche Weg. Ein anderer versichert, das Unterhaus werde sich nie dazu verstehen oder die Conferenz in Unwillen abbrechen. Ich überlasse beiden Lords, darüber einig zu werden, und bemerke nur, daß wir, bevor wir untersuchen, nicht alle Umstände wissen, folglich zu einer Conferenz nicht vorbereitet sind.

Es ist möglich, daß eine Untersuchung uns darauf leite, Se. Majestät die Auflösung des gegenwärtigen Parlaments anzurathen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir das Recht nicht haben sollten, dieß zu rathen, wenn wir es für nöthig halten. Se. Majestät werden dann beschließen, ob Sie lieber den vereinigten Bitten des englischen Volks Gehör geben oder das Haus der Gemeinen bei der Ausübung einer einseitigen Gesetzgebung unterstützen wollen, vermöge welcher jenes Haus einst das Oberhaus und die königliche Würde zugleich abschaffte. *) Gerne spreche ich das gegenwärtige Haus der Gemeinen von so abscheulichen Absichten frei. Aber seine jetzigen Mitglieder können nicht vorhersehen, wie weit ihre Nachfolger sich können hinreißen lassen. Ich

*) Unter Karl I.

meinerseits möchte mich nicht gerne bloß auf ihre eigene Mäßigung verlassen. Unbeschränkte Gewalt verdirbt gar zu leicht die Gemüther derjenigen, die sie besitzen. Dieß weiß ich, Mylords, wo das Gesetz ein Ende hat, da nimmt die Tyrannei ihren Anfang." *)

6. George Canning's
Rede, gehalten im Unterhause zu London am 12. Dez. 1827.

In Portugal war durch den Tod Johannes VI. (10. März 1826) eine wichtige Veränderung vorgegangen Sein Sohn Pedro, Kaiser von Brasilien, konnte nach der brasilianischen Constitution nicht zugleich König von Portugal seyn und trat daher dieses Königreich an seine Tochter Donna Maria da Gloria mit der Bestimmung ab, daß sie als volljährig ihren Oheim Don Miguel heirathen sollte. Zugleich hatte er Portugal eine in der That freisinnige Constitution gegeben. Miguel beschwor dieselbe, ließ sich jedoch von einer durch seine Mutter, die Schwester des Königs von Spanien, geworbene Partei zum absoluten König ausrufen. Das spanische Kabinet unterstützte ihn offen, mehrere europäische insgeheim. Da trat Canning mit seinem hochherzigen, die Freiheit schützenden Entwurfe hervor, sandte nach Portugal, das bisher stets ein Schutzstaat Englands gewesen war, ein Heer von 15000 Mann und hielt im Unterhause folgende Rede:

„Ich kann das Haus versichern, daß nicht leicht Jemand mehr, als die Minister Sr. Majestät und insbesondere derjenige, der sich in diesem Augenblicke an das Haus wendet, von der tief eingreifenden Wichtigkeit des Friedens für dieses Land und für Europa überzeugt seyn kann. Ich erkläre, daß diese Empfindung mein Inneres so sehr durchdringt, daß keine Rücksicht auf künftige Vortheile, keine Aussicht auf eine entfernte Gefahr mich veranlassen könnten, die Kammern zu bitten, sich in einen Krieg einzulassen; aber ich fühle hier das, was auch die besten Staatsmänner dieses Landes gefühlt haben. Ich fühle nämlich, daß es zwei verschiedene Lagen gibt, in welchen man nicht anders handeln kann, als wir gegenwärtig verfahren; diese sind, wenn die Nationalehre und das öffentlich gegebene Wort compromittirt sind. Die jetzt der Kammer vorliegende Frage berührt das eine und das andere dieser Interessen, sonst würde ich nicht mit so großem Vertrauen die Antwort der Kammer auf die Botschaft der Regierung erwarten. Zur klaren Verständigung des Gesichtspunktes, unter welchem das Parlament die Angelegenheit, die den Inhalt der Botschaft ausmacht,

*) Lord Chatams Vorschlag erhielt nicht die Majorität. In der Folge wurde noch viel über diese Angelegenheit gestritten. Als im J. 1774 der König das Parlament auflöste und ein neues berief, wurde Wilkes von der Grafschaft Middlesex abermals gewählt, und jetzt wurde ihm sein Sitz im Unterhaus nicht mehr verweigert.

zu betrachten hat, werde ich kurz dasjenige auseinander setzen, was eben so sehr eine Frage des Rechts als eine Frage des Thatbestandes ist.

Das Parlament oder die Regierung kann unmöglich, nach umfassender Erwägung, diese Frage von einer Seite betrachten, die nicht das Völkerrecht beträfe. Unter allen Bündnissen, welche dieses Land zu verschiedenen Zeiten mit fremden Nationen geschlossen hat, ist keines so alt, war keines von so fester Dauer, enthält keines so bestimmte Verpflichtungen, hängt keines so sehr mit den glänzenden Epochen unserer Geschichte zusammen, als das Bündniß zwischen Großbritannien und Portugal. Wenn wir auf die Vergangenheit zurückblicken, so finden wir, daß dieses Bündniß allen Conflict der Ereignisse überlebt hat, und so alt als der Zeitpunkt ist, wo das Haus Braganza den Thron bestieg, und Portugal selbst ein unabhängiges Land wurde. Seit jener Zeit bis zum gegenwärtigen Augenblicke wurde das Bündniß mitten unter den schwierigsten Umständen festgehalten. Zu einer Zeit, wo die Treue anderer Nationen erschüttert wurde, wo selbst mehrere, trotz der bestehenden Verträge, England den Krieg erklärten, blieb Portugal standhaft und theilte mit uns den Ruhm unserer Erfolge.

Dieses Bündniß ist uns zuweilen lästig gewesen, und es entstand daraus öfter das Ansinnen, England möge sich desselben entledigen, weil es, statt uns nützlich zu seyn, vielmehr unsere Interessen beeinträchtige. Aber ein Gefühl von National-Sympathie und andere Rücksichten von geringerer Wichtigkeit stellten sich immer entgegen, daß England seine eigenen Interessen der Ehre und dem Ruhme vorziehen sollte, einem alten und treuen Verbündeten eine unerschütterliche Freundschaft zu bewahren. Zwischen unserm Lande und Portugal wurden zu verschiedenen Zeiten Verträge und Allianzen geschlossen. Der letzte Vertrag wurde damals geschlossen, als die europäischen Souveraine zu Wien versammelt waren, und der Staatsvertrag des neuern Europa's gebildet wurde, der gegenwärtig das öffentliche Staatsrecht begründet. Durch diesen Vertrag hat England seine frühern Verpflichtungen erneuert und sich verbunden, Portugal beizustehen, seine Rechte, Privilegien und seine Unabhängigkeit zu vertheidigen. Die Freiheit unsers Verbündeten ist angegriffen; die Kammer mag urtheilen, ob wir in Folge der Bedingungen des Wiener Vertrages nicht gebieterisch verflichtet sind, ihm zu Hilfe zu kommen. Ehe ich mich indessen in nähere Angaben über diesen Punkt einlasse, will ich der Kammer den dritten Artikel des am 22. Januar 1815 zu Wien unterzeichneten Vertrages vorlesen: „Der am 19. Februar 1810 zu Rio Janeiro geschlossene Vertrag war nur provisorisch und der Lage Spaniens entsprechend; dieser Vertrag

wird hiemit ganz aufgehoben, ohne indessen dem Allianz- und Freundschaftstractat, der so lange und glücklich zwischen den beiden contrahirenden Theilen bestanden hat und noch besteht, Eintrag zu thun." Zur genauern Verständigung über die Wirkungen dieses Tractats wird mir die Kammer erlauben, einige Erläuterungen beizufügen. Im J. 1807, zur Zeit wo Bonaparte erklärte, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren, wurde der König von Portugal auf den Rath dieses Landes veranlaßt, nach Brasilien auszuwandern. Damals wurde eine geheime Convention zwischen diesem Lande und Portugal geschlossen, durch welche Großbritannien erklärte, daß im Falle der Hof nach Brasilien auswandere, Großbritannien nie in Portugal eine andere Dynastie, als die des Hauses Braganza, anerkennen würde. Diese Auswanderung nach Brasilien und die in Folge derselben ergriffenen Maaßregeln, wurden in der einzigen Absicht vollzogen, das Haus Braganza der Macht Frankreichs zu entziehen. Die im J. 1808 stipulirte geheime Convention wurde dem Vertrage von 1810 einverleibt, zu einer Zeit, wo sie durch die natürlichen Verhältnisse aufhörte, geheim zu seyn, und wurde auf diese Art ein Artikel des Völkerrechts. Seit diesem Augenblicke bis zum Wiener Congreß fanden wir uns verpflichtet, keinen andern Souverain von Portugal, als ein Mitglied des Hauses Braganza, anzuerkennen. Damals wurde aber diese Verpflichtung von Großbritannien in der Absicht übernommen, daß der Aufenthalt der königlichen Familie von Portugal in Brasilien ein gezwungener sey. Als aber später durch den glücklichen Ausgang des Kriegs die königliche Familie wieder die Wahl erhielt, in das Königreich ihrer Väter zurückzukehren, so fühlte Großbritannien, daß seine weitern Verpflichtungen nicht länger dauern dürften: das heißt, wir waren der Ansicht, es sey zweckmäßig, dem Könige und seiner Familie nur so lange, als die gezwungene Entfernung des Königs von seinem portugiesischen Gebiete dauern würde, ihre Rechte auf den Besitz des Thrones zu verbürgen.

Von dem Augenblicke an, wo Se. Majestät wieder in den Besitz Ihrer Krone eintrat, hörte der Beweggrund der Verpflichtung auf, und der Vertrag ging zu Ende. An die Stelle dieses Vertrags trat eine Convention, von der ich die Kammer in Kenntniß gesetzt habe, und welche den Vertrag von 1810 ersetzt, welcher, ohne der nach den ältern Tractaten schon seit so langer Zeit mit so vielem Glücke zwischen beiden Kronen bestehenden Allianz und Freundschaft Eintrag zu thun, aufgehoben wurde. Dadurch ward zwischen beiden contrahirenden Parteien eine solche Eintracht erneuert, daß diese hinreichend gewesen wäre, wenn selbst die vorerwähnten Tractate nie Statt gefunden hätten, oder auch

durch irgend ein zerstörendes Naturereigniß in Vergessenheit gerathen wären. Wenn auch keine Spur dieser Verpflichtungen, die doch so förmlich in den in Frage stehenden Tractaten ausgedrückt sind, zu finden wäre, so ließe sich doch unmöglich behaupten, daß Großbritannien keinen Beruf habe, Portugal zu vertheidigen. Dem ist aber nicht so: alle alten Verträge stehen aufrecht; die ganze Nation kennt sie; man kann leicht Einsicht davon nehmen; wir Alle wissen sie genau, Spanien und alle Nationen der civilisirten Welt sind damit bekannt. Sie sind so zahlreich, ihr Inhalt ist so klar, daß man nur daran erinnern darf. (Der Redner führt nun die hieher gehörenden Artikel aus den Verträgen von 1661 und 1703 an und fährt dann fort) Waren Einwürfe gegen diese Verträge zu machen, so war der Augenblick dazu der Wiener Congreß, als die europäischen Mächte die alten Verträge zwischen England und Portugal als bestehend anerkannten. Ich stütze aber meine Gründe nicht auf irgend einen Artikel eines Tractats, sondern ich stütze sie auf den Wiener Vertrag. Ich fasse demnach die Sache sowohl von Seite der moralischen als von Seite der politischen Verpflichtung auf und nehme keinen Anstand zu behaupten, — denn ich habe das Recht dazu, — daß wir, als Portugal, den heranziehenden Sturm voraussehend, die Hilfe der englischen Regierung nachsuchte, ohne Zaudern unsere Verpflichtung dazu erkannt haben, sobald der im Vertrage vorausgesehene Fall eintreten sollte. Wenn also auch einiger Verzug mit der Antwort selbst eingetreten ist, so konnte derselbe nicht aus irgend einem Zweifel über die Nothwendigkeit, in der wir uns befanden, Portugal zu Hilfe zu kommen, sondern nur aus der Unkenntniß des Thatbestandes entspringen, ob nämlich der geeignete Fall eingetreten sey oder nicht.

In diesem Theile meines Berichtes glaube ich beiläufig einen Einwurf beantwortet zu haben, der in Betreff einer von Seite der Regierung Sr. Majestät stattgefundenen außerordentlichen Zögerung gemacht worden ist. Die Sache verhält sich so: Ich erhielt erst am 3. Dez. von dem portugiesischen Botschafter das unmittelbare Ansuchen um Hilfe von Seite seiner Regierung. Die darauf ertheilte Antwort lautete: daß, obschon uns über Frankreich und andere Theile des Festlandes Gerüchte von Vorfällen in Portugal kund geworden, doch genauere Belehrungen, jene bestimmte Einsicht der Thatsachen fehlten, die zu einer Mittheilung an das Parlament so nothwendig sind. Diese urkundliche Belehrung ist erst am verflossenen Freitag angekommen. Am Sonnabend faßte die Regierung ihren Entschluß. Am Sonntag erhielt diese Entscheidung die Sanction Sr. Majestät. Am Montag

wurde sie durch eine Botschaft dem Parlamente mitgetheilt, und zur Stunde, wo ich die Ehre habe, vor dieser Kammer zu sprechen, sind die Truppen bereits auf dem Marsche nach dem portugiesischen Gebiete, (großer Beifall). Ich glaube demnach, daß man der Regierung keinen tadelnswerthen Aufschub vorwerfen kann. Andererseits aber, als diese so klare und so verpflichtungsvolle Reclamation, die wegen ihrer möglichen Folgen so höchst wichtig ist, außer allen Zweifel gesetzt zu uns gelangte, war es Pflicht der Regierung Sr. Majestät, nichts auf blosses Hörensagen zu gewähren; während man die volle Kraft der Verpflichtung des Beistandes zugestand, mußte man zugleich warten, bis der Augenblick zum Handeln gekommen war. Erlauben Sie mir noch die Bemerkung, daß wir in diesem Lande gegen viele Nachtheile in Beziehung auf die gegenwärtigen Vorfälle im äußersten Königreich Portugal zu kämpfen haben. Wir erhalten unsere Nachrichten über Madrid, wo die Ereignisse entstellt werden, um irgend einen politischen Zweck zu begünstigen, oder wir sind darin auf die französische Presse angewiesen, und jeder Gentlemann, der ihre Berichte kennt, muß wissen, wie sie in der Absicht, die gesammte Wahrheit zu verbergen, die Thatsachen entstellt. Obgleich nun ihre Berichte einige Wahrheit zum Grunde haben können, so würde doch kein vernünftiger Mann wagen, den Angaben der französischen Journale geradezu Glauben beizumessen. Wir befanden uns daher in der Nothwendigkeit, urkundliche Berichte abzuwarten, um im Stande zu seyn, vor dem Parlamente mit Vertrauen erweckenden Dokumenten zu erscheinen. Als die Portugiesen in frühern Zeiten den Beistand dieses Landes verlangten, fand sich die regelmäßige und constitutionelle Macht der Monarchie in dem Herzen des Souveraines niedergelegt; der Ausdruck seines Willens war eine hinreichende Bürgschaft; seitdem aber die Constitution modificirt worden ist, war es Pflicht des englischen Ministeriums, sich zu unterrichten, ob das Verlangen nach Hilfe von den gesetzlichen und competenten Behörden käme. Ehe ich dulden konnte, daß ein einziger englischer Soldat den Fuß auf das portugiesische Gebiet setze, mußte ich mich überzeugen, daß das von der vollziehenden Macht gestellte Begehren von den constitutionellen Behörden sanctionirt worden sey. Erst diesen Morgen habe ich die Mittheilung der Sanction der portugiesischen Kammern erhalten. Hätten die Minister früher Maaßregeln getroffen, so würden sie voreilig gehandelt haben; sie haben alle Geneigtheit, Portugal beizustehen, an den Tag gelegt, aber sie haben die gebührende Vorsicht dabei beobachtet, um dieses Land nicht dadurch zu compromittiren, daß sie es in unnütze Maaßregeln verwickelt oder seine Truppen einem

schlechten Empfang in Lissabon ausgesetzt hätten. (Herr Canning verlas hierauf einen Auszug der Depeschen des Sir W. A'Court v. 29. Nov.) „Den Tag nach der Ankunft der Nachrichten von dem Einrücken der Rebellen in Portugal verlangte das Ministerium von den Kammern die Bewilligung einer Ausdehnung von Vollmachten für die vollziehende Gewalt und die Erlaubniß, fremde Hilfe nachzusuchen. Die Kammern bewilligten diese Forderungen durch Acclamation. Alles legte bei dieser Gelegenheit die heißeste Hingebung an den Tag. Die Pairskammer erhob sich in Masse und erklärte sich bereit, persönlich auszuziehen, um den Einfall zurückzuschlagen. Der Herzog von Cadoval, Präsident der Kammer, machte zuerst diese Erklärung, und der Minister, der mir die Vorgänge bei dieser Gelegenheit erzählt hat, sagte mir, dieß sey eine Handlung, der schönen Tage Portugals würdig, gewesen." Nachdem nun die constitutionelle Sanction auf die Forderung von Hilfstruppen erfolgt ist, so muß untersucht werden, ob der im Vertrag vorausgesehene Fall Statt finde. Es ist weltkundig, daß bewaffnete portugiesische Banden, mit Allem, was zum Kriege gehört, ausgerüstet, die Grenze überschritten haben. Die Forderung um Beistand wurde durch den auf Villa-Viciosa gerichteten Angriff veranlaßt. Der auf die Provinz Tras os Montes gerichtete Angriff wurde erst diesen Morgen amtlich bekannt. Diese letztere Thatsache stützt die von den Ministern vorgeschlagenen Maaßregeln ganz besonders; hätten bloß einige bewaffnete Banden die Grenze an einem einzigen Punkte überschritten, so hätte man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen können, daß dieß ohne den Willen von Spanien geschehe; wenn man aber sieht, daß ein allgemeiner und verabredeter Angriff auf Portugal in der ganzen Linie seiner Grenze erfolgt, so kann man nicht mehr daran zweifeln, daß dieser Angriff eine Handlung Spaniens sey. Wenn man sagt, Spanien habe nicht feindlich gegen Portugal gehandelt, weil keine Spanier unter den eingefallenen Truppen gewesen seyen, so behauptet man damit eine bloße Spitzfindigkeit. Wahr ist, daß Spanien sich nicht auf seine eigene oder andere Soldaten gestützt hat, aber es hat die Soldaten von Portugal selbst zu seinen Absichten verwendet. Wir wünschen uns nicht in die innern Angelegenheiten Portugals zu mischen, noch zwischen beiden Parteien einzuschreiten; es hieße aber bei dieser Gelegenheit einer sehr schlaffen Moral das Siegel aufdrücken, wenn man die Verpflichtung, unsern Verbündeten Beistand zu leisten, unter dem Vorwande umgehen wollte, daß nur Portugiesen den Angriff gemacht haben; man würde damit zugeben, daß diese Flüchtlinge auf ihr Vaterland verzichten, um die Absichten einer andern

Macht zu unterstützen, und daß sie alsdann wieder ihre Rechte als Bürger in Anspruch nehmen können, wenn dieß ihren Entwürfen zusagt.

Wenn ich die Hilfe des Hauses und des Landes zu Gunsten Portugals in Anspruch nehme, so verstehe ich darunter nicht, daß mein Ausruf einen Krieg mit Spanien in sich fasse. Obschon ich das Betragen Spaniens für unnachbarlich und allen göttlichen und menschlichen Gesetzen widersprechend halte, so will ich damit doch nicht behaupten, daß keine Ausgleichung, kein locus poenitentiae, keine Möglichkeit der Vergütung, keine Hoffnung eines Rückschritts von Seite dieser Nation mehr vorhanden sey. Ich sage nur, daß es unsere Pflicht ist, zu Portugals Hilfe herbeizueilen, wer auch immer der angreifende Theil seyn mag. Ich komme nun zu der Frage, wer denn der Angreifende ist? Der gegenwärtige Zustand Portugals ist in der Geschichte der Nationen so ungewöhnlich, von so außerordentlichen Ereignissen herbeigeführt, daß hier der Ort seyn dürfte, dem Hause so kurz als möglich einige Haupt-Thatsachen und ihre Wirkungen auf den gegenwärtigen Zustand von Europa vorzulegen. Es ist allgemein bekannt, daß der König von Portugal ein eifriges Bestreben zeigte, Brasilien aus dem Zustande einer Colonie in den einer unabhängigen Macht zu versetzen, und daß nach der Zurückkunft des Königs nach Portugal diese Angelegenheit vollbracht, und beide Kronen von einander getrennt wurden. Der König von Portugal entschloß sich demnach, die Souverainetät von Brasilien auf seinen ältesten Sohn überzutragen. Dieß war kaum geschehen, und die Tinte, mit der die Urkunde geschrieben war, kaum getrocknet, als der frühzeitige Tod des Königs von Portugal beide Kronen wieder auf Einem Haupte vereinigte. Der Rath dieses Landes und einer andern mit Brasilien verbündeten Nation ward bei dieser Gelegenheit angeboten, aber erst, nachdem der König von Portugal sich fest entschlossen hatte, die Krone Portugals zu Gunsten seiner ältesten Tochter abzutreten. Diese Abdankung erfolgte mit dem Anerbieten einer freien constitutionellen Charte. Man hat behauptet, dieß sey auf den Rath von Großbritannien geschehen, aber England hat keinen solchen Rath gegeben; das englische Ministerium war nicht befugt, in die innern Angelegenheiten dieses oder eines andern Landes einzuschreiten. (Beifall.) Sir Stuart war gerade in Brasilien und wurde von dem Könige von Portugal ersucht, die Charte bei seiner Rückkehr mitzunehmen. Sir Stuart brachte sie nach Portugal, und es haftet in dieser Beziehung nicht der geringste Tadel auf diesem Gentleman. Er erhielt aber den Befehl, nach England zurückzukehren, um jeden Verdacht zu vermeiden, daß die Charte aus britischem Rath entstanden

und durch britische Agenten unterstützt worden sey. Ich fühle mich nicht berufen, meine Ansicht über die Charte auszusprechen, obschon ich meine bestimmte Ansicht davon habe; sondern Alles, was ich als englischer Minister darüber sagen kann, besteht in dem Wunsche: Möge der Himmel den Versuch zur Ausdehnung constitutioneller Freiheit segnen, und möge die Nation, der sie gegeben worden ist, sich eben so fähig zeigen, sie anzunehmen und zu lieben, als die in derselben ausgedrückten Pflichten gegen andere Nationen von Europa auszuüben! (Beifall von allen Seiten des Hauses.) Wir können unmöglich unsere alten Verbündeten verlassen; aber andererseits könnten wir die Portugiesen auch unmöglich unterstützen, wenn ein Schisma unter den constituirten Behörden Statt fände.

Wir gehen inzwischen nach Portugal kraft unserer Verträge; wir werden daselbst nichts erzwingen aber zugleich genau darauf halten, daß nichts von Seite anderer Nationen geschehe, die Einführung einer freien Wirksamkeit der Constitution zu verhindern. In die innern Verhältnisse dieses Landes wollen wir uns nicht mischen; äußere Gewalt soll aber gegen dasselbe nicht ausgeübt werden, so lange die britische Regierung Waffen zu seiner Vertheidigung anschaffen kann. Mag der leidige Einfall ein Fehler von Seite der Regierung gewesen oder aus Factionen und Fanatismus entsprungen seyn, so hat einmal jedes Land, das die Ehre und das Glück hat, mit Großbritannien alliirt zu seyn, Anspruch auf Schutz und soll weder von Abtrünnigen noch von irgend einem andern auswärtigen Feinde angegriffen werden. Die Frage ist nun, ob Spanien ein solches Betragen zur Last falle? Es würde vielleicht unrecht von mir seyn, zu sagen, es bestehe in Spanien ein unüberwindlicher Haß gegen freie Institutionen. So unglaublich auch diese Erscheinung in unserm Lande erscheinen mag, so bin ich doch überzeugt, daß die Mehrheit der spanischen Nation eine Vorliebe zu willkührlicher Gewalt und absoluter Regierung hat. Die freisinnigern Institutionen benachbarter Länder haben bis jetzt noch keinen Einfluß auf Spanien geübt. Ohne daß also die Regierung ein wirklicher Tadel träfe, könnte die natürliche Antipathie zwischen zwei Nationen, wovon die eine ihre Freiheit preist, die andere fest an ihrer Sklaverei hängt, die gegenseitigen Einwanderungen, Herausforderungen und Angriffe veranlaßt haben, welche selbst das thätigste und wachsamste Ministerium nicht ganz hätte verhüten können. Ich bin in der That geneigt zu glauben, daß dieß der Ursprung der Zwistigkeiten zwischen Spanien und Portugal gewesen ist, daß diese alsdann im Laufe der Zeit weiter entwickelt, geordnet und in eine Art von System gebracht worden sind,

und zwar von irgend einer Behörde, in der sich mehr Einheit und mehr Macht vereinigt fand, als gewöhnlich in der Masse angetroffen wird. Der Ursprung war sicher eben so sehr in der wahren Volksstimmung Spaniens, als in der Meinung der Regierung selbst. Wenn nun aber wirklich die spanische Regierung, obschon sie die Gefühle ihrer Nation theilte, niemals die Absicht hatte, diesen Gefühlen einen angreifenden Lauf zu lassen, wenn ihre Wachsamkeit überrascht, ihr Vertrauen getäuscht worden ist, wenn ihren Befehlen keine Folge geleistet wurde, wenn die wiederholte und schaamlose Verletzung ihrer Verpflichtungen nicht mit ihrem eigenen Willen, sondern gegen ihre Verordnungen und Wünsche erfolgt ist, so bedürfen wir nur einiger Zeichen der Mißbilligung, einiger Aeußerungen der Reue, einiger Beweise von Maaßregeln, welche ihren Kummer darüber darlegten. In diesem Falle wird die Botschaft, deren Inhalt ich bewilligt wünsche, bloß eine Vertheidigungs-Maaßregel für Portugal, und nicht nothwendiger Weise auch eine Kriegsmaaßregel gegen Spanien darstellen. Mit diesen Erläuterungen und Bestimmungen wollen wir nun die Thatsachen selbst betrachten. Es haben große Desertionen von der portugiesischen Armee nach Spanien und einige von der spanischen Armee nach Portugal Statt gefunden. Auf unsere ernstlichen Wünsche und Ermahnungen schlug Portugal den Letztern alle Unterstützung ab. Anfänglich waren die portugiesischen Behörden, mit wenigen Ausnahmen, darüber betroffen, so wie sie aber Gelegenheit hatten, sich von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens zu überzeugen, so bemühten sie sich einstimmig, die Desertionen spanischer Soldaten abzurathen. Zwischen Spanien und Portugal bestehen Verträge zu gegenseitiger Auslieferung der Deserteurs; Portugal hatte daher ein Recht, von Spanien zu verlangen, jeden Ueberläufer zurückzuweisen. Portugal ergriff entweder aus eigenem Antriebe oder auf unsern Rath den weisen Mittelweg, Spanien zu erklären, es sey schon damit zufrieden, wenn Pferde, Waffen und Equipirungen zurückgeschickt, die Soldaten von ihren Officieren getrennt, und beide in die innern Provinzen gebracht würden. Die spanische Regierung verpflichtete sich feierlich dazu sowohl gegen Portugal als gegen Frankreich und später gegen England. Dieser Beschluß wurde den einen Tag gefaßt, den andern wieder aufgegeben, und nicht etwa einmal, sondern wenigstens sechs- oder siebenmal. Die Deserteurs, statt zerstreut zu werden, wurden in Depots zusammengelegt, angeworben, in Regimenter getheilt und zum Schlagen vorbereitet. In Rücksicht auf dieses Verfahren fand von irgend einer Seite Treulosigkeit Statt, und die spanischen Behörden

haben zu beweisen, daß dieß nicht von ihrer Seite der Fall gewesen sey, daß ihre Anordnungen nicht erfüllt, ihre Absichten nicht vollzogen worden seyen, daß der Fehler also nicht an ihnen liege, und sie bereit seyen, jede Genugthuung, welche der gegebene Fall gestatte, für den Bruch des Vertrags zu geben. Ich habe schon bemerkt, daß solche vorläufige Aeußerungen gegen Portugal, Frankreich und Großbritannien gemacht worden sind; und ich würde ungerecht gegen Frankreich seyn, wenn ich nicht hinzusetzte, daß die Vorstellungen dieser Regierung in diesem Punkte so dringend, aber auch leider! so fruchtlos wie die des britischen Ministeriums gewesen sind. Gleich nach dem ersten Einfall in das portugiesische Gebiet rief die französische Regierung zum Beweise ihres Mißfallens ihren Botschafter zurück und trug ihrem Geschäftsträger auf, Sr. katholischen Majestät nicht nur zu erklären, daß Spanien von Frankreich in Rücksicht auf die Folgen dieses Angriffs keine Unterstützung zu erwarten hätte, sondern auch wiederholt eine Rückkehr von der bereits betretenen Bahn zu empfehlen. Ich muß der französischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in dieser Beziehung das Aeußerste gethan hat. Ich habe nicht die geringste Ursache, einen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Bemühungen zu setzen, durch welche Frankreich das spanische Kabinet zur Beobachtung seiner Verpflichtungen anhalten wollte. Spanien mag nun sehen, welchen Pfad es nach dem von Sr. Majestät gefaßten Entschlusse einzuschlagen hat. Ich hoffe und wünsche, es werde so handeln, daß die Folgen der vorliegenden Botschaft von ihm abgewendet werden. Auf diese Folgen erlaube ich mir nur eine Anspielung, in der Hoffnung, daß eine nähere Entwickelung unnöthig seyn dürfte. Mir scheinen alle Gründe dafür zu seyn, so weit es sich mit dem gegebenen Worte und der Nationalehre verträgt, Alles zu thun, die Möglichkeit eines gefährlichen Krieges zu entfernen. Ich fürchte zwar einen Krieg in einer guten Sache nicht, (und nie möge das Land sich in einen andern einlassen!) da ich nicht an der Kraft des Landes, ihn anzufangen, und an den Hilfsquellen, ihn fortzuführen, zweifle. Ich fürchte ihn in diesem Falle in der That, aber aus ganz andern Gründen; ich fürchte ihn in dem Bewußtseyn der ungeheuern Macht, die Großbritannien besitzt, die Feindseligkeiten, in die es verwickelt werden kann, zu Folgen zu steigern, deren Betrachtung mir Schaudern erweckt. Ich habe vor einigen Jahren bei Erörterung der Unterhandlungen mit Spanien darauf hingedeutet, daß die Lage dieses Landes für die Neutralität nicht nur zwischen streitenden Nationen sondern auch zwischen streitenden Grundsätzen geeignet ist, und daß wir nur in der Stellung der Neutralität jenes Gleichgewicht

erhalten können, dessen Aufrechthaltung, meiner Ansicht nach, für den Frieden und die Wohlfahrt der Welt so wesentlich ist. Eine vierthalbjährige Erfahrung hat diese Ansicht eher bestätigt als geändert. Ich fürchte, der nächste Krieg in Europa, wenn er sich über die engen Grenzen von Spanien und Portugal ausbreiten sollte, möchte ein Krieg von furchtbarem Charakter seyn, ein Krieg nicht bloß zwischen fechtenden Heeren, sondern zwischen fechtenden Meinungen. Ich weiß, daß, wenn das Land sich in diesen Krieg einläßt, (und wenn es der Fall ist, so bin ich überzeugt, daß es mit dem aufrichtigsten Wunsche geschieht, eher zu besänftigen, als zu erbittern, und lieber mit den Waffen als mit der viel heillosern Artillerie der Volksaufwiegelung zu kämpfen,) es unter seinem Panier alle unzufriedenen und unruhigen Geister des Zeitalters schlagfertig treffen wird, alle diejenigen, die über den gegenwärtigen Zustand ihrer Länder mißvergnügt sind. Die Kenntniß dieser Lage der Dinge läßt mich Alles fürchten. Sie beweist, daß hier eine Macht vorhanden ist, die unter Englands Führung vielleicht furchtbarer werden kann, als irgend eine in der frühern Weltgeschichte in den Kampf gebrachte Macht. Obschon es aber „herrlich seyn mag, Riesenkraft zu besitzen," so möchte es auch „tyrannisch seyn, sie wie ein Riese zu gebrauchen." Das Bewußtseyn des Besitzes dieser Kraft macht unsere Sicherheit aus; und wir haben nicht nöthig, Gelegenheit zu suchen, sie zu entwickeln, sondern nur durch eine theilweise und entfernte Andeutung darauf fühlbar zu machen, daß Mäßigung im Interesse der Ultra's von beiden Seiten liegen möchte. Die Lage dieses Landes mag mit der des Beherrschers der Winde verglichen werden, wie sie Virgil schildert;

. . . . . Wo Aeolus thront in erhabener Veste,
Schwingend den Herrscherstab, den Zorn und die Leidenschaft hemmend;
Thut er es nicht, so würde die Windsbraut Himmel und Erde
Und die Gründe des Meers fortreißen im Sturm durch die Lüfte.

Die Folge einer Loslassung der gegenwärtig noch gebändigten und im Zaume gehaltenen Leidenschaften würde ein Schauspiel der Verwüstung hervorbringen, das kein Mann von Gefühl ohne Schaudern betrachten kann, und ich könnte mein Haupt nicht ruhig niederlegen, wenn ich mir vorwerfen müßte, die Sache auch nur einen Augenblick übereilt zu haben. Aus diesem Grunde — dem Gegentheil von Furcht und von Unvermögen — bin ich wegen der Wiederkehr eines Krieges besorgt. Mögen diejenigen, welche nach entgegengesetzten Grundsätzen

handeln, noch vor der Zeit des Gebrauches unserer Macht, diesen Grund erwägen. Ich könnte Vieles und lange erdulden, und wollte mich bei Allem beruhigen, was nicht das Wort der Nation und ihre Ehre betrifft, ehe ich mich entschließen würde, die Kriegsfurien loszulassen, die wir noch gebunden in unsern Händen halten, da wir nicht wissen, wie weit sie sich verbreiten können, und wo das Ende ihrer Verheerungen seyn wird (Großer Beifall). So groß ist die Vorliebe der britischen Regierung für den Frieden, und so groß ist die Pflicht für denselben, durch die Umstände der Welt aufgelegt. Wir wollen daher Portugal vertheidigen, wer dasselbe auch immer angegriffen haben mag, weil dieß eine Sache der Pflicht ist; wir wollen aber auch da endigen, wo unsere Pflicht aufhört. Wir gehen nach Portugal, nicht um dort zu herrschen, zu regieren oder Gesetze vorzuschreiben, sondern um Englands Panier daselbst aufzupflanzen und seine Unabhängigkeit zu sichern. Wo auch die Flagge Englands erscheinen möge, da entfalte sie sich zum Schutze des Rechtes und der Freiheit.

7. Lamarque's Rede,

gehalten im Parlamente zu Paris am 13. Sept. 1831 für die Verwirklichung des Nationalwunsches, daß die Asche Napoleons von Helena nach Frankreich gebracht und unter der Vendomesäule zu Paris beigesetzt werden möchte.

„Der Wunsch, den Ihnen der Bittsteller ausdrückt, ist der der unermeßlichen Mehrheit der Franzosen. Das Unglück Napoleons hat sein Unrecht gesühnt, und der lange Todeskampf, den ihm der Zorn der Könige zugezogen, hat ihm die Liebe der Völker wieder gewonnen. Diese wissen jetzt, daß er kein Feind der Civilisation und kein Feind ihrer Wohlfahrt war; der Mann, der überall, wo er gewesen, den Stempel seines Genies zurückgelassen hat; der Mann, der Straßen baute, Kanäle grub, zwischen den Nationen neue Communicationen eröffnete und, um dieß zu Stande zu bringen, die Hindernisse der Natur überwand. Man hat ihm seine Bestrebungen zur Unterdrückung der Freiheit vorgeworfen; aber man verschweigt die Umstände, in denen sich Frankreich damals befand. Nach Außen hatte der Sieg unsere Fahnen verlassen, und in unserm Heere herrschte völlige Auflösung. Nach Innen hatten Verrath und Ungeschicklichkeit die Staatsgewalt in Händen: der Staat verfiel in Auflösung, und die Nothwendigkeit, die Rettung des Vaterlandes erheischten eine Dictatur! Napoleon entsprach dem öffentlichen Wunsche. Dürfte man wohl die Wunder des

Consulates vergessen? vergessen, wie Europa überwunden ward, die Parteien erstickt wurden, der Credit sich neu befestigte, die Industrie aufgemuntert wurde, wie Redner sich hervordrängten, den Helden des Jahrhunderts zu preisen, und Priester den Himmel mit Gebeten für den neuen Cyrus belästigten, (verschiedenartige Bewegungen in den Centrums; in den beiden Sectionen der Linken und der Rechten: Ja, recht gut!) wie ganz Frankreich von Glück und Ruhm berauscht war? Wie hätte er so vielen Huldigungen, so vielen Verführungen widerstehen können, der Mann, den die frei ausgedrückten Wünsche von fünf Millionen Menschen zum Throne beriefen? Wir, das heißt Frankreich, sind die Schuldigen: das Axiom der Jahrhunderte ist vollbracht. Die Anarchie erzeugte den Despotismus; aber dieser Despotismus, der in seiner mächtigen Hand ein Mittel und nicht ein Zweck war, rettete Frankreich und die Freiheit, ja, die Freiheit! Wäre Frankreich unter dem Direktorium, unter jener durch ihre Unfälle eben so sehr wie durch Verachtung in Mißkredit versunkenen Regierung überfallen worden, glauben Sie dann wohl, man würde die Integrität unsers Gebietes geachtet, glauben Sie wohl, man würde uns eine constitutionelle Charte bewilligt haben? Nein, der Tractat von Pillnitz würde erfüllt worden seyn; die Coalition würde an uns die erste Theilung Polens versucht haben, und Frankreich, seiner schönsten Provinzen beraubt und verstümmelt, Frankreich auf den Zustand unter Karl VII. zurückversetzt, würde Ludwig XVIII. übergeben worden seyn, um es unter dem Joche der absoluten Gewalt zu halten, und die Patrioten, vom Hasse verfolgt, von der Rache decimirt, würden als Sühnopfer gedient haben. (Links: Sehr wahr! sehr gut!) Es war der zerbrochene Degen Napoleons, der uns noch vertheidigte; das Andenken unserer Siege schüchterte Europa ein; Austerlitz, Jena, Wagram geboten Preußen und Oesterreich Mäßigung; der Ruhm; sicherte unsere Unabhängigkeit und diente der Freiheit als Schild.

Was die ewigen Kriege betrifft, die man Napoleon unaufhörlich vorwirft, so übernimmt es England in diesem Augenblicke, das was Napoleon in seinen Denkschriften sagte „daß er sich bloß vertheidigt habe,“ zu bestätigen. Man lese die Debatten des englischen Parlaments und die Schrecken, die das Einrücken unserer Bataillone in Belgien erweckte, so werden die stolzen Drohungen, die man sich zu erlauben wagt, Ihnen hinreichend sagen, ob man je einen aufrichtigen Frieden mit demjenigen zu schließen gesonnen seyn konnte, der zu Antwerben Schiffswerfte, Schiffsbecken, Arsenale geschaffen und daraus schon ein Chatam der Schelde gemacht hatte? So verkleinert sich und ver-

schwindet vor einer reifern Prüfung und den Enthüllungen der Zeit das Unrecht, das man Napoleon vorwirft.

Stößt man ihn denn wirklich auch bloß wegen seiner Fehler zurück? Geschieht dieß nicht vielmehr wegen alles dessen, was er Großes gethan hat? wegen alles dessen, was ihn dem Andenken des Volkes zurückruft? wegen alles dessen, was Demüthigendes in der Vergleichung desjenigen, was er vollbracht hat, und desjenigen liegt, was die auf ihn gefolgten Regierungen gethan haben?

Die rückhaltslose Aufrichtigkeit meiner Aeußerungen beweist Ihnen ohne Zweifel, daß kein Nebengedanke in meiner Seele verborgen blieb, denn strafbare Hoffnungen schweigen oder halten sich im Verborgenen. Die abgesetzte Regierung proscribirte die Bilder Napoleons und schickte diejenigen, die seinen Namen aussprachen, ins Gefängniß. Hat sie dadurch die Zahl seiner Anhänger vermindert? Nein, die Folge mußte ihr zeigen, daß Verfolgung eine Sache nur vergrößert, und daß Märtyrer die Religionen gründen. Die Regierung des Julius, gewandter und weniger schüchtern, hat alle diese Verbote aufgehoben; das so dramatische Leben des Mannes, der von dem höchsten Gipfel des menschlichen Glücks bis zur tiefsten Stufe des Unglücks gefallen ist, hat seit sechs Monaten die Schaubühne beschäftigt. Was ist Schlimmes daraus erfolgt? Nichts. Nur zurückgedrängte Gesinnungen bringen Explosionen hervor! Mögen sich daher die Minister nicht von jener Bahn abwenden, die der Kraft gebührt, und nachdem sie die Statue des großen Feldherrn auf der unvertilgbaren Säule aufgestellt, dessen Asche zurückfordern. England dürfte wohl gerne ein Unterpfand zurückgeben, das ihm die verletzte Gastfreundschaft und die Schmach seiner Minister ins Gedächtniß zurückruft (Einstimmiger Beifall). Ich weiß meine Nation zu sehr zu würdigen und glaube zu sehr an die Fortschritte der Aufklärung und der öffentlichen Vernunft, als daß ich die Besorgniß hegen sollte, daß ein Name, ein Andenken, irgend ein Mensch in der Folge für dasselbe der Gegenstand von Unruhe und Störung seyn könnte. Durch die Ausübung der Freiheit lernt es täglich, daß es sich an die Institutionen und nicht an die Menschen zu halten hat. Beeilen wir uns also, diese zu vervollkommnen; geben wir ihr alle mit der Ordnung verträgliche Freiheit, alles Glück, das sie verdient, alle Größe, nach der sie strebt; und alsdann dürfte, wie kürzlich einer meiner Collegen sagte, selbst der Sohn Napoleons ohne Gefahr hieher kommen, um am Grabe seines Vaters zu weinen, und der Abkömmling des Verbannten von Holyrood die Wälder durchziehen, wo sein Großvater gejagt hat. Ich stimme für Verweisung an das Ministerconseil und er-

kläre mich aufs Kräftigste gegen die hintansetzende Tagesordnung, die Tausende von Tapfern schmerzen und uns zu Mitschuldigen der Verfolger eines großen Mannes machen würde. Und welche Verfolgungen wären diejenigen, die man gegen ein Grab ausübt! Die Verweisung die ich im Namen der Nationalehre, im Namen Frankreichs verlange, das Napoleon mit so vielem Ruhme fünfzehn Jahre lang regiert hat, ist ohne Gefahr, ohne Nachtheil; denn die Regierung wird in ihrer Weisheit immer im Stande seyn, den geschickten Augenblick zur Vollziehung der verlangten Handlung zu wählen."

8. Lamartine's Rede,
gehalten im Parlamente zu Paris am 8. Jan. 1834 über die in Bezug auf den Orient zu beobachtende Politik.

„Ich wende mich an die hohe Weisheit der Gesetzgeber, die ihre Blicke nicht nur auf einen Punkt von Europa für heute und morgen zu werfen pflegen, ich ersuche Sie um einige Aufmerksamkeit. Der ehrenwerthe Herr Vignon, dessen Erfahrung und hohe Ueberlegenheit in diplomatischen Dingen ich mit Ihnen achte, hat gestern die Frage des Orients mit den ihn auszeichnenden richtigen Ansichten und tiefer Vernunft abgehandelt. Ich stimme fast allen seinen Ideen bei und weihe, wie er, Polen Thränen und Wünsche. Er hat aber meine Ansicht nicht richtig verstanden und vielleicht meine ersten Erwägungen falsch ausgelegt. Ich weiß, wie er, welche Klugheit, Schonung und weises Zögern die auswärtige Politik erfordert; auch konnte mir nicht einfallen, die französische Regierung, wie Herr Vignon glauben mochte, auffordern zu wollen, allein in die Bahn einer neuen Politik in Bezug auf die Türkei einzugehen, sondern ich wollte zuerst die Aufmerksamkeit und das Nachdenken von Europa über diesen so nahe bevorstehenden Wechselfall in Anspruch nehmen. Indem er dem von mir ausgedrückten Wunsche zur Verwirklichung dieser Politik der Menschlichkeit Beifall zollte, schien er ihn doch noch auf lange in das Gebiet der hochherzigen Illusionen zu verweisen. Ich bin erstaunt, meine Herrn, daß ein Staatsmann, der seit fünfzehn Jahren auf den Bänken einer gemäßigten und praktischen Opposition sitzt, der jedes Jahr der Regierung Ansichten und politische Systeme vorlegte, ohne daß die Staatsgewalt der betreffenden Zeit sie angenommen hätte; ich bin erstaunt, sage ich, daß ein solcher Mann sich jetzt der Regierung anschließt, um ein zwar kühnes, aber leichtes und nothwendiges System als unmöglich zu bezeichnen und es eine politische Illusion zu nennen. Wir müssen, meine Herrn, gegen diesen Widerstandsgeist der Regie-

rungen, für welche besonders Gewohnheit eine Natur ist, auf der Hut seyn. Die gerechtesten Forderungen der Menschlichkeit werden auf diese Art als Chimäre behandelt. War etwa die Einführung des Christenthums auch ein solcher Traum? Waren die Emancipation des Menschen, die Abschaffung der Sklaverei, die Colonisirung von Amerika, die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten, die Wiedererstehung Griechenlands, die Abschaffung des Negerhandels auch Träume? Und doch wurden alle diese so lange von den Regierungen bekämpften Resultate durchgesetzt. So wird es auch mit dem Entwurfe gehen, den ich die Ehre habe, Ihnen vorzulegen.

Meine Herrn, wir haben eine Maxime unserer französischen Philosophie, die mit Recht sagt, daß unsere großen Gedanken aus dem Herzen kommen; man kann mit noch mehr Recht sie umkehren und sagen, daß in der Politik die großen Gedanken von dem Volke kommen. Das Volk ist das Herz der Menschheit, der brennende und schaffende Heerd, aus welchem die neuen und fruchtbaren Ideen entspringen und sich durch eine Art von allgemeinem Instinkt noch lange, bevor die Regierungen sie annehmen, fortpflanzen. Ich wende mich daher vorzugsweise an Sie, meine Herrn, als Repräsentanten dieser Instinkte und dieser Großherzigkeit des Volkes, indem ich auf ein neues politisches System in Bezug auf den Orient antrage. Ich werde mich näher erklären, meine Herrn, ich will nicht, daß die Türkei untergehe, daß ein großes Reich in das Nichts oder in die Wüsten von Asien zurückgeworfen werde. Ich will nicht, daß ein neuer Kreuzzug, ein civilisirender Fanatismus der Civilisation durch den Säbel Platz mache. Gott behüte! Denn alsdann würden wir Barbaren seyn. Ich schätze und liebe die Türken; ein Gefühl, das alle diejenigen zurückbringen, die, wie ich, Gelegenheit hatten, unter diesem großmüthigen Volke zu leben. Wenn ich aber der Wahrheit und Dankbarkeit schuldig bin, diesem Menschenstamme als Individuen, als menschlicher Familie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so bin ich auch der Menschheit schuldig, zu erklären, daß als Regierung, hauptsächlich als Verwaltung, er als die absoluteste Negation jeder möglichen geselligen Vereinigung, als Barbarei in ihrer ganzen brutalen Wahrheit, als permanenter und organisirter Selbstmord der menschlichen Gattung anzusehen ist. Da es sich hier von einem wirklichen Zustande, von einem Verhältnisse von Thatsachen handelt, so erlauben Sie mir, mich auf Bemerkungen zu beziehen, die ich für Sie vorbereitet habe.

Wenn Sie, meine Herrn, von einem Reiche, von einem unermeß-

lichen Staate sprechen hören, der die schönsten Theile von Europa und Asien mit seinem Namen bedeckt und mehr als die Hälfte des Gestades des mittelländischen Meeres umfaßt, so geben ihnen natürlich die Worte Nation und Reich die Idee von etwas Aehnlichem von dem, was wir so nennen. Sie stellen sich sogleich ein Vaterland, eine Familie, ein Eigenthum, einen durch Menschenhand bebauten und verschönerten Boden vor; Sie sehen da bleibende Stätten, wo die Familie sich vermehrt und der Familie folgt; eine Consanguinität des Menschen und des Bodens, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf; und daher dieses Gefühl des Eigenthums, die zweite Natur des gesellschaftlichen Menschen, woraus alsdann jenes andere Gefühl des kollektiven Eigenthums entsteht, das wir Patriotismus nennen. Doch Sie irren sich sehr, meine Herrn, von allem diesem ist nichts vorhanden. Einige auf dem Boden umherwandernde Horden, die nie Wurzel darauf fassen, wie dieß bei den Bevölkerungen des Occidents der Fall ist; Völker dem Namen nach, aber verschieden in Namen, Ursprung, Religion und Sitten, die einen in die Wüsten von Arabien oder von Aegypten, die andern auf die unzugänglichen Höhen des Libanons oder des Taurus geworfen; jene in die Oeden des innern Syriens, nach Aleppo oder Damaskus, jene zwei großen Karavanseraien, an den Grenzen der Wüste von Bagdad, für die Karavanen von Indien; diese in die fruchtbaren Thäler von Macedonien und Thracien sich ergießend. Griechen, Armenier, Bulgaren, Juden, Maroniten, Drusen, Matualis, Serben leben da und dort, wo der Wind des Schicksals sie hingedrängt hat, ohne Gedanken, ohne Anhänglichkeit, ohne Sitten, ohne Gesetze, ohne Religion, ohne gemeinschaftliches Vaterland, heute unterworfen, morgen in Empörung gegen die Pascha's, welche Konstantinopel abschickt, um Qualen zu erdulden oder aufzulegen, ohne eine andere Bestimmung, als diesen Völkerschaften die prekäre Hilfe zu entreißen, die ihre angestrengte Arbeit anhäufen mochte, und die Wüste um sie her wieder zu bereiten; undisciplinirte Banden durchziehen unter dem Namen von Armeen Provinzen, deren Bewohner bei ihrer Annäherung entfliehen; umherirrende Völkerschaften, die heute hier und morgen dort sind, damit die Tyrannei nicht erfahre, wo sie zu fassen sind. Ebenen ohne Pflüge, Meere ohne Schiffe, Flüsse ohne Brücken, Ländereien ohne Besitzer, Dörfer aus Lehm und Schilf, eine Hauptstadt aus Holz gebaut; Trümmer und Verheerung auf allen Seiten, dieß ist das ottomanische Reich.

Inmitten dieser Ruinen, dieser Verheerung, die sie gemacht und unaufhörlich wieder machen, stellen in jeder Provinz einige Tausend

Türken, die alle in Städten concentrirt sind, schläfrig, entmuthigt, nie arbeitend, erbärmlich von dem an der Arbeit der christlichen und arbeitsamen Race gemachten gesetzlichen Raube lebend, die wahren Einwohner und die Gebieter dieses Reiches dar. Und dieses Reich, meine Herrn, wiegt für sich allein ganz Europa auf; sein Himmel ist schöner, sein Boden fruchtbarer; seine Häfen sind größer und sicherer, seine Erzeugnisse kostbarer und mannigfaltiger; es umfaßt 60,000 Quadratmeilen.

Wollen Sie nun die gegenwärtige und politische Lage kennen lernen? Sie ist folgende: Die Walachei und Moldau erkennen nur dem Namen nach seine Souverainetät an und sind in der That unter der Garantie Rußlands fast unabhängig. Serbien, das für sich allein wenigstens den dritten Theil der europäischen Türkei ausmacht, mehrmals sich empört hatte und ganz christlich ist, hat definitiv seine Trennung und seine Unabhängigkeit unter der Regierung des Fürsten Milosch, eines gewandten und muthigen Patrioten, der würdig ist, ein Volk zu befreien und zu civilisiren, ausgesprochen. Die Bulgaren, welche die beiden Seiten des Balkans mit ihren großen und zahlreichen Dörfern bedecken und sich bis in die Gegend von Adrianopel erstrecken, eine zahlreiche, redliche, arbeitsame Nation, gestatten nur wenigen Türken in ihrer Mitte den Zutritt und trachten darnach, sie ganz auszustossen. Die Gebirge von Macedonien sind mit griechischen, albanesischen, arnautischen Stämmen bevölkert, die meistens ebenfalls christlich sind und bei jeder günstigen Gelegenheit aufstehen, um jene sturmvolle Freiheit zu erobern, wovon ihnen Morea das Beispiel darbietet. Morea, Negroponte haben sich schon völlig unter dem Schutze der europäischen Mächte frei gemacht; die Ebenen von Adrianopel bis Constantinopel sind gänzlich entvölkert; man stößt nur in der Entfernung von einer Tagreise auf einige verlassene Khans oder einige zertrümmerte Flecken, die von Türken und Griechen bewohnt sind. Nur die Griechen bebauen einige Felder, die man ihnen um diese Trümmer her anweist. Die Inseln des Archipels betreffend, so besitzen die Engländer die sieben jonischen Inseln, die Griechen begreifen unter ihrer Unabhängigkeit die an ihrer Küste gelegenen Inseln. Von den zwei schönsten, Candia und Cypern, gehört Candia dem Pascha von Aegypten. Cypern gehört noch den Türken, aber diese Besitzung, achtzig Stunden lang und zwanzig bis fünfundzwanzig breit, die ganz zum Anbaue taugt, in tropischen Erzeugnissen höchst fruchtbar ist, nährt nur noch eine Bevölkerung von 20 bis 30,000 cypriotischen Griechen, die unter der Herrschaft von einigen hundert Türken stehen. Auf dieser Insel brechen häufig Aufstände aus, und es hindert sie nichts, ihre Unabhängigkeit

auszurufen, als der Mangel an Garantie, sie zu behalten. Rhodus ist in demselben Falle; Standis, Mitylene, Chios, alle von Griechen bevölkert, sind nur unter den bittersten Gefühlen und bedingt unter die Herrschaft der Pforte zurückgekehrt; Samos widersteht noch allein den Flotten des Großherrn.

Der Hauptheil von Kleinasien, wovon bloß die Ufer bewohnt sind, dieses unermeßliche Karamanien, das sonst mehrere Königreiche umfaßte, enthält jetzt nur noch Wüsten. Und doch findet man hier noch von der muhamedanischen Bevölkerung die größten Massen. Mit Ausnahme von Brussa, Smyrna, Konya und Kiutahia, vier großen Städten, wo die türkische Bevölkerung vorherrscht, steht das Uebrige unter der Gewalt der Turkomanen, eines wilden und nomadisirenden Volksstammes, welcher die Seiten des Taurusgebirges bedeckt, sich daselbst gegen die Tyrannei der Pascha's vertheidigt und in die Thäler herabkommt, um seine Heerden in die Ebenen zu führen oder sie, wenn man sich widersetzt, zu verheeren. Sie können sich einen Begriff von der Stärke des Nationalbandes machen, das diese Länder und diese Städte an die Hauptstadt knüpft, wenn ich Ihnen sage, daß im Laufe des letzten Kriegs zwei Offiziere, die auf 50 Stunden Entfernung von Ibrahim Pascha nach Smyrna geschickt wurden, dessen Autorität in dieser Stadt von 100,000 Seelen anerkennen machten, und daß alle Völkerschaften von Caramanien nicht Einen Soldaten gegen ihn stellten. Syrien, dieser Garten der Welt, ist noch der schönste und fruchtbarste Theil des Orients. Umherirrende Araber, landbauende Araber, Drusen, Mutualis, Maroniten und Muselmänner, syrische Griechen leben daselbst und theilen sich in das Land; die Türken machen kaum den zwanzigsten Theil seiner Bevölkerung aus. Die Städte am Seeufer, Alexandrette, Latakia, Tripoli, Bayruth-Saide, Jaffa und Gaza enthalten viele Christen. Fast der ganze Libanon ist in der Gewalt der Maroniten, einer arabischen und katholischen Nation von zwei Millionen Seelen, die durch ihren Muth und ihre Tugenden eine faktische Unabhängigkeit errungen hat, Besitz hat, anbaut, die den Handel und Civilisation achtet und, wie ich glaube, der Keim zu einem wackern, in diesem Theile der Erde herrschenden Stamme seyn dürfte. Sie erkennt die Autorität des großen Emirs der Drusen, des Emir Beschir an, eines politischen und kriegerischen Greises, den die Türken und die Aegyptier gleichmäßig geschont haben, der durch einen Befehl 50,000 Streiter ausheben kann, vor dem bald Aleppo, bald Damaskus, Jerusalem und die Küsten zittern, und der dann wieder in seinen Pallast von Pleden oder Dachet el Kamar, das Herz seines Herrschergebiets,

eine auf hundert Stunden umher unzugängliche Festung, zurückkehrt. Er gehorcht den Türken nur so wie Vasallenmächte des Mittelalters ihren Lehnsherrn gehorchten. Damaskus erhebt sich, groß und isolirt, inmitten der Wüste. Seine Bevölkerung ist türkisch, aber sie umfaßt 100,000 christliche Armenier und viele Juden. Das übrige Gebiet ist mehr die Beute als der Besitz arabischer Stämme, unabhängiger Familien in der großen muselmännischen Bevölkerung, die bald aus Raubsucht, bald als Laune von einer Herrschaft zur andern übergehen. Jerusalem erhebt sich an der Grenze von Syrien zwischen dem steinigen Arabien und den Wüsten Aegyptens, als eine neutrale, arme, unmächtige, an jedes Joch gewöhnte Stadt, ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt aller christlichen Vereine, und auch für die Muselmänner, welche die Moschee Osmanns auf den Grund des Salomonischen Tempels gebaut haben, eine heilige Stadt. Hier geht in diesem Augenblicke einer der wunderbarsten Auftritte jener flüchtigen Dramen des Orients vor. Sie kennen die Empörung Mehemed Ali's und den Ruhm seines Sohnes Ibrahim, die beide, der Vater durch seine Politik, der Sohn durch seinen Degen, große Männer sind. Ich war Zeuge seiner Triumphe; ich sah ihn jene Mauern von St. Jean d' Acre überwältigen, die selbst Napoleon nicht hatte erschüttern können, als Eroberer ganz Syrien durchziehen, Damaskus und Aleppo unterwerfen, zweimal mit Kraft und Kühnheit die zwei letzten Heere des Sultans zerstreuen, den Großwessier gefangen nehmen und nur einige Tagemärsche von Constantinopel vor einem Briefe eines europäischen Botschafters still halten. Er würde daselbst ohne Hinderniß eingerückt seyn; er würde selbst die Hauptstadt des Reiches besiegt und trotz des Widerspruches der Gesetze und der Sitten eine neue Dynastie gegründet haben. Der ganze Orient verstummte vor ihm, wie vor Alexander dem Großen; aber ein Wort des Occidents hält ihn auf, er weicht zurück und läßt sein Werk der Macht und des Ruhms unvollbracht. Dieser einzige Zug, meine Herrn, zeigt Ihnen die Herrschaft der Civilisation über die Barbarei; selbst die siegende Barbarei hat das Bewußtseyn ihrer Schwäche. Daraus geht hervor, was Europa thun kann, wenn es Einsicht und Gefühl von seiner Mission hat! Ibrahim, meine Herrn, civilisirt nicht, er erobert, erringt Siege; er unterwirft durch sein Genie und seine Kühnheit zitternde Völkerschaften, denen am Namen ihres Unterdrückers wenig liegt! Er beschäftigt sich nur mit seinen Saldaten; er hat nur für seine Armee eine Verwaltung: Alles bleibt in Aegypten und in Syrien auf demselben Fuße der Barbarei, wie vor seiner Eroberung; er ist ein Meteor, das glänzt und vergeht, das verheert und nicht gründet, und das

bei seinem Tode nur das Geräusch und die Betäubung eines Meteors hinterlassen wird! Seine Eroberungen erklären Ihnen die Alexanders des Großen in Ländern, wo es weder Nationalität noch Eigenthum noch Vaterland gibt; der Eroberer findet nur Sklaven, und der Sieg wird immer begrüßt!

Sie sehen aus dieser kurzen Schilderung, meine Herrn, daß das ottomanische Reich kein Reich, sondern nur eine unförmliche Zusammenziehung verschiedener Racen, ohne Gleichförmigkeit der Sprache, der Gesetze, der Religion, der Sitten und ohne Einheit und Festigkeit der Staatsgewalt ist! Sie sehen, daß dieß die umfassendst constituirte Monarchie ist, wovon je politische Phänomene ein Muster dargeboten haben. Sie sehen, daß der Lebenshauch, der es beseelte, der religiöse Fanatismus, erloschen ist; Sie sehen, daß seine jämmerliche und blinde Verwaltung selbst den Stamm der Sieger verzehrt hat, und daß die Türkei aus Mangel an Türken zu Grunde geht! Im Mittelpunkte dieser ungeheuern Anarchie erhebt sich die Hauptstadt des Islamismus, mit einem Fuße auf Europa, mit dem andern auf Asien. Der Sultan Mahmud, ein im Unglück aufgewachsener Fürst, der den Verfall des Reiches fühlt und ihn nicht verhindern kann, scheint endlich an seinem Thron und seinem Volke verzweifelt zu seyn und verlangt von der russischen Macht, die er vergebens zu bekämpfen versucht hatte, einen Rest der Regierung, einen Schein der Kraft und der Herrschaft. Rußland allein, meine Herrn, hat das Zusammenstürzen dieses Throns, die definitive Zerstückelung dieses Schattens von Souverainetät verhindert. Noch einige Tage und der Sultan war nicht mehr, und Constantinopel sah die Araber eindringen. Zieht Rußland seine eigennützige, aber beschützende Hand zurück, so wird noch jetzt das Reich zusammenstürzen. Und selbst unter diesem demüthigenden Schutze seines Feindes zittert die Pforte, und hat der Sultan keinen ruhigen Schlaf. Er war eines Tages ein großer Mann gewesen, an dem Tage, wo er durch Verstellung, persönlichen Muth und kühnen Geist die erbliche Herrschaft der Janitscharen zerstört hatte. Es gibt aber Staaten, deren Lebensprincip in ihrer fehlerhaften Einrichtung liegt, und die eine Reform tödtet, statt ihre Wiedergeburt zu bewirken! So verhielt es sich mit dem ottomanischen Reiche. Der militärische Geist, der nur der Volksfanatismus war, verschwand mit den Janitscharen. Es gibt dort keine Armee mehr, die Nationalsitten können sich nicht unter weichlich und blind aufrecht gehaltene Reformen schmiegen!

Was soll nun jetzt Europa thun, wenn es eines Tages erfährt, daß dieser letzte Schatten der Souverainetät verschwunden ist? Soll es

ewig sich selbst gegenüber bewaffnet bleiben und zuschauen, wie die letzten und langsamen Zuckungen des orientalischen Reichs eintreten? Oder wird es selbst den Krieg beginnen, um zu verhindern, daß die Zerstückelungen des ottomanischen Reiches nicht einer oder der andern der Mächte, die es ausmachen, zufallen? Wird es sich jemals durch Armeen und Schätze dahin verständigen, diese furchtbare Lücke, die eine wahrscheinliche Revolution im Oriente vorbereitet, auszufüllen, und wird es sonach diesen schönen Theil von Europa und Asien zu einem ewigen Wittwenstand, zu einer Unfruchtbarkeit und zu einer Wüste verurtheilen? Nein, meine Herrn, dieß würde noch barbarischer als die Barbarei selbst, es würde sogar nicht mehr möglich seyn. Rußland, im Besitze der Herrschaft des schwarzen Meeres und der Pforte des Bosporus, die vorgeschobene Schildwache über die Grenze des Orients, durch die Nordwinde begünstigt, die neun Monate im Jahre in diesem Meere vorherrschen, wird immer zuerst an den Gestaden anlangen, wohin sein Geschick und sein Ehrgeiz es rufen, und überdieß wird ihm die Sympathie der Religion bei der unermeßlichen griechischen Bevölkerung dieser Weltstrecke beständig in dem Nationalgeiste ein Element des Sieges an die Hand geben, das wir nie bekämpfen könnten. Was ist also zu thun? Folgendes, meine Herrn.

Die Zukunft ist oft in die Vergangenheit mit Zeichen eingeschrieben, die wir nicht verstehen, die sich aber durch die Ereignisse und die Zeit erklären und enthüllen. Europa wird das thun, was vormals geschehen ist, das, was in einem andern Eroberungsgeiste jenes römische Reich gethan hatte, das es jetzt ersetzt. Es wird den Orbis Romanus herstellen, diese römische Welt, deren Spuren es bei allen Trümmern jener römischen Städte wieder findet, die sich sonst an allen Gestaden von Kleinasien erhoben. Es wird diese alte Welt herstellen, diese allgemeine Herrschaft, aber nicht mehr durch die Gewalt der Waffen und durch eine unfruchtbare Ruhmsucht, sondern durch das bloße und natürliche Vorherrschen seiner Aufklärung und durch einen Geist der Großherzigkeit und der Philanthropie. Es wird dieß ohne Hinderniß, ohne Kampf, ohne Vergießung eines menschlichen Blutstropfens thun, da Menschenblut ihm einen andern Werth hat als dem heidnischen Alterthum. Wie wird es dazu gelangen? Mit Einem Worte, meine Herrn, dadurch, daß es seinen souverainen Willen feststellt und promulgirt! Die Kanonenschüsse von Navarin hatten einen langen Wiederhall im Oriente. Selbst die Träume der großen Unterdrücker des Orients verirren sich nicht bis zu einem Kampfe mit Europa. Und Sie haben gesehen, wie der Eroberer selbst in der vollen Trunkenheit

seiner Siege, wie Ibrahim still hielt und auf die bloße Notifikation der Mächte, die ihm in sein Lager von Koniah durch einen Tartaren überbracht ward, in seine Wüsten zurückkehrte. Dieß sagt Ihnen, was erst dann geschehen würde, wenn Europa seine mächtige Stimme im Einklang erheben sollte. Uebrigens täuschen Sie sich ja nicht! Es ruft Sie eine unermeßliche Sympathie dazu auf, die christliche Bevölkerung bietet Ihnen offene Arme dar, der Islamismus selbst wartet und ist resignirt, und der Fanatismus spricht dießmal wie die Vernunft. Alles hat den Instinkt dessen, was kommen soll. Es gibt, meine Herrn, zwei Rechte, welche die Jahrhunderte abwechselnd auf der Erde geltend gemacht sahen. Das Recht der Gewalt und der Eroberung, ein rohes und barbarisches Recht, das ich niemals anrufen werde, ein brutales Recht, gegen das jede Civilisation gegründet ward und sich entwickelt. Es gibt noch ein anderes nicht minder beherrschendes, nicht minder unfehlbares, aber bei weitem mehr moralisches und göttliches Recht, das ich anrufe, das die Welt ohne ihr Wissen anerkennt, nämlich das Recht der Civilisation, das Sie ohne Kampf und ohne Hinderniß siegen lassen wird. Ich werde ihnen nicht sagen: Stürzt das ottomanische Reich zusammen! Macht der Civilisation durch den Säbel Platz! Verfahrt mit Gewalt gegen bestehende Rechte, gegen Nationalitäten, gegen Sitten, gegen Gesetze, gegen alte Religionen! Gott behüte mich, meine Herrn; ich vertraue zu sehr der Vorsehung, ich achte zu sehr das Geschick; ich weiß zu gut, wie oft der Mensch seine schwache Vernunft an die Stelle der höchsten Vernunft der Dinge setzt. Aber ich werde Ihnen sagen: Seht zu! Bereitet euch vor! Berathet euch und haltet euch an eine fruchtbare, civilisirende Idee, die früher oder später ihre Anwendung finden wird! Gründet die heilige Allianz und die Civilisation! Dieß, meine Herrn, scheinen mir die Mächte von Europa mehr oder minder bald zu verwirklichen berufen; diesen Gedanken habe ich von Ort und Stelle zurückgebracht, wo er in allen Gemüthern, in allem Volksinstinkte liegt, und diesen möchte ich nun von Ihnen, meine Herrn, als dem großen Conseil von Frankreich und dem Hauptheerde der politischen Gedanken von Europa getheilt sehen. Wenn das ottomanische Reich unter seiner eigenen Lebensunmacht erliegt, so werden die Mächte einen Congreß eröffnen, und Frankreich wird dabei im Vereine mit seinen Verbündeten als Princip festsetzen; 1) daß keine isolirte Macht bei den Ereignissen des Orients, die unmittelbar auf den Sturz des Reiches folgen würden, interveniren dürfe; 2) daß ein allgemeines und collectives Protectorat des Westens über den Osten als Grundlage eines neuen euro-

päischen politischen Systems zugelassen werden solle; 3) daß die ersten Bedingungen dieses neuen öffentlichen Rechts die Unverletzlichkeit der Religionen, der Sitten und der Rechte der bestehenden, in diesen Ländern früher vorhanden gewesenen partiellen Souverainetäten seyn sollten, da Gewalt niemals auf Religionen einwirken dürfe, die nur durch Gewissen und Aufklärung modificirt und erleuchtet werden können; 4) daß zu gehöriger Anordnung dieses allgemeinen und collectiven Protectorats die europäische und asiatische Türkei, sowie die davon abhängenden Meere, Inseln und Häfen in partielle Protectorate oder in Provinzen, welche afrikanischen und asiatischen Provinzen ähnlich wären, wohin die Römer ihre Bevölkerungen und ihre Colonieen schickten, abgetheilt, und daß diese Protectorate, in Gemäßheit nachfolgender Conventionen, den verschiedenen europäischen Mächten zugewiesen werden sollen; 5) daß im Falle eines Kriegs zwischen den europäischen Mächten, welche Schutzmächte dieser Provinzen sind, die Protectorate des Orients in einer vollständigen und beständigen Neutralität bleiben würden. Auf diese Präliminargrundlagen würde sich dieses umfassende System friedlicher Herrschaft festsetzen, das einen Theil des Erdballs wieder bevölkern und civilisiren und im Laufe der Zeit in einer gemeinschaftlichen Verwandtschaft der Racen, der Religionen, der Sitten, der Industrieen und der Aufklärung Europa mit Asien verschmelzen würde. Ich will mich nicht über die materiellen Resultate einer solchen politischen Organisation verbreiten. Sie sind zahllos; sie erklären sich von selbst. Noch weniger will ich mich über die Territorial-Eintheilung und die größere oder geringere Ausdehnung der jeder Macht zugewiesenen Protectorate verbreiten. Dieß ist das Werk der Congresse, dieß ist die Frucht der Erörterung der verschiedenen Interessen und Convenienzen. Hier würde sich dann auch die Frage der Ausgleichungen für diejenigen Mächte von Europa eröffnen, die bei der Theilung dieser Protectorate weniger begünstigt seyn sollten, und hier könnten dann auch die Grundlagen einiger Nationalitäten von Europa nach den Sympathieen der Sitten oder den Erfordernissen der Grenzen mehr erweitert werden. Ist einmal ein großes und nützliches System zugestanden, so befruchtet es alle andern Systeme. Eine politische Wahrheit erzeugt unvermeidlich andere Wahrheiten; eine breite und gerade Bahn führt zu allen glücklichen und unerwarteten Resultaten.

Dieß sind die Ideen, die ich in dieser Erörterung aussäen und, noch ganz warm von den örtlichen Eindrücken und Wahrheiten, der Weisheit Ihrer Berathschlagungen vorlegen wollte. Ich habe Sie in einer der letzten Sitzungen von den unermeßlichen und wohlthätigen

Resultaten unterhalten, die eine solche Politik auf das Gedeihen des Menschengeschlechts und auf die moralische und religiöse Civilisation der Welt haben würde. Sie sehen jetzt ein, welche Resultate dieselbe Politik für Europa selbst haben würde, und welche neue umfassende und gesetzmäßige Bahn sie dem rivalisirenden Ehrgeize der Nationen des Westens, dem Leben, dem Handel, der Industrie, der ungeduldigen Regsamkeit ihrer Bevölkerungen eröffnen würde. Sehen Sie um sich, meine Herrn: inmitten ihrer wunderbaren Fortschritte seufzt und klagt die Bevölkerung; es fehlt ihr etwas, das sie blind von der Politik, vom Kriege, von der Arbeit, verlangt, und das Sie ihr nicht geben können! Ihre zunehmende Civilisation, ihre vervielfachten Kenntnisse, ihre mehr in die Tiefe herabgedrungene Belehrung, ihre durch neue Leidenschaften erweckte Thätigkeit haben ihr auch neue Bedürfnisse, unermeßliche Bedürfnisse geschaffen, denen ihr gegenwärtiger Zustand nicht Genüge leisten kann. Sie bedarf zweierlei Dinge: eine Moral, die ihr die Aufklärung gewähren wird; Sie arbeiten jetzt schon und werden noch mehr daran arbeiten, das erste Bedürfniß der Völker zu befriedigen. Noch ist ein zweites nöthig: eine umfassendere und den Kräften und dem Ehrgeize, welche der Unterricht bei ihr entwickelt und immer mehr entwickeln wird, angemessenere Sphäre der Thätigkeit, eine Nahrung für ihre unermüdliche Regsamkeit und ihren Durst nach Arbeit und Reichthum: Colonieen. Glauben Sie, daß, wenn Rom nicht die Welt besässen hätte; wenn es nicht unaufhörlich auf das römische Universum, wie ein allzu angefüllter Bienenstock, seinen Ueberfluß an Kraft, Leben und Thätigkeit ausgebreitet hätte; wenn es nicht seinen Demagogen Provinzen zu geben gehabt hätte, um sie zu regieren; wenn es keine Ländereien, um sie an seine Veteranen zu vertheilen, gehabt hätte, glauben Sie, daß es dann nicht hundertmal zu Grunde gegangen, von seinen eigenen Händen zerrissen, von seinem eigenen Lebens- und Energie-Ueberfluß erstickt worden wäre? Es fühlte dieß, meine Herrn, und sein Instinkt war die Eroberung. Das neuere Europa ist das, was Rom war. Sein Instinkt ist die Arbeit und die Civilisation; ein erhabener Instinkt, der eben so sehr über den von Rom erhaben ist, wie unsere Moral der Religion und der Liebe über die Sklaverei, dem öffentlichen Rechte der Barbarei, erhaben ist.

Wohlan! meine Herrn, möge Europa sich selbst verstehen; möge es Asien und Afrika colonisiren; möge es sich an diesen öden Gestaden mit dem Ueberflusse seiner Thätigkeit, mit seinen edlen Leidenschaften, mit seiner fortschreitenden Civilisation und Religion verbreiten;

möge es in diese verlassenen Regionen eindringen, die eine eifersüchtige und selbstmörderische Politik ihm auf immer verschließen möchte; und Sie, meine Herrn, stellen Sie sich an die Spitze dieses heiligen Kreuzzuges der Menschheit, indem Sie die Idee, die bereits in dem ganzen Oriente keimt, und die ich nur die Ehre hatte Ihnen zuerst vorzutragen, genehmigen.

Zum Schlusse, meine Herrn, noch eine einzige Erwägung. Sie haben das Meer mit ihren Kriegsschiffen bedeckt, Sie haben sich, wie alle europäischen Nationen der Demüthigung des Visitationsrechtes unterworfen, Sie haben fast alle Ihre Colonieen geopfert, von jenem allmächtigen Instinkte „Menschlichkeit," der stärker, als selbst die Interessen, ist, angetrieben, und alles dieß, um den Handel mit einigen elenden Negern zu hindern, die durch die Habsucht an die Tyrannei verkauft wurden, und wenn es sich davon handelt, eine Hälfte der Welt frei zu machen, selbst die Quelle der Sklaverei auf immer zu vertrocknen und das Menschengeschlecht an Gestaden, die es verzehren, zu vervielfachen, sollten Sie da wohl Bedenken tragen? Und sollte ein solches Resultat nicht einiger großherzigen Bemühungen werth seyn?

9. Friedrichs I. Barbarossa Rede,

gehalten an die Abgeordneten der Römer auf seinem ersten Zuge nach Italien im J. 1155. *)

Bald nachdem Friedrich zum deutschen Könige gekrönt worden war, zog er mit einem Heere nach Italien, um in Rom die Kaiserkrone zu empfangen, und war ungehindert bei Sutri, etwa eine Tagreise diesseits Rom, angelangt. Da glaubten die Römer, obgleich sie unzufrieden waren, daß Friedrich ihnen seine Erhebung zum deutschen Könige nicht einmal gemeldet und sich gegen Arnold von Brescia feindlich bezeigt hatte, keineswegs länger zaudern zu dürfen, und schickten ihm sorgsam erwählte Männer entgegen, welche seinen Sinn erforschen, die Verhältnisse entwickeln und ihre Wünsche vortragen sollten. Nach erhaltenem sichern Geleite trafen sie den König zwischen Sutri und Nepi und sprachen vorgeführt also:

„Möchtest du, o trefflicher König, günstig und mit unbefangenem Sinne das anhören, was dir Rom, die hehre Gebieterin der Welt, durch unsern Mund verkündet. Ich freue mich, so redet sie dich an, wenn du in Frieden kommst; oder vielmehr ich freue mich, weil ich voraussetze, daß du so kommst. Du trachtest nach der Herrschaft über den Erdkreis, und siehe, ich stehe gern auf, dir die Krone zu reichen, ja ich trage sie dir selbst freudig entgegen. Denn warum sollte der, welcher sein Volk besucht, nicht als Friedensbringer kommen? Warum sollte er nicht mit edler Dankbarkeit auf das Volk hinblicken, welches die thörichten Anmaßungen

*) Aus Raumers Geschichte der Hohenstaufen IV. Buch 1. Hauptstück.

der Geistlichen (sie wollten irdische und überirdische Macht zugleich besitzen, zugleich Schwert und Kelch führen) zu seinem Besten gebrochen hat? Nun werden, das hoffe ich, die alten Zeiten, nun werden, und das erbitte ich, die alten Rechte und Freiheiten der herrlichen Stadt zurückkehren. Unter diesem Fürsten wird Rom wieder die Zügel der Welt ergreifen, unter diesem Kaiser des Erdkreises Zügellosigkeit gebändigt, und zu dem Namen des Augustus auch dessen Macht und Ruhm gesellt werden. Du weißt, wie Rom durch die Weisheit der senatorischen Würden, durch die Tugend und zuerst des ritterlichen Standes seine Hände von Meer zu Meer ausstreckte und seine Herrschaft nicht bloß bis an die Grenzen des Erdkreises erweiterte, sondern auch Inseln, welche darüber hinauslagen, mit diesem Erdkreise verband und die Zweige seiner Hoheit selbst bis dahin verzweigte. Nicht die stürmischen Fluthen der Meere, nicht die unersteiglichen Felsrücken der Alpen gewährten Schutz: Alles bezwang die unbezwingliche Tapferkeit der Römer. Lange schlummerten durch die Abwesenheit unserer Fürsten und die Vernachlässigung des Senats diese unbesiegbaren Kräfte Roms, bis in unsern Tagen wieder hergestellt wurden der Senat und die Ritter, die Tribunen und das Capitol. Du aber, scheinen dir nicht solche Gesinnungen und Thaten alles Lobes und Dankes würdig? Erfreust du dich nicht des Glanzes, welcher hiedurch auf deine Person zurückstrahlt? — Höre nur noch, o Fürst, milde und geduldig das Wenige, was ich dir von deinen und meinen Rechten zu sagen habe; zuerst jedoch von den Deinigen, denn es heißt ja: mit Jupiter der Anfang! Du warst ein Gast, ich machte dich zum Bürger; du warst ein Fremdling aus überalpischen Ländern, ich erhob dich zum Fürsten; und Rechte, die mein waren, habe ich dir gegeben. Dafür mußt du meine alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen anerkennen; du mußt eine Sicherheit stellen, daß Barbarenwuth keines meiner Rechte verletzte; du zahlst meinen Beamten, die dir auf dem Capitol zujauchzen werden, 5000 Pfund Silber; du stellst mir hierüber feierliche Urkunden aus; du beschwörst Alles zur Beseitigung von Zweifeln und Verdacht!"

Als der König diese Reden hörte, die nach römischer Sitte noch weit ausgesponnen werden sollten, stand er zornig auf und rief, jene unterbrechend:

„Ich kann mich nicht genug wundern, daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmassung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Roms; denn nur zu wahr sagte schon jener alte Römer: auch aus diesem Staate ist die Tugend gewichen, auch er vermochte nicht dem Wechsel der Zeiten zu widerstehen. Wollt ihr erkennen, wo Roms weiser Senat, seine tapfere Ritterschaft, sein tüchtiges Volk anzutreffen sey, so seht unsern Staat an. Nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen auf die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Bei uns ist Zucht und Gehorsam, ausharrender Muth, ruhige Ueberlegung, Treue und Redlichkeit: bei euch nur Ungehorsam und Willkühr, Hochmuth und Wankelmuth, unbesonnene Tollkühnheit und leeres Spiel mit Worten und

Eiden. Darum regieren auch deutsche Könige, darum rathschlagen für euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für euch deutsche Ritter. — Ihr hättet mich gerufen, um von eurer Gnade Bürgerrecht und Krone zu empfangen? Wer erstaunt nicht über so unerhörte, grundlose Rede! doch ja, ich komme gerufen: aber nicht, um von euch zu empfangen, sondern um euch zu retten von innerm und äußerm Zwiste: ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu den Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängstigten. Ihr fordert mich auf zur Gerechtigkeit und zum Schutze Roms. Sind eure Forderungen ungerecht, so werden keine Worte mich täuschen: sind sie gerecht, so bedarf es keiner belehrenden Weisungen; denn ich schütze den Geringsten, wie vielmehr die Hauptstadt meines Reiches. Ihr verlangt die Bestätigung eurer Gesetze und Freiheiten; wo beständen aber Gesetze verbindlich für euch, die nicht von den Deutschen herrührten? und seit wann gäbe das Volk dem Fürsten, und nicht der Fürst dem Volke die nöthigen Gesetze? Ihr fordert weiter mit eigennütziger Begier, daß ich mein Eigenthum erkaufe: bin ich denn etwa euer Gefangener, bin ich in euern Banden, daß ich mich mit Geld löse? Wollt ihr mich zwingen zu zahlen, statt freiwillig zu spenden? Nur die pflege ich königlich zu belohnen, welche sich um mich verdient machen; wer aber Ungerechtes ertrotzen will, dem wird mit Recht selbst Billiges verweigert. Ihr verlangt endlich, mit unbegreiflicher Verwirrung aller Begriffe: der König, dem alle Eide geleistet werden, solle euch, den Unterthanen, unzählige Einrichtungen, Gesetze, Begünstigungen u. s. w. beschwören. Wahrlich, mein Wille ist unwandelbarer, als eure Gesetze, und mein einfaches Wort gilt mehr, als eure Eide.“

10. Bernhard Huber's
Ringrede, gehalten am 17. Mai 1798 im großen Rathe zu Aarau.

Rapinaz, der von dem französischen Direktorium in der Schweiz aufgestellte Regierungs-Commissär, erklärte in einem Schreiben an das Vollziehungs-Direktorium der helvetischen Republik, es könne den Direktoren nicht zustehen, der Ausführung von Maaßregeln französischer Behörden Hindernisse in den Weg zu legen; ihre Amtsvollmacht erstrecke sich nur auf die innere Verwaltung der helvetischen Republik; er habe daher die Siegel, welche das helvetische Direktorium auf die in Bern befindlichen Staats-Kassen habe legen lassen, als von dem Eigenthum der französischen Republik, abgerissen. Das Vollziehungs-Direktorium übersandte dieses unerhörte Aktenstück sogleich dem versammelten großen Rathe, welcher darüber so sehr betroffen war, daß Keiner sich äußern wollte, und der Präsident Kuhn nur auf den Druck desselben antrug. Am folgenden Tage aber erhob sich

nach Verlesung des Protokolls B. Huber aus Basel und sprach das allgemeine Gefühl der Entrüstung in folgender Rede aus:

„Als gestern der Brief des französischen Commissärs an das helvetische Direktorium vorgelesen wurde, da erfolgte Stille des Grabes in der Versammlung; sie war eine Wirkung des Erstaunens und Unwillens. Ein einziges Mitglied begehrte das Wort und verlangte die Einrückung des Briefes in das Amtsblatt des großen Rathes. Ohne Zweifel glaubte dasselbe, die Bekanntmachung dieses Briefes werde hinreichend seyn, um der ganzen Nation die Empfindungen mitzutheilen, die dessen Anhörung bei seinen Stellvertretern bewirkt hatte.

Auch ich habe Erstaunen und Unwillen mit euch getheilt. Ich habe die letztere Empfindung unterdrückt, um ruhig über den Inhalt des Briefes nachdenken zu können. Ueberall fand ich Widersprüche und Verwechslung von Begriffen in demselben; aber doch konnte ich mir nicht verhehlen, der Inhalt sowohl als die Ausdrücke des Schreibens seyen so beschaffen, daß sie bei der helvetischen Nation Besorgnisse erwecken und einen gerechten Verdacht erregen müssen, ihre Unabhängigkeit stehe in Gefahr. — Fern sey von uns der Gedanke, das französische Direktorium hege solche Gesinnungen — dieß ist unmöglich! — denn es wäre ganz den Grundsätzen und der Verfassung der großen Nation zuwider; zuwider ihren Vortheilen, zuwider ihren Absichten. Wie? die Glieder dieser Regierung, die seit der Morgenröthe der Revolution die unversöhnlichsten Feinde der Tyrannei und Anarchie waren, die eifrigsten Beförderer der Republik, die unerschütterlichsten Schützer der auf die wahren Rechte der Menschen gegründeten Verfassung, sie, welche vor ganz Europa in Gegenwart aller Heere der gegen sie verbündeten Monarchie die Unabhängigkeit der Völker erklärten; sie, welche die tapfern Vertheidiger der Freiheit über den Jura gesandt; haben, um uns dem Joche der aristokratischen Tyrannei zu entziehen, sie, die um unsere Vereinigung und Unabhängigkeit zu beschleunigen uns zum Vereinigungspunkte eine Verfassung an die Hand gaben, welche ohngeachtet ihrer Unvollkommenheiten alle Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, der Einheit der Nation und der repräsentativen Demokratie enthält, die wir einmüthig angenommen haben? Wie? diese Retter ihres Vaterlandes, diese Helden der Menschheit könnten auch nur den Schatten eines solchen Gedankens haben, der unserer Unabhängigkeit zu nahe treten würde? — Was sind wir denn, Helvetier? Entweder sind wir ein Theil der freien Nation, oder wir sind Unterthanen, oder wir bilden selbst ein freies unabhängiges Volk! Welcher Republik sind wir denn einverleibt? — Sklaven sollen und wollen wir noch weniger

seyn! Seit Monaten haben wir unsere Fesseln zerbrochen! Dank dem edelmüthigen Beistand des großmüthigen Volkes! die helvetische Nation hat ihre Souverainetät wieder erworben: das Volk hat sie in seinen Versammlungen ausgeübt, indem es die neue Verfassung angenommen, seine Gewalt uns übertragen und uns hieher gesandt hat, seine Stelle zu vertreten! Was war hier unsere erste Handlung? War es nicht die feierliche Erklärung der Unabhängigkeit der helvetischen Nation? Wer waren die ersten Zeugen dieser Handlung? Waren es nicht unsere Brüder und Beschützer, die Franken?

Und die erste Stimme, die sich hier im Tempel des Vaterlandes erhob, war es nicht die einmüthige Stimme des wärmsten und aufrichtigsten Dankes gegen unsere Befreier? — Ich verlange daher, Bürger Repräsentanten, daß ihr den Beschluß fasset, das helvetische Direktorium einzuladen, eine öffentliche und freundschaftliche Erklärung über die besorglichen Ausdrücke, welche der Brief des französischen Kommissär enthält, zu begehren. — Die Antwort kann nicht anders als unserer Erwartung gemäß, das heißt, beruhigend ausfallen. — Wäre das Gegentheil möglich? Ja dann! sehet, Brüder, diesen Ring!* Auf ihm ist der Denkspruch eingegraben: „Frei leben oder sterben!“ Dieser Ring ist von meinen Finger nicht gekommen seit dem Jahre 1789 — seit dem Zeitpunkte, in welchem der schöne Denkspruch Wahlspruch aller guten Franken wurde. — Der Wahlspruch ist eben so wenig von dieser Zeit an einen Augenblik aus euern Herzen gewichen, dessen bin ich überzeugt. Wohlan denn, Brüder, liebe theure Brüder! hört noch ein Wort, ein Wort aus der Tiefe des Herzens gesprochen! Sollte es je geschehen, daß Gewalt einigen Angriff in unsere Unabhängigkeit wagte; sollte es je geschehen können, daß Uebermacht unsere Freiheit hemmte; dann! — wenn ich noch den Vorsitz bei euch führte — würde ich das Stimmenmehr aufnehmen: Sterben wir? Ja oder nein: ich, stimmte dann zum Tode für's Vaterland!

Es lebe die Freiheit und Unabhängigkeit der helvetischen Nation! Ueberleben müsse sie von uns keiner!

---

* Huber zog hiebei einen Ring von seinem Finger, der mit obiger Devise geschmückt war. Die Rede, welche seitdem Ringrede heißt, ward von der ganzen Versammlung mit dem ungetheiltesten Beifalle aufgenommen.

11. Oberländer's Rede über die Preßfreiheit, gehalten in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843.

„Meine Herrn! Da ich gestern wegen bedeutenden Unwohlseins nach Beginn der Tagesordnung unsere Versammlung verlassen mußte, und daher die von den verschiedenen Rednern entwickelten Ansichten nicht kenne, auch mein körperlicher Zustand heute nur taliter qualiter das Sprechen zuläßt, so werde ich Ihre gütige Nachsicht in mehr als Einer Beziehung in Anspruch nehmen müssen. Aber wenn diesmal auch schon vier und siebzig Mitglieder unserer Kammer sich erhoben hätten für das kostbare und unveräußerliche Recht der freien Gedankenmittheilung, so würde ich keinen Anstand nehmen, mit meinen letzten Kräften als fünf und siebzigster Sprecher aufzutreten für die Freiheit des menschlichen Geistes, für das wichtigste Hülfsmittel zu jeglichem Fortschreiten in allen Gebieten menschlicher Kenntniß und Wissenschaft, für dieses sicherste Schild gegen die Schläge des Unrechts, der Unterdrückung und der Willkühr jeglicher Art, für die mächtigste Schützerin und unentbehrliche Gewährleisterin aller übrigen Freiheiten — für die Preßfreiheit, ohne welche alle Repräsentativverfassung für immer ein leerer Schall bleibt. Darum wird in diesen Reihen der würdigen Vertreter des sächsischen Volkes, der treuen Wächter seiner Verfassung, über diese Frage nur Eine Stimme seyn, wie es nur Eine Stimme ist unter allen Verständigen und Wohlgesinnten aller civilisirten Völker des Erdbodens. Ich trete damit nicht in Opposition gegen die Ansichten, die so eben ein verehrter Staatsminister entwickelt hat. Auch er gehört gewiß zu denjenigen, welche die Freiheit des menschlichen Geistes, also die Preßfreiheit, im Princip anerkennen, nur daß wir wegen der Mittel zur Abwendung des Mißbrauchs dieses Rechts nicht einerlei Meinung seyn werden. In diesem wichtigen Moment, wo ein ganzes Volk, gestützt auf sein gutes, durch das Herzblut seiner Kinder, durch seine Liebe und Treue für Fürst und Vaterland verdientes, durch heilige Urkunden verbrieftes Recht, seine Regierung um Erhörung bittet, da fehlt nicht die innerste Bewegung der Seele, da steht vor ihr die ganze Wichtigkeit der Stellung eines Volksvertreters. Mit tiefer Bewegung, von dem großartigen Verhältniß der Sache durchdrungen, mit Begeisterung, aber darum nicht ohne Prüfung und Ueberlegung, gebe ich meine Stimme ab. Daß ich sie noch in dieser Sache, auf dieser erhabenen Stelle, in dieser ehrwürdigen Halle, wo sich vor den Blicken von ganz Deutschland die Vertreter eines würdigen und intelligenten

Volkes über eine Angelegenheit nicht nur ihres Landes, sondern der ganzen Menschheit mit dem Aufblick auf den, der Alles leitet, berathen, abgeben kann, das werde ich stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen. Mein Zweck kann nicht seyn. Ihr gewichtiges Einverstehen mit den Anträgen unserer Deputation erst hervorzurufen, denn ich müßte bei Ihnen in den Verdacht großer Eitelkeit kommen, wenn ich die Meinung verriethe, als könnte ich noch etwas Neues hinzufügen, sondern damit möglichst aus allen Theilen des geliebten Vaterlandes jenes Einverstanden erschalle und nachhalle, und unsere Regierung sich um so sicherer davon überzeuge, daß auch das sächsische Volk seine Bitten nicht eher einstellen werde, bis erfüllt worden, was den Völkern Deutschlands, nachdem sie das Vaterland vor der Schmach fremder Despotie befreit, und ihre Fürsten in ihren Rechten und Thronen befestigt, von letzteren vor ganz Europa feierlich verheißen, und in allen Verfassungsurkunden der einzelnen constitutionellen Staaten Deutschlands noch besondes zugesichert und befestigt worden ist. — Verlangt ganz Deutschland die Preßfreiheit nach dem 18. Artikel der deutschen Bundesacte vom 8. Junius 1815, so beanspruchen wir Sachsen sie noch besonders nach §. 35 unsrer Verfassungsurkunde. — Nach einer bekannten Rechtsregel ist ein nach Zeit und Umfang unbestimmt gelassenes Versprechen so bald und so gut als möglich zu erfüllen. Nach einem fast zwölfjährigen Zeitraume sind wir aber noch da, wo wir vor dem Versprechen waren. Und daß, was den Umfang dieses Versprechens anbelangt, der vorgelegte Gesetzentwurf eher jeder anderen Sache als einem Preßfreiheitsgesetze ähnlich sieht, darüber braucht man nicht erst einen Commentar zu schreiben. Ist aber die Verfassung nicht das kostbarste Gesammtgut für Fürst und Volk, die Gewährleistung des gegenseitigen Rechts, woran Fürst und Volk gleichen Antheil nehmen? Es ist also auch die Heilighaltung und die Erfüllung der Verfassung die wichtigste Angelegenheit für Alle; Fürst und Volk, die Minister und die Stände, haben hier alle gleiche Pflicht. Darum, meine Herrn, wer für die Constitution, wer für einzelne Paragraphe der Constitution, wer für die Preßfreiheit spricht, der spricht nicht nur für das Volk, sondern auch für die Regierung. Es besteht aber diesen heiligen Bestimmungen entgegen nicht die Preßfreiheit, der Grundsatz, sondern die Censur, als das pure Gegentheil. Kaum kann es zwar fehlen, daß das, was hier gesagt werden muß, da und dort mißliebig aufgenommen werden wird; allein die freie Rede, die Rede der innern Ueberzeugung ist ein uns anvertrautes Gut, für dessen Nichtgebrauch wir eben so verantwortlich sind wie für den bösen Gebrauch. — Der einzige

Grund, der gegen die Preßfreiheit angeführt zu werden pflegt, besteht darin, daß sie oft mißbraucht werden könne und leider überall mißbraucht werde. Aber wir wollen dem Mißbrauch ebenfalls Schranken setzen. Diese Freiheit darf nicht die Rechte Anderer und das Sittengesetz verletzen, nicht die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden. Die Ueberschreitung dieser Grenzen, der Mißbrauch dieses Rechts muß der strengsten Bestrafung und Civilentschädigung unterworfen seyn. Die durch die Presse begangenen Verbrechen müssen sogar härter behandelt werden als die gewöhnlichen, weil ihre Wirkung weithin verbreitet ist. Denn eine Verläumdung, eine Verletzung, ein Angriff, der mit der Schnelligkeit der Preßverbreitung geschieht, schlägt tiefere Wunden als die mündliche Rede. — Dieser Gefahr vorzubeugen ist jetzt die Censur bestimmt. Allein abgesehen davon, daß dieses Institut den Mißbrauch, wie wir Alle wissen, nicht hindert, so hat es auch große Nachtheile und Rechtsverletzungen in seinem Gebiet und Gefolge. An die Stelle der Censur sollen zur Abwendung des Mißbrauchs der Presse die strafenden Gerichte treten, und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältnisse der Presse am zweckmäßigsten die Geschwornengerichte. Wir weisen also gänzlich zurück die Beschuldigung, als verlangten wir eine unumschränkte Freiheit der Presse; auch wir fordern die Beschränkung derselben, aber nicht durch die Willkühr, dies ist der unauslöschliche Charakter selbst der sogenannten liberalen Censur, sondern durch das Gesetz, was oft noch härter seyn mag als die Censur. Denn gerecht ist der Abscheu gegen den Mißbrauch der Presse und gegen die Preßfrechheit. Allerdings kann die Freiheit der Presse zu den tiefsten Abscheu erregenden Mißbräuchen übergehen. Wie in allen menschlichen Dingen, so ist auch hier der böse Wille zu fürchten. Was ist aber im menschlichen Leben Großes und Edles nicht mißbraucht worden, was kann nicht gemißbraucht werden? Sollen wir die Religion abschaffen, die Kirchen schließen, weil auch sie unzählige Male mißbraucht worden sind? Sollen wir das monarchische Princip, das Königthum für verwerflich erklären, weil es oft in Sultanismus ausartete und zur Unterdrückung der Menschenrechte mißbraucht wurde? Können wir die heilsamsten Einrichtungen und Anstalten des Staates entbehren, weil so oft Unheil aus ihnen hervorgeht, und sie für Einen oder den Andern mit Beschränkungen und Beeinträchtigungen verbunden sind? Ueber die Mißbräuche darf man die Wohlthaten nicht vergessen, und das Nothwendige muß man um so mehr beibehalten, wenn die letzteren die Nachtheile der ersteren aufwiegen. Daß aber alle Erscheinungen des Mißbrauchs der Presse, als Verläumdungen und empfindliche Verletzungen

von Privatpersonen, Angriffe der Religion und Sittlichkeit, Verbreitung von Lehren, welche dem Staat im Ganzen oder der Staatsregierung nachtheilig sind, welche die Grundsätze der Ordnung untergraben, Liebe und Vertrauen der Unterthanen zu ihren Fürsten erschüttern, auch in solchen Ländern vorkommen, wo die literarischen Erzeugnisse der Censur unterliegen, das wird Niemand läugnen, das ist eine tägliche Erfahrung aller Zeiten und Völker. Eine Maßregel aber, die neben dem Vorwurfe der größten Ungerechtigkeit auch noch der der Unzweckmäßigkeit trifft, die wird Niemand für die Länge vertheidigen wollen; es können sie höchstens außerordentliche Umstände auf Zeit rechtfertigen. Ich habe die Censur ungerecht genannt, weil sie eine jede Rechtfertigung ausschließt, wenn der Censor streicht, was ich geschrieben habe. Ich kann mich ihm gegenüber nicht rechtfertigen, nicht beweisen, daß er mit Unrecht gestrichen hat, weil die Erlaubniß der Veröffentlichung der Sache vor dem Publikum, die einzige Möglichkeit zur Rechtfertigung, mir entzogen ist. Willkühr ist und bleibt der ausschließliche Charakter der Censur, also eines Instituts, welches constitutionelle Staaten nicht kennen sollten; denn es ist dem subjektiven Ermessen des Censors überlassen, die Meinungen, welche er für schädlich, für irrig hält, nach seinem Belieben zu streichen. Ist es aber nicht Hohn gegen den menschlichen Geist, gegen die Gottheit selbst, einem Menschen das vernichtende Urtheil über die geistigen Erzeugnisse vieler tausend anderer ihm nicht Nachstehender, ihn vielleicht hundertmal Ueberragender einzuräumen? In einem constitutionellen Staate soll kein Bürger in der Ausübung eines wesentlichen Rechtes der Willkühr eines andern unterworfen seyn, das ist ein Satz, welchen Niemand bestreitet. Wie will man nun diese Willkühr bei dem unveräußerlichsten aller Rechte, bei dem Rechte, Andern seine Gedanken mitzutheilen, Belehrung zu geben und zu empfangen, rechtfertigen? Wie kann man einem einzelnen Menschen das Recht verleihen, nach Willkühr die Gedanken seiner Mitbürger zu verstümmeln, zu verfälschen; und wie will man einer gebildeten Nation zumuthen, nur das als Wahrheit gelten zu lassen, was der Censor für wahr hält? Wie darf man sich in christlich-constitutionellen Staaten erlauben, die freie Entwicklung der Keime und Anlagen zu hindern, welche die Natur und der Schöpfer in uns gelegt hat? Der Zwang der Geister ist eine wahre Versündigung gegen den Schöpfer. Hat man die Sklaverei des menschlichen Körpers, die Leibeigenschaft, für immer aufgehoben, sind wir der Sklaverei des Grundeigenthums d. h. den auf dem Grundeigenthume haftenden Lasten entgegengetreten, so werden wir auch wie aus einem Munde die Sklaverei des menschlichen Geistes, das heißt die Unterdrückung der freien

Presse, die Censur, verdammen. Denn jede Sklaverei ist eine Schmach; und da in dieser geehrten Versammlung wohl Niemand läugnen wird, daß der Geist höher steht als der Körper und das Grundeigenthum, so ist die Sklaverei des Geistes, die Unterdrückung der freien Presse, gewiß eine größere Schmach als jede der beiden andern. Dies erkennt auch unsere Verfassung ausdrücklich an, indem sie dieser Sklaverei ein Ende zu machen versprochen hat. Ja, wir fordern das Recht zurück, welches der Schöpfer und die Natur den Menschen gab, welches aber eine falsche und übelverstandene Politik der Regierungen ihnen nahm und bis jetzt vorenthielt. Und welcher Nutzen wurde durch solche Maaßregeln der Regierungen erzeugt? Wurden die Mißgriffe der Regierungen etwa weniger getadelt und angegriffen, weil dieß im Verborgenen geschah? Konnte Vertrauen und Liebe daraus erwachsen, daß man die Erfüllung jener heiligen Versprechungen von Zeit zu Zeit hinausschob, daß man nur der Regierungspartei die Freiheit der Presse gestattete, alle Uebrigen aber zum Stillschweigen verdammte? In Nichts trifft die Regierungen mehr der Verdacht, in den Völkern keine anderen Meinungen als die ihrigen zuzulassen, als in der Unterdrückung der Preßfreiheit. Wenn sich hie und da in Deutschland Stimmen von Unzufriedenen gezeigt haben, so liegt der Grund vorzugsweise darin, daß jene Verheißung nicht erfüllt worden ist; und auch für die andern Gründe der Unzufriedenheit würde es zur alsbaldigen Beschwichtigung beitragen, wenn man endlich die verheißene Preßfreiheit gäbe. Meine Herrn, es gibt — also sagt ein großer und von Königen geehrter Schriftsteller — es gibt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige wahrhaft schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle. Haben aber die deutschen Minister unsern Fürsten die Wahrheit gesagt, wenn sie ihnen vorgeredet haben, daß die deutsche Bundesakte in ihrer Reinheit und Preßfreiheitsverheißung keine Gewährleistung mehr gäbe für die Ruhe und Ordnung in unserm deutschen Vaterlande? Hat sich die deutsche Nation in der That seit dem Jahre 1815 als eine so schlechte und unwürdige gezeigt, hat sie ihre Pflichten gegen den Fürsten in der That so schlecht erfüllt, daß man sich für ermächtigt hält, die Erfüllung der Rechte zu suspendiren, welche man ihr zugesichert hat? Hat sie wirklich verdient, daß nun seit einem Vierteljahrhundert das Martialgesetz gegen dieselbe in Anwendung gebracht wird? Dem Himmel sey Dank, Deutschland bewahret noch den Nationalcharakter seiner Väter,

und seine Volksstämme werden sich stets als eine Nation bewähren, die, um mit den öffentlich ausgesprochenen Worten eines deutschen Ministers zu reden, — durch ihren edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihren Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europa's würdig geblieben ist. Eine Nation, die ein solches Lob verdient, kann so schnell nicht ausarten. Warum hat man nicht längst auf gesetzlichem Wege, statt auf dem der Willkühr und der verhaßten Censur, die Mißbräuche der Presse zu bekämpfen gesucht? Bieten Deutschlands Gerichte so wenig Garantie, daß Preßunfug, Preßmißbrauch vor ihren Tribunalen ein Asyl gefunden haben würde? Sollte, also sagt der biederfeste Schlözer, etwas dem Staate oder einem einzelnen Bürger Schädliches gedruckt werden, so findet sich in jedem Lande schon eine Stelle, die dagegen Rath schaffen kann und muß. Sie heißt die heilige Justiz. Deutschlands Gerechtigkeitspflege weist den Verdacht der Begünstigung der Preßverbrechen mit Entschiedenheit und der tiefsten Indignation zurück, und nimmt mit Recht das Vertrauen in Anspruch, daß wahre Gesetzübertretungen durch die Presse bei ihr stets eine unparteiische, umsichtige und ernste Rechtsprechung gefunden, und letztere unfehlbar den Zweck aller Strafjustiz auch hier nicht verfehlt haben würde. Darum kann ich nimmermehr glauben, daß unsere deutsche Nation, und die sächsische insonderheit, nicht eben so gut seyn sollte, wie irgend eine von denen, welche der Preßfreiheit sich erfreuen. Nun wohlan, meine Herrn, wenn man überall mit dem Munde der deutschen Nation das beste Zeugniß gibt, so gebe man es ihr auch durch die That, so behandle man sie auch darnach, und spreche durch Entziehung solchen einem würdigen und freien Volke gebührenden Rechts nicht das beleidigende Urtheil aus: die deutsche Nation ist weder würdig noch reif, so behandelt zu werden, wie die Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier, Schweizer, Schweden, Dänen, Nordamerikaner, ja selbst wie das junge Volk der Griechen, welches erst vor wenig Jahren aus der fast vierhundertjährigen türkischen Sklaverei befreit worden ist, und deßhalb doch wohl den Gebrauch der Freiheit noch nicht so gewohnt ist wie das deutsche. Oder wollen etwa die deutschen Regierungen das Letztere bestreiten? Sonach ist es eine Schmach, eine Herabwürdigung der deutschen Nation, daß man ihr die Preßfreiheit entzieht, daß sie sich also von den andern Völkern Europa's unterscheiden muß, und auch in der That deßhalb vielfach verhöhnt wird. Ist aber die Schmach der Völker die Ehre der Regierungen?! Wenn die deutsche Nation, wie Alle mit dem Munde anerkennen, eine edle ist, und die eben durch

die Eigenschaften des Geistes und des Herzens verdient, besser behandelt zu werden, wenigstens eben so gut, wie andere; so ist es traurig, sehr traurig für uns, daß man eine solche Schmach auf uns ruhen läßt. Und dieses besonders auf unser Vaterland Sachsen angewendet, so ist es noch demüthigender und niederschlagender, daß unsere Regierung nicht einmal die provisorischen, durch angebliche Schuld des deutschen Volkes hervorgerufenen, Ausnahmegesetze für hinreichend hält, daß sie bis jetzt nicht einmal das gewährt hat, noch gewähren will, was jene gestatten. Womit hat solches das sächsische Volk verdient? Wir haben nichts verbrochen, und das sächsische Volk, in dessen Namen wir hier stehen, hat auch nichts verbrochen. Meine Herrn, soll ich noch eine gewichtige Autorität dafür anführen, daß man sonst wirklich nicht so verächtlich von dem deutschen Volke, seinen Verdiensten und Ansprüchen dachte? Es sind die Worte des Präsidialgesandten der hohen Bundesversammlung selbst, in dem Protokolle vom 17. Mai 1817 ausgesprochen: „Die Bundesversammlung wird, eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, und der Vorschriften und Zwecke der Bundesakte, sich durch keine ungleiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten lassen, selbst bedrängter Unterthanen sich anzunehmen, um auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker vom fremden Joche befreit, und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkühr treten möge." Die deutschen Völker haben also nach Auflösung des deutschen Reiches nicht schlechter gestellt werden sollen; nach diesem Programm des Bundestages hat die Willkühr ein Ende nehmen sollen. Ist nun unser Rechtsanspruch auf Preßfreiheit so begründet, daß, wenn es noch ein höchstes deutsches Reichsgericht gäbe nach altem Zuschnitt, nicht besser, ein solches nach dem darüber vorhandenen Brief und Siegel unbezweifelt eine Verurtheilung der einzelnen deutschen Regierungen zu Gewährung der versprochenen Preßfreiheit aussprechen würde, so lassen Sie uns, meine Herrn, mit diesem Programm der deutschen Bundesversammlung in der Hand getrost die Frage aufwerfen, wer die Schuldner seyen, die Völker oder die Regierungen? Daß aber die Gründung des deutschen Bundes wirklich und wahrhaftig, woran man jedoch jetzt hier und da zu zweifeln anfängt, nicht nur die Befestigung der Fürstenthrone und der Privilegien der Bevorzugten, sondern auch die Sicherung der Rechte der deutschen Nation und der Unterthanen der Bundesstaaten zum Zwecke hatte, davon zeugt deutlich die Note, welche von den neun und zwanzig deutschen

Fürsten am 16. November 1814 den Gesandten von Oesterreich und Preußen in Wien übergeben wurde, und worin es unter Andern heißt: „Namentlich sind wir damit einverstanden, daß aller und jeder Willkühr, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, so im Einzelnen in allen deutschen Staaten durch Einführung landständischer Verfassungen vorgebeugt werde." Gelegentlich und nebenbei gesagt, kann ich diese Note auch nicht anders verstehen, als daß es in der Absicht der kontrahirenden Fürsten gelegen habe, eine Repräsentation der deutschen Nation auch bei der Bundesversammlung eintreten zu lassen, was auch nach Aufhebung der höchsten deutschen Reichsgerichte unerläßlich war. Meine Herrn! ich brauche mich nicht vor dem Einwande zu verwahren, als ob ich von dem Berathungsgegenstand abwiche; denn ich habe schon vorhin angedeutet, die Unterthanen der deutschen Bundesstaaten haben durch Auflösung des deutschen Reiches nicht schlechter gestellt werden sollen. Gewiß ist es aber, daß, wenn noch ein höchstes deutsches Reichsgericht bestände, auf Grund der Briefe und Siegel, welche wir über die Zusicherung der Preßfreiheit aufzuweisen haben, die Verurtheilung der einzelnen Regierungen auf Gewährung derselben erfolgen müßte. Unser größtes Unglück ist und bleibt es, daß die neue Staatenbildung, die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands, nicht unmittelbar nach Auflösung des deutschen Kaiserthums und der damit zusammenhängenden Institutionen geschehen ist, vielmehr der für Deutschland ewig schmachvolle Rheinbund dazwischen liegt; denn außerdem würde sich das Neue an das bestehende Alte angeschlossen haben. Das Neue hat aber nur einen Werth, wird nur dann gerecht, wenn es sich an das bessere Alte anschließt, im Sinne des besseren Alten geschieht. Ist man nicht in dieser Versammlung, nicht bei der Regierung darüber einverstanden, daß man bei allen Reformen auf historischem Boden stehen müsse? Damals hat man aber den historischen Boden verlassen, man hat Neues geschaffen, ohne sich der alten Rechte zu erinnern, und dadurch ist es geschehen, daß wir um unsere besten Rechte gekommen sind. Durch die Knechtung und die schmachvolle Unterjochung der deutschen Fürsten und der deutschen Nation durch Napoleon, den entschiedensten Feind und empörendsten Zertreter der Rechte der Fürsten und Völker, den es je gegeben hat, war es gekommen, daß die heilige Scheu vor den in anerkannter Wirksamkeit bestandenen Rechten der Unterthanen verloren gegangen. Nach Bezwingung des Welttyrannen durch die Völker wurden die Throne wieder frei, nicht so die Völker; bei diesen blieb's beim Bonapartismus. — Wenn ich schon zu Anfang meiner Rede bemerkte, daß die Preßfreiheit die beste Ge-

währleisterin einer jeden Repräsentativverfassung sey, so mögen wir dieß namentlich auch für wie gegen uns gelten lassen. Weßhalb ist die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen so unerläßlich? Wegen der Controle, welcher auch die Stände bedürfen. Diese geschieht aber nur durch die öffentliche Meinung. Diese aber kann nicht entstehen, kann sich nicht bilden, wo nicht Freiheit der Presse besteht. Man hat es — incredibile dictu — hie und da übel nehmen wollen, wenn das Handeln und Streben der Volksabgeordneten der öffentlichen Beurtheilung durch die Presse unterworfen wird. Meine Herrn! das Volk wird sich wahrhaftig nicht von Menschen, die es sich selbst gewählt hat, mit völligem Stillschweigen befehlen, Gesetze vorschreiben und das Geld aus dem Beutel bewilligen lassen. So lange man aus Deutschland kein Trappistenkloster macht, so lange verzichte man auf ein solches Stillschweigen. Gegen einen selbst gewählten Vertreter will das Volk reden dürfen. Es verlangt also Preßfreiheit auch gegen seine eigenen Vertreter und das von Rechtswegen. — Und eben so nothwendig ist die Preßfreiheit für die Staatsregierungen. Durch den Preßzwang und die Censur muß sie einem jeden wahrhaft ehrenden Lobe, einem jeden volle Ueberzeugung gewährenden Lobe entsagen. Jean Paul sagt: „Ja sogar euer Lob gilt aus einem Staate nichts, dem die Freiheit des Tadels gebricht." Eine censirende Regierung hat kein Organ, mittelst dessen sie auf die öffentliche Meinung einwirken kann. Denn was sie in den Blättern ihres Landes nicht streichen läßt, wird von den Lesern als halbamtlich, was sie aber streichen läßt, als ihr unangenehm genommen. Die inländische Literatur, die Zeitschriften verkümmern geistig und ökonomisch; das Publikum wendet sich an freie Blätter des Auslandes, und diese geistige Kontrebande ist gefährlicher als die materielle. Auch hier erlauben Sie mir, wieder eine gewichtige Autorität anzuführen, weil geachtete Staatsrechtslehrer und Publicisten mit ihren Worten mehr Vertrauen einflößen. Es ist dieß der edle Freiherr von Wangenheim in der Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten betreffend." Da sagt er:

„Und wenn sich die wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche Nichts will, als daß die Regierungen ihr Wort einlösen, ihren Völkerschaften gesetzliche Freiheit lassen, die gesetzliche Gleichheit nicht verletzen, die Sicherheit der Rechte Aller, welche jede wirklich wohlmeinende und wohlgeordnete Regierung zu gewähren hat, auch wirklich gewähren, und daß sie die Sicherheit Deutschlands und dessen Wohl durch einen ächten Staatenbund nicht blos, wie seit siebzehn Jahren geschehen, versprechen, sondern wirklich und wahrhaft gründen sollen,

— wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche keine Revolution, sondern nur Evolution will, und daher von dem Volke auf diesem Wege der Evolution Treue gegen den Regenten, Gehorsam dem Gesetze, Ehrerbietung vor der ordnungsmäßigen Obrigkeit fordert, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland nicht noch lauter, bestimmter, entschiedener und allgemeiner ausspricht, woran liegt es?

„Daran liegt es, daß, weil der ehrliche Mann von den Rechten der Regenten nicht reden kann, ohne ihrer Pflichten, und nicht von den Pflichten des Volks, ohne auch seiner Rechte zu erwähnen, weil er Schwarzes nicht weiß, Saures nicht süß, Schlechtes überhaupt nicht gut nennen kann, die öffentliche und geheime Censur vielen solchen Männern den Mund verschließt. Dann erfährt der Regent nicht einmal, wo seine Minister in seinem Namen sündigen. Denn wenn die Männer der ächten Mitte nicht laut werden dürfen, so reden die Männer der Extreme, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzten Gründen, Nichts zu verlieren haben, allein; und während beide die öffentliche Meinung nicht auszusprechen vermögen, scheint diese sich, aus Haß gegen das eine Extrem, dem andern Extrem zuzuwenden, ohne sich ihm wirklich zugewandt zu haben. Denn man liebt deßwegen die bittere Galle noch nicht, wenn man sie dem süßlichen Gifte vorzieht! Nun aber setzt man die ganze Wahrheit in die Aussprüche des einen Extrems und die ganze Lüge in die Aussprüche des andern Extrems, identificirt mit den Männern dieses Extrems die Männer der ächten Mitte, mit dem dem Extreme angehörenden Journalismus allen Journalismus, mit dem Ungeiste wilder Volkshaufen den Geist der Ständeversammlungen, und zeigt dann den Fürsten ein gesetzliches und getreues Volk als ein ungesetzliches und untreues, und verwandelt so, indem man Regenten und Volk gegen einander mißtrauisch macht, die gesunde öffentliche Meinung in eine scheinbar krankhafte, und thut alles Mögliche, um diesen Schein in ein Seyn zu verkehren."

Meine Herrn! die Regierung, welche den Preßzwang übt, verliert immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volks, wäre sie voll des reinsten Eifers für Volksbeglückung, weil sie das freie Urtheil scheut. Zwar kann unsere sächsische constitutionelle Regierung getrost sagen: „Wir brauchen das öffentliche Urtheil nicht zu scheuen, wir scheuen es in der That nicht." Ich unterschreibe das vollkommen; allein so vermeide man auch den Schein, so erkläre man Etwas nicht für nothwendig, für durch die Zeitverhältnisse geboten, was es nicht ist. Das täglich wiederkehrende Gefühl des Bevormundetwerdens

14 *

schwächt jene Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung immer mehr, und die Censur hat nebenher noch die Folge, daß sie gerade die intelligentesten und geistig Mündigen am meisten erbittert. Die Regierung setzt sich durch die Censur der Gefahr aus, nicht zu hören, was das Volk bedarf, sie erfährt nicht, was es drückt und bewegt, sie erfährt nicht die öffentliche Meinung. Und in welch zweideutiges Licht stellt sich eine Regierung durch Preßzwang und Censur, indem sie nach Sinn und Wesen der Censur das gewissermassen gut heißt und autorisirt, was geschrieben wird. Ein auffallendes Beispiel davon werden nächstens unsere Kammerverhandlungen darbieten. Um wie viel mehr ist dieß in Zeiten allgemeiner Aufregung der Fall, und daß Deutschland, daß ganz Europa in einer solchen Zeit lebt, wollen wir uns nicht verbergen. Ich unterscheide hier wohl zwischen faktischem Verhalt und der Idee. Es ist hier nicht der Ort, alle Ursachen und Veranlassungen derselben zu erforschen. Aber Niemand wird wohl verkennen, daß viele Völker zu größerer politischer Mündigkeit erwachsen sind, und daß sie darum die Erfüllung der Verheißungen hoffen, welche in früherer sturmvoller Zeit von den Thronen gegeben worden sind, daß diese Forderungen bald milder, bald stürmischer gehört werden, und daß die Minister, welche nicht darauf achten, schwere Verantwortlichkeit auf sich laden. Wahrlich! es thut endlich noth, namentlich im deutschen Vaterlande, daß diese Aufregung schwinde, daß volles Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern zurückkehre. Einer der vorzüglichsten Keime dieser Aufregung ist aber nach meiner festen Ueberzeugung, ich wiederhole es nochmals, daß die Verheißung der Preßfreiheit nicht erfüllt wurde.

„Niemand als wir,“ sagt Freiherr von Wangenheim, „kann wärmer wünschen, daß ein auf gemeinsamen Interessen der deutschen Fürsten und Völker gegründeter Bund erstehen und bestehen möge, Niemand als wir kann zugleich entfernter von dem Wahne seyn, daß das Rechte, Schöne und Gute durch Anwendung von gewaltthätigen Mitteln begründet, entwickelt und im Leben verwirklicht werden könne; Niemand kann heißer als wir für das Wohl von Deutschlands Fürsten und Völkern zu Gott dem Allmächtigen beten; allein, bis wir eines Bessern belehrt werden, glauben wir in unserer redlich erworbenen und in der besten Absicht freimüthig ausgesprochenen Ueberzeugung nicht zu irren, daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege das von allen guten und rechtlichen Menschen und darum gewiß auch von den deutschen Fürsten ersehnte Ziel nicht werde erreicht werden können.“

Abgethan
Sey das Mißtrauen und der Wahn!
Abgethan, was Fürst und Volk entzweite!
Und der Geist, der gottgeborne, schreite
Freie Bahn!
Weg mit dem Gedankenmord!
Freies Wort
Ist der allertreuste Hort!
Nur die Freiheit soll im Lande walten,
Throne selbst kann Freiheit nur erhalten
Fort und fort!

Wende ich mich nun von diesen allgemeinen Ansichten noch mit wenigen Worten zu den Schlußanträgen der Deputation, namentlich zu den ersten, daß die hohe Staatsregierung ersucht werden solle, bei dem Bundestage auf nunmehrige Aufhebung der in Bezug auf die Presse erlassenen provisorischen bundesgesetzlichen Bestimmungen hinzuwirken, so höre ich Viele ungläubig sagen: „Ja das wird Nichts helfen, das ist der sicherste Weg, um Nichts zu erlangen". Allein, meine Herrn! es ist vorauszusetzen, daß alle deutschen Ständeversammlungen, so weit es noch nicht geschehen ist, die gleichen Anträge an die Staatsregierungen stellen werden; und die Regierungen der constitutionellen Staaten können und werden diese Anträge nicht zurückweisen, da in allen Verfassungsurkunden die Preßfreiheit versprochen worden ist. Gibt bei diesen dem organischen Statut des deutschen Bundes entgegenstehenden Bestimmungen die Stimmenmehrheit den Ausschlag, und sind die constitutionellen Fürsten Souveraine nicht nur in ihren Staaten, sondern auch beim Bunde — man erinnere sich an die Hauptgarantie der Akte, so muß und wird, wie nach meinem obigen Citate der Präsidialgesandte am 17. März 1817 erklärt hat, das Gesetz und der Grundsatz über die Willkühr und die Ausnahme siegen. Hoffen wir, meine theuren Collegen, daß die vereinigten Stimmen der Abgeordneten der deutschen Völker dießmal nicht spurlos verhallen werden vor der hohen Pforte des Bundespalastes zu Frankfurt, wie es geschehen ist mit dem bescheidenen und demüthigen Hülferuf unserer Brüder in Hannover, die nur noch durch schmerzvollen Ausdruck ihres Angesichts und durch die zum Himmel erhobenen Hände und Blicke stillschweigend den Gram ihrer Herzen und die unterdrückte Rechtsforderung aussprechen. — Was aber den zweiten aus drei Punken bestehenden Antrag anbelangt, so begnüge ich mich damit, Ihnen darüber Rudhardt, welchen man für tüchtig und würdig hielt, ein neugegründetes Königreich

zu verwesen, anzuführen, welcher darüber in seinem Lehrbuche über das Recht des deutschen Bundes also sagt:

„Die Preßfreiheit ist einer der vorzüglichsten Theile und das vorzüglichste Sicherungsmittel der bürgerlichen und gesetzmäßigen Freiheit, welche den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten auch durch den Bund (Artikel 18) versprochen worden ist; und da zu einem Bundesbeschlusse, welcher über die Preßfreiheit gefaßt würde, die freie Uebereinkunft aller Bundesglieder, nicht bloß Stimmenmehrheit erfordert würde, so war und ist es der Staatsgewalt in den einzelnen Staaten unbenommen, ihre Grundsätze auch früher, und wenn sie die gesetzliche Preßfreiheit den ihr angehörigen Bürgern nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt, durch ein Landesgesetz auszusprechen.“ — „Bei der künftig eintretenden Mitwirkung der einzelnen Bundesglieder zu einem Bundesschlusse über die Preßfreiheit sind die Minister derselben, so wie in allen Handlungen, welche konstitutionelle Rechte betreffen, nach der Verfassung der einzelnen Länder dafür verantwortlich, daß sie in Verfassungswidriges nicht eingehen.“ — Sodann: „Es ist ferner staatsrechtlich unmöglich, daß ein Minister von seiner Regierung eine Vollmacht zu einer Uebereinkunft habe, welche auf die Aufhebung oder Abänderung der Staatsverfassung oder der Landesgesetze gerichtet wäre, vielmehr ist, — besonders bei der Verantwortlichkeit selbst in der unumschränktesten Vollmacht die stillschweigende Klausel enthalten: insofern die Bestimmungen des Vertrages mit der Verfassung und den Gesetzen des Landes vereinbar sind. Nur in demselben Sinne kann auch einem solchen Vertrage die Ratifikation der Regierung ertheilt werden.“

Es ist dieß nicht nur die Theorie eines Schriftstellers und königlich bayerischen Staatsraths, sondern sie ist auch bestätigt durch das Beispiel des Königs Maximilian Joseph, welcher, als er die Bundesbeschlüsse vom Jahre 1819 in seinen Landen bekannt machte, seinen Behörden und Unterthanen vorschrieb: daß sie sich darnach geeignet achten sollten, mit Rücksicht auf die ihm zustehende Souverainetät und die seinem getreuen Volke ertheilte Verfassung und die Gesetze des Landes. Und daß die Regierungen diese Bundesbeschlüsse wirklich nicht so ausgelegt haben, als ob gar keine Preßfreiheit zu gewähren sey, das hat außer Baden namentlich auch das Königreich Bayern später wiederholt bewiesen. Auch König Ludwig von Bayern hat im Jahre 1831 seinen Reichsständen eine vollständige Gesetzgebung über die freie Presse vorgelegt, also lange nach den provisorischen Bundesbeschlüssen von 1819 und 1824. Hätten doch damals die Regierung und die Reichsstände Bayerns über die Gesetzgebung sich vereinigt! Wahrscheinlich würde

dann viel Gram, viel Kummer, viele Bitterkeit nicht nur in diesem Lande, sondern auch in andern deutschen Ländern nicht entstanden seyn. — Aber, meine Herren! Können wir auch nach alle dem die Preßfreiheit als ein uns zugesichertes Recht fordern, so wollen und werden wir sie gleichwohl aus den Händen eines liebenden Fürsten auch gern als Geschenk der Gnade betrachten, wenn wir dabei auf sein väterliches Herz und auf das Dankgefühl unsers Volkes blicken. — „Die Geschichte," bemerkt ein edler Schriftsteller, „wird einstens denjenigen Staat und diejenige Regierung als die erste preisen, welche zuerst und am aufrichtigsten die Preßfreiheit gewährte. Lassen Sie uns, meine Herren! unsere unauslöschliche Liebe und Treue für König und Vaterland dadurch am besten beweisen, daß wir den Grundstein zu diesem Ruhme der Regierung unseres Friedrich August legen helfen! Ja, meine Herren! Möchten wir diese freudige ruhmvolle Aussicht unsern Kommittenten mit in die Heimath bringen können! — Sollten aber, was wir nicht fürchten, unsre bittenden und ernsten Worte abermals den Sieg verfehlen, dann bleibt uns Nichts als die immerwährende Protestation gegen die Verfassungsverkümmerung, damit aber zugleich das Bewußtseyn der Pflicht-Erfüllung treuer Volksabgeordneten, und mein letztes Wort mit dem Dichter Uhland:

„Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück;
Daß Ihr vom Rechte Nichts vergeben,
Sey euer lohnendstolzes Glück!"

c. Gerichtliche Reden.

1. Des Isäus Rede über die Erbschaft des Kleonymus.

Nach dem Tode des Kleonymus werden von zwei Seiten Ansprüche auf seinen Nachlaß erhoben, einerseits von den Schwestersöhnen des Verstorbenen, dem Sprecher und seinen Geschwistern, als den nächsten Anverwandten; andererseits von einigen entferntern Verwandten, Pherenikus, Posidippus, Simon und Cephisander, die ein Testament vorbringen, durch welches sie mit Uebergehung der Schwestersöhne zu Erben eingesetzt sind. Dieses Testament wird von den Schwestersöhnen angefochten.

Gar groß ist die Veränderung, ihr Männer, welche der Tod des Kleonymus in meiner Lage bewirkt hat. Denn als er lebte, bestimmte er mich und meine Geschwister zu Erben seines Vermögens; durch seinen Tod aber sehen wir uns in einen mißlichen Rechtsstreit darüber verwickelt. Auch wurden wir von ihm mit solcher Sorgfalt erzogen,

daß wir nie, auch nicht einmal als Zuhörer, einen Gerichtshof betraten; jetzt aber seht ihr uns hier im Begriff, einen Kampf über unsere Habe zu bestehen. Denn nicht bloß das Erbe des Kleonymus machen unsere Gegner uns streitig, sondern auch das Vermögen unsers Vaters, indem sie behaupten, daß wir Jenem Geld darauf schuldig geblieben seyen. *) Und während die Freunde und Verwandten unserer Gegner uns auch an Dem, was eingestandenermassen zum Nachlasse des Kleonymus gehört, einen gleichen Antheil zugestanden wissen wollen, sind sie selbst so unverschämt, daß sie uns auch noch unser väterliches Vermögen zu entziehen trachten; nicht, als ob sie nicht wüßten, was recht sey, sondern weil sie uns gar hilflos sehen. Denn betrachtet nur, worauf wir beiderseits uns bei diesem Rechtshandel stützen. Jene berufen sich auf ein Testament, welches Kleonymus allerdings, wiewohl nicht aus Unzufriedenheit mit uns, sondern aus Groll gegen einen unserer Verwandten gemacht hat, jedoch vor seinem Tode wieder aufzuheben beabsichtigte und zu dem Zwecke den Posidippus zu der Behörde schickte; **) wir aber darauf, daß wir die nächsten Verwandten des Kleonymus sind, daß wir mit ihm in der innigsten Verbindung lebten, daß uns die Gesetze wegen unserer Verwandtschaft, und Kleonymus selbst wegen seiner Liebe zu uns das Seinige bestimmte, endlich daß auch Polyarchus, der Vater des Kleonymus, unser Großvater (von mütterlicher Seite), ihm anbefohlen hatte, falls er kinderlos stärbe, sein Vermögen uns zu hinterlassen. Und obgleich nun so Vieles für uns spricht, schämen die Gegner, die unsere Verwandten sind, und sich auf gar kein Recht berufen können, sich dennoch nicht, uns in einen Prozeß zu verwickeln über einen Gegenstand, welchen selbst Feinde uns streitig zu machen erröthen würden. Hier stehen wir denn nun, wie es mir scheint, ganz verschieden gegen einander. Ich meines Theils sehe nicht das für das Schlimmste in meiner unangenehmen Lage an, daß ich ungerechter Weise in einen Rechtshandel verwickelt bin, sondern daß ich mit Verwandten zu streiten habe, gegen welche selbst ein Kampf zur Vertheidigung nicht wohl ansteht: denn ich würde es für kein geringeres Unglück halten, sie in meiner Vertheidigung zu verletzen, als durch ihren Angriff verletzt zu werden; sie dagegen sind nicht so

*) Kleonymus hatte nach dem Tode des Vormundes seiner Schwestersöhne die Verwaltung ihres väterlichen Vermögens übernommen und die darauf haftenden Schulden getilgt. Dadurch war er selbst Gläubiger geworden, und seine Forderungen waren nach der Behauptung der Gegner noch nicht alle befriedigt.

**) Zu dem Astynomen, wie es nachher heißt. Hier hatte er sein Testament deponirt und wollte es sich jetzt wieder ausliefern lassen.

gesinnt, sondern haben ihre Freunde gegen uns zu Hilfe gerufen und Redner aufgeboten*) und Alles, was in ihrer Macht stand, in Bewegung gesetzt, gleich als ob sie, ihr Männer, an Feinden Rache nehmen, nicht aber Angehörige und Verwandte zu verletzen vorhätten. Doch ihre Schamlosigkeit und Habgier werdet ihr noch besser kennen lernen, wenn ihr erst Alles gehört habt; ich will aber jetzt die Auseinandersetzung der Sache mit demjenigen beginnen, was euch am schnellsten zur Einsicht über den Gegenstand unsers Streites verhelfen wird.

Dionas, der Bruder unseres Vaters, führte als Oheim über uns, als Waisen, die Vormundschaft. Dieser war mit Kleonymus entzweit. Wer von Beiden Schuld an dieser Entzweiung gewesen sey, ist wohl für mich nicht schicklich zu sagen; das jedoch darf ich mit Recht an Beiden tadeln, daß sie, die bisher Freunde gewesen, ohne irgend eine eigentliche Veranlassung, wegen bloßer Klatschereien, so um nichts und wider nichts Feindschaft gegen einander faßten. Daß aber Kleonymus sein Testament lediglich nur dieser Entzweiung willen gemacht habe, und nicht weil er sich über uns zu beklagen gehabt hätte, das sagte er selbst späterhin nach seiner Genesung. Aber er sah uns unter der Vormundschaft des Dinias; er besorgte, daß, wenn er während unserer Minderjährigkeit stärbe, dieser sein Vermögen in die Hände bekommen würde; und der Gedanke war ihm unerträglich, daß Der, mit dem er im Leben entzweit war, nach seinem Tode bis zu unserer Volljährigkeit die heiligen Pflichten an seinem Grabe erfüllen sollte.**) In dieser Ansicht, mag er nun Recht oder Unrecht darin gehabt haben, verfaßte er jenes Testament; und als gleich nachher Dinias ihn fragte, ob er uns oder unserm Vater etwas vorzuwerfen habe, antwortete er im Beiseyn aller Bürger, daß er uns nichts Schlimmes vorzuwerfen habe, und legte dadurch ein Zeugniß ab, daß er jenes Testament aus Groll gegen Dinias, und nicht mit besonnener Ueberlegung gemacht habe. Denn wie sollte er mit besonnener Ueberlegung, ihr Männer, die Absicht gehabt haben, uns zu schaden, die wir ihm nichts zu Leid gethan hatten? Späterhin aber — und dieß ist ein deutlicher Beweis, daß er auch Jenes nicht in der Absicht, uns zu schaden, gethan habe — als Dinias gestorben war, und wir uns in einer bedrängten Lage befanden, ließ er uns an Nichts Mangel leiden, sondern nahm uns selbst zu sich

*) Als Beistände, um sie vor Gericht mit Reden zu unterstützen.

**) Unter den heiligen Pflichten, wenn von Verstorbenen die Rede ist, werden theils die Feierlichkeiten bei der Bestattung und die religiösen Gebräuche am neunten Tage nach dem Tode verstanden, theils die jährlich am Feste der Nemesis dargebrachten Todtenopfer.

in's Haus, besorgte unsere Erziehung und rettete unser Vermögen aus den Händen der Gläubiger, die es uns entziehen wollten: kurz er sorgte für unsere Angelegenheiten nicht weniger, als für seine eigenen. Nun muß man aber doch wohl seine Gesinnung mehr nach diesen Handlungen, als nach jenem Testamente beurtheilen und als Zeichen derselben nicht dasjenige ansehen, was er im Zorne that (wo wir ja Alle leicht zu fehlen pflegen), sondern dasjenige, wodurch er späterhin seine Absichten zu erkennen gab. Auch bewies er noch deutlicher durch seine letzten Handlungen, wie er gegen uns dächte. Als er nämlich schon an der Krankheit darnieder lag, an der er auch starb, beabsichtigte er, jenes Testament aufzuheben, und trug dem Posidippus auf, zu der Behörde zu gehen und sie zu ihm zu führen. Dieser holte sie aber nicht allein nicht, sondern schickte auch den Beamten, der schon an der Thüre war, wieder weg; weßwegen Kleonymus sehr böse auf ihn ward und dem Diokles auftrug, die Beamten auf den folgenden Tag zu ihm zu bescheiden.

Er befand sich übrigens damals noch gar nicht so sehr schlecht, sondern hegte noch viele Hoffnung; aber plötzlich in der nächsten Nacht starb er. — Nun will ich euch zunächst Zeugen aufstellen, daß er nicht aus Unzufriedenheit mit uns, sondern aus Feindschaft gegen Dinias sich aller unserer Angelegenheiten angenommen, uns selbst zu sich ins Haus genommen und dort erzogen: ferner, daß er den Posidippus zu dem Astynomen geschickt, jener aber denselben nicht nur nicht zu ihm berufen, sondern auch den Archonides von der Thür wieder weggeschickt habe. Zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, rufe mir die Zeugen auf.

(Die Zeugen werden vernommen.)

Ferner, daß die Freunde der Gegner und Cephisander*) es für Recht hielten, daß das Vermögen getheilt würde, und wir den dritten Theil vom ganzen Nachlaß des Kleonymus bekämen, auch dafür rufe mir die Zeugen auf.

(Die Zeugen werden vernommen.)

Ich meine nun zwar, ihr Männer, daß, wer beim Anspruch auf eine Erbschaft zeigt, er sey, wie wir, sowohl in Hinsicht auf den Ver-

*) Die Freunde hatten vor der gerichtlichen Verhandlung die Parteien in Güte miteinander zu vergleichen gesucht. Cephisander scheint der Urheber des Theilungsvorschlages gewesen zu seyn und deßhalb besonders genannt zu werden. Einige der Gegner, wie aus dem Schlusse der Rede erhellt, waren zur Theilung bereit; doch wahrscheinlich nicht alle.

wandtschaftsgrad, als auch in Hinsicht auf die Freundschaft mit dem Verstorbenen näher berechtigt, nicht nöthig habe, andere Gründe vorzubringen; da indessen die Gegner, die keines von Beiden für sich haben, dennoch sich unterfangen, Ansprüche auf Etwas zu erheben, was ihnen nicht zukommt, und diese mit erlogenen Gründen zu unterstützen suchen, so will ich auch über diese noch Einiges sagen. Sie berufen sich auf das Testament und sagen, Kleonymus habe die Behörde nicht in der Absicht rufen lassen, um dasselbe aufzuheben, sondern um es zu verbessern und ihnen ihr Vermächtniß zu sichern. Allein bedenket: was ist glaublicher, daß Kleonymus das Testament, welches er im Zorne gemacht hatte, habe aufheben wollen, weil er liebreich gegen uns gesinnt war, oder daß er darauf gedacht habe, uns das Seinige noch sicherer zu entziehen? Andern thun Ungerechtigkeiten, die sie im Zorn gegen ihre Angehörigen begangen haben, nachher wieder leid; die Gegner stellen aber den Kleonymus dar, als habe er zu einer Zeit, wo er aufs liebreichste gegen uns gesinnt war, das Testament noch mehr sichern wollen, welches er im Zorn gemacht hatte. Räumen nun auch wir dieses ein, und glaubt ihr daran, so seht ihr wohl ein, daß sie ihm die größte Verrücktheit schuld geben. Denn was könnte es für einen größern Wahnsinn geben, als wenn er damals, wo er mit Dinias entzweit war, uns verletzte und ein solches Testament machte, durch welches er nicht an Jenem Rache nahm, sondern seinen nächsten Angehörigen Unrecht that; und jetzt, da er auf freundschaftlichem Fuße mit uns stand und uns allen Andern vorzog, nur uns, seinen Schwesterkindern, allein, wie Jene behaupten, seine Erbschaft entziehen wollte? Wer würde wohl, ihr Männer, bei gesundem Verstande so über das Seinige verfügen? — Also haben sie selbst durch diese Behauptungen es euch leicht gemacht, über sie zu urtheilen. Wenn er die Behörde in der Absicht rufen ließ, um das Testament aufzuheben, wie wir behaupten, daß er es that, so können sie dagegen Nichts sagen: wenn er aber so verrückt war, daß er uns am meisten zurücksetzte, die wir ihm dem Blute nach die nächsten waren und auf dem freundschaftlichsten Fuße unter allen mit ihm standen, so werdet ihr Recht thun, ein solches Testament für ungiltig zu erklären.

Dazu bedenket auch noch dieses. Sie behaupten, Kleonymus habe die Behörde deßwegen rufen lassen, um ihnen das Vermachte zu sichern; dennoch aber wagten sie es nicht, seinen Auftrag zu erfüllen und Jene zu ihm zu führen, sondern schickten selbst den Beamten vor der Thür wieder fort; und da sie eines von Beiden zu erwarten hatten, entweder die Erbschaft noch sicherer zu haben, oder aber Jenem

durch die Nichterfüllung seines Auftrages zu erzürnen, so zogen sie es vor, vielmehr ihn zu erzürnen, als sich das Vermächtniß zu sichern. Wie läßt sich nun aber wohl etwas Unglaublicheres denken? Sie, die von der Sache solchen Vortheil zu erwarten hatten, scheuten sich, ihm jenen Dienst zu erweisen, als ob sie Schaden dadurch erleiden würden; Kleonymus aber war für ihr Bestes so eifrig besorgt, daß er dem Posidippus wegen seiner Versäumniß böse ward und den Diokles für den folgenden Tag um denselben Dienst bat?

Wenn er ferner, wie die Gegner behaupten, in dem Testamente, wie es jetzt abgefaßt ist, ihnen sein Vermögen vermacht hatte, so scheint mir auch das nicht recht begreiflich zu seyn, durch was für angebrachte Verbesserungen er hätte hoffen können, es bündiger zu machen. Denn sonst, ihr Männer, sieht man ja eben ein Testament als das Mittel an, Vermächtnisse vollkommen zu sichern. Sodann, wenn er vielleicht noch Etwas hinzusetzen wollte, warum schrieb er dieß nicht auf ein anderes Blatt und hinterließ es so, da er jenes von den Beamten nicht wieder bekommen konnte? Denn zurücknehmen, ihr Männer, konnte er freilich nur die bei den Beamten hinterlegte Urkunde; schreiben aber konnte er in einer andern, was er wollte, und so uns auch hierüber jeden Streit abschneiden. Räumen wir nun aber auch ein, er habe das Testament verbessern wollen, so ist daraus doch wohl euch Allen klar, daß er es nicht für gut gehalten habe. Und nun möget ihr auch hieraus die Schamlosigkeit unserer Gegner erkennen, die darauf bestehen, daß ein Testament giltig sey, welches nach ihrem eigenen Geständnisse der Erblasser selbst nicht für gut hielt, und die euch bereden wollen, gegen die Gesetze, gegen das Recht und gegen den Willen des Verstorbenen zu stimmen. Aber die unverschämteste unter allen ihren Behauptungen ist diese, daß sie sagen, Kleonymus habe nicht gewollt, daß wir Etwas von dem Seinigen bekämen. Wem anders denn, ihr Männer, sollte er dieß wohl lieber gegönnt haben, als denen, die er auch bei seinen Lebzeiten am meisten unter allen seinen Angehörigen mit dem Seinigen unterstützte? Es wäre doch auch gar wunderbar, wenn, da selbst Cephisander, der Freund unserer Gegner, es für billig hält, daß der Nachlaß unter uns Alle getheilt werde, Kleonymus, unser nächster Verwandter, der uns in sein Haus aufnahm, für uns sorgte und unsere Angelegenheiten nicht weniger sorgfältig als seine eigenen betrieb, er allein uns keinen Theil an seinem Nachlasse gegönnt hätte. Wer von euch wird wohl glauben, daß unsere Gegner wohlwollender und billiger gegen uns seyen, als unsere nächsten Freunde? daß Jener,

dem es Pflicht war, uns Gutes zu erweisen, und dem es Schande brachte, wenn er nicht für uns sorgte, uns nichts von dem Seinigen hinterlassen habe, während die Gegner, denen weder eine Verpflichtung obliegt, noch Schande zu besorgen ist, uns an dem, was uns nach ihrer Behauptung nicht zukommt, einen Antheil zugestehen? Wahrlich, ihr Richter, das wäre etwas ganz Unglaubliches.

Ferner wenn Kleonymus auch jetzt bei seinem Tode noch ebenso gegen uns beiderseits gesinnt gewesen wäre, als zu der Zeit, da er jenes Testament machte, so könnte vielleicht Einer oder der Andere von euch den Worten der Gegner Glauben schenken. Nun aber werdet ihr gerade das Gegentheil finden. Damals war er mit Dinias, unserm Vormunde, entzweit, stand mit uns noch in keiner Verbindung, mit den Gegnern allen dagegen auf freundschaftlichem Fuße; jetzt aber war er mit Einigen von diesen zerfallen, und stand dagegen mit uns in der allerinnigsten Verbindung. Weßhalb er mit Jenen zerfallen sey, ist unnöthig zu sagen; doch überzeugende Beweise davon will ich euch aufführen, für die ich auch Zeugen aufstellen kann. Erstlich, als er dem Dionysos opferte, wozu er alle seine Verwandten und auch viele andere Bürger einlud, schloß er den Pherenikus ganz und gar aus; zweitens, als er kurz vor seinem Tode in Gesellschaft des Simon nach Panormus *) ging und mit Jenem zusammentraf, mochte er ihn nicht anreden; dazu, als Simon ihn über diese Entzweiung befragte, erzählte er ihm, wie sie Feinde geworden seyen, und setzte die Drohung hinzu, daß er Jenem wohl noch einmal zeigen werde, wie er gegen ihn gesinnt sey. Und zum Beweise, daß ich die Wahrheit sage, rufe die Zeugen herbei.

(Die Zeugen werden vernommen.)

Könnt ihr nun glauben, ihr Richter, daß der Mann, der so gegen uns beiderseits gesinnt war, gegen uns, mit denen er in der innigsten Verbindung stand, so sollte gehandelt haben, daß er uns selbst jede Hoffnung abschnitt; Jenen dagegen, von denen Einige seine Feinde waren, sein ganzes Vermögen zu sichern, Sorge sollte getragen haben? daß er jene jetzt, da diese Feindschaft Statt fand, lieber gehabt, uns aber, mit denen er in einer so innigen und engen Verbindung stand, vielmehr zu schaden getrachtet habe? In der That, wenn sie das Testament des Verstorbenen anfechten wollten, so weiß ich meines Theils nicht, was sie Anderes zu euch sagen könnten, als was sie jetzt sagen, da sie erklären, daß das Testament nicht gehörig abgefaßt gewesen sey

*) Ein Hafen an der Ostküste von Attika, bei dem Flecken Prasiä.

und dem Erblasser nicht gefallen habe; diesem aber eine solche Verkehrtheit schuld geben, daß sie behaupten, er habe die Leute, mit denen er entzweit war, lieber gehabt, als die, mit denen er im freundschaftlichsten Verhältnisse stand; er habe denen, mit welchen er bei seinem Leben nicht einmal redete, sein ganzes Vermögen vermacht; denen aber, mit welchen er aufs engste verbunden war, nicht den kleinsten Theil desselben vergönnt. Wer könnte wohl ein solches Testament für giltig erklären, welches der Erblasser selbst, als nicht gehörig abgefaßt, mißbilligte; welches die Gegner durch die That umstossen, indem sie das Vermögen mit uns gleichmäßig theilen wollen; von welchem endlich wir darthun, daß es dem Gesetze, dem Rechte und der Absicht des Testators entgegen sey?

Unser Recht aber, denke ich, könnt ihr am besten von den Gegnern selbst erfahren. Wenn man sie fragte, weßwegen sie Anspruch darauf machen, den Kleonymus zu beerben, so würden sie etwa dieß anzuführen haben, daß sie theils in gewissem Grade mit ihm verwandt sind, theils eine Zeit lang in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm lebten. Würden sie aber damit nicht vielmehr für uns, als für sich sprechen? Denn wenn die Nähe der Verwandtschaft zur Erbschaft berechtigt, so ist ja unsere Verwandtschaft die nähere; wenn die freundschaftlichen Verhältnisse, so wissen ja Alle, daß wir ihm näher befreundet waren. So müßt ihr also unser Recht nicht von uns sondern von den Gegnern selbst hören. Und nun wäre es denn doch gar hart, wenn ihr, während ihr Andern die Erbschaften zuerkennt, sobald sie Eines von Beiden erweisen, entweder nähere Verwandtschaft oder nähere Freundschaft mit dem Erblasser, uns allein die Erbschaft des Kleonymus absprechen wolltet, da bei uns ja eingestandermassen Beides zugleich Statt findet. —

Wenn Polyarchus, der Vater des Kleonymus, unser Großvater, noch lebte und an dem Nothwendigen Mangel litte; oder wenn Kleonymus mit Hinterlassung von Töchtern ohne Vermögen gestorben wäre, so würden wir, als die nächsten Verwandten, genöthigt seyn, theils den Großvater zu unterhalten, theils die Töchter des Kleonymus entweder selbst zu heirathen oder sie auszusteuern. Dazu würden uns die Verwandtschaft, die Gesetze und die Furcht vor eurer Mißbilligung nöthigen; sonst würden wir in die größte Strafe verfallen und den härtesten Tadel erfahren. Und jetzt, da Vermögen nachgeblieben ist, könntet ihr es für Recht halten, dieses von Andern als von uns erben zu lassen? Dann würdet ihr weder gerecht, noch zu euerm eigenem Vortheil, noch den Gesetzen gemäß urtheilen, wenn ihr die Lasten und Beschwer-

den den nächsten Verwandten aufbürden, das nachgelassene Vermögen aber eher allen Andern, als ihnen zusprechen wolltet. Ihr müßt im Gegentheil nicht nur wegen der Bande des Blutes, sondern auch wegen der sicherern Ueberzeugung von der wahren Beschaffenheit der Sache — wie ihr denn auch zu thun pflegt — vielmehr zu Gunsten derjenigen sprechen, welche ihre Ansprüche auf Verwandtschaft, als derjenigen, welche sie auf ein Testament stützen. Denn auf die Verwandtschaft versteht ihr euch alle: und es ist nicht möglich, euch hierin zu täuschen; Testamente aber sind schon oft als ungiltig erwiesen worden, theils weil sie gar nicht von dem Erblasser, theils weil sie nicht mit der gehörigen Ueberlegung gemacht waren. Und so seid ihr auch jetzt von der Verwandtschaft und freundschaftlichen Verbindung, worauf wir unsere Ansprüche gründen, Alle unterrichtet; von dem Testamente aber, worauf die Gegner sich bei ihren ungerechten Forderungen verlassen, weiß keiner von euch, ob es rechtsbeständig ist oder nicht. Sodann werdet ihr sehen, daß unsere Verwandtschaft von den Gegnern selbst eingestanden wird; wogegen wir dieß Testament bestreiten, weil der Erblasser die Aufhebung desselben beabsichtigte, und nur die Gegner sie vereitelten. Darum, ihr Männer, geziemt es sich für euch, bei euerm Ausspruche vielmehr auf die Verwandtschaft Rücksicht zu nehmen, über welche beide Parteien einstimmig sind, als auf das Testament, welches nicht auf die rechtmäßige Art gemacht worden ist. Dazu bedenkt, daß Kleonymus, als er es aufheben wollte, bei ruhiger und leidenschaftsloser Besonnenheit, als er es aber machte, in leidenschaftlicher Erbitterung und ohne ruhige Ueberlegung war; weßhalb es denn sehr unrecht seyn würde, wenn ihr seine Leidenschaft mehr als seinen wohlüberlegten Willen gelten ließet.

Endlich, ihr Richter, macht Jeder von euch selbst ohne Zweifel dann am meisten Anspruch auf eine Erbschaft und ärgert sich am meisten über die Entziehung derselben, wenn der Erblasser ein Mann war, dem auch gegen euch dasselbe Recht zugestanden wäre. Wenn nun jetzt Kleonymus noch lebte, unser Haus aber und das der Gegner ausgestorben wäre, bedenkt, wen von Beiden er beerben würde: denn eben die sind ihn zu beerben berechtigt, deren Vermögen ihm zufallen würde. Wäre nun Pherenikus oder einer von seinen Brüdern gestorben, so würde die Erbschaft ihren Kindern und nicht dem Kleonymus zufallen; hätte aber uns dieß Schicksal getroffen, so würde Kleonymus Alles von uns erben; denn wir hinterließen keine Kinder noch andere Verwandte, sondern er wäre uns dem Blute wie der Freundschaft nach der Nächste. Daher gäben die Gesetze ihm das nächste Recht, und wir würden das Unsrige auch keinem Andern zugedacht haben. Ueberließen wir es ihm

ja doch im Leben mit solchem Vertrauen, daß sein Wille darüber mehr galt, als unser eigener; und so würden wir denn auch im Tode keinen andern lieber als ihn zum Erben eingesetzt haben. Ihr seht also, Richter, daß wir ihm sowohl rücksichtlich des Beerbtwerdens als des Beerbens die nächsten sind; die Gegner aber treten jetzt, wo sie etwas zu erben hoffen, mit Unverschämtheit auf und reden von Freundschaft und Verwandtschaft; käme es aber auf's Beerbtwerden an, so würden sie viele Verwandte und Freunde als nähere ihm vorziehen.

Laßt mich nun noch einmal der Hauptpunkte des Vorgetragenen, auf welche ihr besonders achten müßt, wiederholen. Wenn also die Gegner ihre Behauptungen vorbringen und euch einreden wollen, Kleonymus habe das Testament gemacht, und es sey ihm niemals in der Folge leid gewesen, und auch jetzt habe er uns nichts von dem Seinigen zukommen lassen, ihnen dagegen das Vermächtniß sichern und bestätigen wollen, und wenn sie bei allen diesen Reden und Behauptungen doch weder das nachweisen, daß sie dem Kleonymus näher verwandt, noch daß sie ihm näher befreundet waren, als wir; so bedenkt ihr dagegen, daß sie dadurch vielmehr ihn anklagen, als euch die Gerechtigkeit ihrer Sache beweisen. Wenn ihr also ihren Reden Glauben schenkt, so dürft ihr nicht ihnen die Erbschaft zusprechen, sondern ihr müßt vielmehr den Kleonymus für wahnsinnig erklären; wenn ihr aber unsern Reden glaubt, so müßt ihr überzeugt seyn, daß Jener wohl überlegt den Entschluß gefaßt habe, sein Testament aufzuheben, und daß wir nicht unrechtmäßige, sondern wohlbegründete Ansprüche auf seinen Nachlaß erheben. Endlich aber bedenket auch, daß es gar nicht einmal möglich ist, euch durch die Reden der Gegner in euerm Urtheil leiten zu lassen. Denn da die Gegner selbst es für gerecht erkennen, daß wir einen Theil der Erbschaft bekommen, so wäre es ja ganz unerhört, wenn ihr ihnen das Ganze zusprächet und ihnen also mehr gäbet, als worauf sie selbst Anspruch machen; uns dagegen nicht einmal das zukommen ließet, was unsere Gegner uns zugestehen.

2. Cicero's
Rede für Titus Annius Milo, gehalten vor einem Gerichte zu Rom im J. 52 v. Chr.

Als im Jahre 52 Milo sich um das Consulat und Clodius um die Prätur bewarb, steigerte sich die langjährige und unversöhnliche Feindschaft derselben zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Milo war am 20. Jan. wegen eines Amtsgeschäftes auf einer Reise nach Lanuvium begriffen und hatte ein Gefolge von 300 Personen, worunter bewaffnete Gladiatoren waren, bei sich, als ihm Clodius, der mit etwa 30 gleichfalls bewaffneten Sklaven von seinem Albanischen Landgute

zurückkehrte, bei Bovillä unweit der Capelle der „guten Göttin“ auf der Appischen Straße begegnete. Schon waren Milo und Clodius an einander vorübergezogen, als ein Fechter von Milo's Gefolge mit den Leuten des Clodius in Händel gerieth und diesen in die Schulter verwundete. Clodius wurde in ein nahe gelegenes Gasthaus gebracht, von wo ihn Milo auf die Straße herausschleppen und vollends tödten ließ. Ein Reisender fand die Leiche, erkannte sie und brachte sie nach Rom. Fulvia, des Clodius Gattin, stellte den zerfleischten Körper dem Volke zur Schau aus; die clodianisch gesinnten Volkstribunen brachten ihn am andern Tage auf das Forum und reizten den Pöbel zur Rache gegen Milo auf, Sextus Clodius aber errichtete in der Nähe der Hostilischen Curie einen Scheiterhaufen, um die Leiche feierlich zu verbrennen, wobei der Pallast selbst mit andern Gebäuden in Flammen aufging. Der Pöbel bestürmte nun das Haus des Milo, wurde aber von den Anhängern desselben zurückgetrieben. Nun raubte der Volkshaufe die Fascen und bot sie und dadurch das Consulat den Mitbewerbern des Milo, dem Scipio und Hypsäus, an. Als diese sich weigerten, dieselben anzunehmen, zog der Haufe nach dem Garten des Pompejus und rief ihn bald zum Consul, bald zum Dictator aus. Milo kehrte indeß nach Rom zurück und wagte es sogar, sich von Neuem um das Consulat zu bewerben. Da aber wegen der Ränke und Kämpfe der Bewerbenden die Consulnwahl nicht ordnungsmäßig vorgenommen werden konnte, erwählte der Senat den Pompejus zum alleinigen Consul mit unumschränkter Vollmacht, worauf dieser am 25. Februar sein Amt antrat und geschärfte Gesetze gegen Wahlumtriebe und Gewaltthätigkeiten in Vorschlag brachte. Das Volk bestätigte diese Gesetze, in Folge deren Milo von dem ältern Appius, M. Antonius und P. Valerius Nepos vor einem Gerichte angeklagt wurde, zu dessen Vorstand man den Consularen L. Domitius Ahenobarbus in den Comitien wählte. Zu Richtern schlug Pompejus 300 der angesehensten und rechtschaffensten Männer vor, aus denen man 18 Senatoren, 17 Ritter und 16 Schatztribunen wählte. Da am ersten Gerichtstage durch das Lärmen der Clodianer das Zeugenverhör gestört wurde, umgab Pompejus das Forum und den Gerichtsplatz mit Wachen und blieb selbst mit einer auserlesenen Schaar Bewaffneter in der Nähe. So lange die Ankläger redeten, herrschte tiefe Stille auf dem Forum; als aber Cicero, der dem Milo zum Danke verpflichtet war, seine Vertheidigungsrede begann, ward er von einem so wilden Geschrei der Clodianer empfangen, daß er nicht mit seiner gewöhnlichen Fassung und Kraft zu reden vermochte. Milo ward durch eine Mehrheit von dreizehn Stimmen für schuldig erklärt und begab sich nach Massilia ins Exil. Die vorliegende Rede brachte Cicero erst später zu Papier, und selbst Milo soll sie für kraftvoller, als die mündlich gehaltene, erklärt und, als ihm dieselbe Jemand vorlas, ausgerufen haben: „O Marcus Tullius, hättest du so gesprochen, so würde Milo keine bärtigen Fische in Massilia essen.“

„Obschon ich fürchte, ihr Richter, es möchte schimpflich seyn, daß ich bei dem Beginne der Vertheidigung eines sehr tapfern Mannes Aengstlichkeit verrathe, und sich keineswegs geziemen, daß ich, da T. Annius Milo selbst mehr um das Heil der Republik, als um sein eigenes bekümmert ist, zur Führung seiner Sache nicht einen gleich großen

Muth mitzubringen vermag; so erschreckt doch diese neue Gestalt einer neuen Gerichtsverhandlung meine Blicke, welche, wohin sie nur fallen mögen, die alte Gewohnheit des Forums und die hergebrachte Weise der Gerichtsverhandlungen vermissen. Denn eure Sitzung ist nicht von einem Zuhörerkreise, wie gewöhnlich, umgeben; wir sind nicht von der gebräuchlichen Menschenmenge umschaart. Auch jene Schutzwachen, die ihr vor allen Tempeln seht, wenn sie gleich gegen die Gewalt aufgestellt sind, erregen doch bei dem Redner einigen Schrecken, so daß wir auf dem Forum und bei einer Gerichtsverhandlung, wiewohl wir von heilsamen und nothwendigen Schutzwachen umstellt sind, bei aller Furchtlosigkeit doch ein gewisses Gefühl der Furcht nicht unterdrücken können. Würde ich glauben, daß sie gegen den Milo aufgestellt seyen, wiche ich, ihr Richter, den Umständen und hielte dafür, daß unter einer so großen Waffenmacht für einen Redner kein Platz sey. Aber Beruhigung und Stärkung gibt mir die kluge Maaßregel des Cn. Pompejus, eines höchst weisen und gerechten Mannes, welcher es gewiß weder mit seiner Rechtlichkeit vereinbar fände, einen Beklagten, den er dem Ausspruche der Richter übergeben, den Waffen der Soldaten zu überliefern, noch mit seiner Weisheit, die Verwegenheit der aufgereizten Menge durch sein amtliches Ansehen zu bewaffnen. Deßhalb kündigen uns jene Waffen, Hauptleute und Cohorten keine Gefahr sondern Schutz an und heißen uns nicht nur ruhigen sondern auch starken Muthes zu seyn, und versprechen meiner Vertheidigung nicht bloß Beistand sondern auch Stillschweigen. Die übrige Menge aber, sofern sie aus Bürgern besteht, ist ganz auf unserer Seite, und von denjenigen, die ihr von allen Seiten, von wo aus man irgend einen Theil des Forums erblicken kann, herschauen und auf den Ausgang dieses Gerichtes warten seht, ist nicht nur jeder für die vortrefflichen Eigenschaften des Milo günstig gestimmt, sondern jeder glaubt auch, daß um ihn selbst, um seine Kinder, um das Vaterland, um die Glücksgüter entscheidend gestritten werde.

Eine Klasse von Menschen ist uns entgegen und feindlich gesinnt: diejenigen nämlich, welche des P. Clodius Wuth mit Raub und Mordbränden und jeglicher Zerstörungsart des Gemeinwohles geweidet hat; welche auch in der gestrigen Versammlung aufgereizt worden sind, daß sie euch vorsagten, was ihr für ein Urtheil fällen sollet; deren Geschrei, wenn es sich etwa erheben sollte, euch wird ermuntern müssen, denjenigen Mitbürger zu erhalten, der sich um jene Klasse von Menschen und um das größte Geschrei, wenn es euer Wohl galt, niemals bekümmert hat. Merkt daher auf, ihr Richter, und leget ab die Furcht,

wenn ihr eine habt. Denn wenn ihr je die Macht hattet, über patriotisch gesinnte und wackere Männer, wenn je über hochverdiente Mitbürger ein Urtheil zu fällen; wenn je auserlesenen Männern aus den ansehnlichsten Ständen sich die Gelegenheit darbot, für wackere und wohlgesinnte Männer ihren Eifer, den sie durch Geberden und Worte kund gegeben, durch die That und durch ihre Abstimmung zu beweisen; so habt ihr gewiß in diesem Augenblicke die volle Macht, zu entscheiden, ob wir, die wir immer euerm Ansehen gehuldigt haben, fortwährend als Elende trauern, oder, nachdem wir lange von den verworfensten Mitbürgern gequält worden sind, endlich einmal durch euch und durch euern Schutz, euern Muth und eure Weisheit wieder aufathmen dürfen. Denn was kann man, ihr Richter, aussprechen oder sich vorstellen, das mühseliger, bekümmerter und geplagter wäre, als wir beide sind, die wir durch die Hoffnung auf die ansehnlichsten Belohnungen in die Staatsverwaltung zu treten bewogen wurden und nun nicht ohne die Furcht seyn können, des grausamsten Todes zu sterben? Ich glaubte zwar immer, daß den sonstigen Gewittern und Stürmen in jenen Volksversammlungen nämlich Milo sich aussetzen müsse, weil er es immer mit den Freunden des Vaterlands gegen die Schlechtgesinnten hielt; aber ich dachte nicht, daß vor Gericht und in einer Versammlung, in welcher die angesehensten aus allen Ständen Recht sprechen, die Feinde Milo's je einige Hoffnung haben würden, ich will nicht sagen, den Glanz seines Wohlstandes auszulöschen, sondern nur seinem Ruhme mittelst solcher Männer einen Schlag zu versetzen. Gleichwohl werde ich mich, o Richter, bei dieser Verhandlung weder auf das Tribunat des Milo noch auf alle seine für das Wohl des Staates geleisteten Dienste zur Abwehr dieser Anschuldigung auf ungeeignete Weise berufen. Wenn ihr nicht mit eigenen Augen sehen werdet, daß Clodius dem Milo Nachstellungen bereitet habe, wollen wir nicht wegen unserer vielen vortrefflichen Verdienste um die Republik Nachsicht für dieses angeschuldigte Verbrechen für uns erflehen, auch nicht verlangen, daß ihr, wenn der Tod des Clodius euer Heil gewesen ist, ihn deßhalb mehr dem Verdienste des Milo als dem Glücke des römischen Volkes zuschreiben sollet. Wenn aber die Nachstellungen jenes Mannes klarer als dieses Tageslicht geworden sind, dann erst werde ich euch, o Richter, bitten und beschwören, daß, wenn wir auch das Uebrige verloren haben, uns das wenigstens gelassen werde, daß wir uns ungestraft gegen die Verwegenheit und Mordwaffen unserer Feinde vertheidigen dürfen.

Ehe ich aber zu demjenigen Gegenstande meines Vortrages komme,

welcher zunächst unserer gerichtlichen Untersuchung angehört, glaube ich das widerlegen zu müssen, was oft theils im Senate von unsern Feinden, theils in der Volksversammlung von gottlosen Menschen, theils kurz zuvor von den Anklägern geäußert worden ist, damit ihr nach Entfernung jedes Vorurtheiles den Gegenstand, der zur richterlichen Entscheidung kommt, deutlich einsehen könnet. Man behauptet, es sey nach göttlichen Gesetzen nicht erlaubt, daß derjenige, welcher bekennt, einen Menschen getödtet zu haben, länger das Tageslicht schaue. In welcher Stadt stellen denn die thörichtesten Menschen eine solche Behauptung auf? Denkt nur, in der, welche zum erstenmal eine Anklage auf Leben und Tod sah gegen M. Horatius, den tapfersten Mann, welcher, als er eingestand, seine Schwester mit eigener Hand erschlagen zu haben, dennoch, obgleich Rom noch kein Freistaat war, in der Versammlung des römischen Volkes freigesprochen wurde. Oder gibt es Jemand, der nicht wüßte, daß, wenn es sich von der Ermordung eines Menschen handelt, man gewöhnlich entweder die That ganz und gar läugnet oder behauptet, sie sey mit Fug und Recht verübt worden? Ihr müßtet nur glauben, P. Afrikanus sey von Sinnen gewesen, welcher, als ihn der Volkstribun C. Carbo in der Volksversammlung, um das Volk gegen ihn aufzureizen, fragte, was er von dem Tode des Tib. Gracchus dächte, zur Antwort gab, es scheine ihm derselbe mit Recht getödtet worden zu seyn. Es müßte ja der bekannte Servilius Ahala oder P. Nasica, oder L. Opimius oder C. Marius oder unter meinem Consulate der Senat für gottlos gehalten werden, wenn es pflichtwidrig wäre, hochverrätherische Bürger zu tödten. Es haben daher, o Richter, die gelehrtesten Männer nicht ohne Grund auch in dramatischen Dichtungen erzählt, daß ein Mann,*) welcher, um seinen Vater zu rächen, die Mutter getödtet hatte, da die Urtheile der Menschen verschieden waren, durch den Spruch nicht bloß einer Gottheit überhaupt, sondern auch der weisesten Göttinn freigesprochen worden sey. Wenn die Gesetze der zwölf Tafeln verlangen, daß ein nächtlicher Dieb auf was immer für eine Art, ein Dieb bei Tag aber, im Falle er sich mit einem Gewehr vertheidigt habe, ungestraft getödtet werde; wer möchte wohl glauben, daß man es, auf was immer für eine Art Jemand getödtet worden sey, strafen müsse, da er doch sieht, daß uns manchmal zur Tödtung eines Menschen das Schwert von den Gesetzen selbst in die Hand gegeben wird?

*) Orestes, Agamemnons Sohn, wurde wegen Ermordung seiner Mutter Klytemnestra von den Furien verfolgt, bis er, als die Stimmen des Areopags über ihn getheilt waren, durch die Entscheidung der Minerva losgesprochen wurde.

Wenn es nun aber irgend einen Fall gibt — und deren sind viele — einen Menschen mit Recht zu tödten; so ist gewiß jener nicht nur gerecht sondern auch nothwendig, wenn ein gewaltsamer Angriff mit Gewalt abgewehrt wird. Als ein Kriegstribun in dem Heere des C. Marius, ein Verwandter dieses Feldherrn, einen gemeinen Soldaten nothzüchtigen wollte, wurde er von demjenigen, dem er Gewalt anthat, erschlagen; denn der rechtschaffene Jüngling wollte lieber eine gefährliche That wagen, als Schimpfliches erdulden. Und jener große Mann sprach ihn von der Beschuldigung eines Verbrechens los und befreite ihn von dem Prozesse; kann aber an einem auflauernden Räuber ein ungerechter Todtschlag verübt werden? Wozu wäre unser Gefolge, wozu wären die Schwerter, die man gewiß nicht haben dürfte, wenn man sie unter keiner Bedingung gebrauchen dürfte. Denn es ist dieß, ihr Richter, kein geschriebenes sondern ein angebornes Gesetz, das wir nicht gelernt, vernommen, gelesen, sondern aus der Natur selbst ergriffen, geschöpft, ihr nachgebildet haben; zu dem wir nicht unterrichtet, sondern geschaffen, nicht angewiesen, sondern eingeweiht sind, so daß, wenn unser Leben von irgend einer Nachstellung, wenn es von einem gewaltsamen Angriff, wenn es durch die Mordwaffen von Räubern oder Feinden bedroht wird, jede Art sein Leben außer Gefahr zu setzen sittlich erlaubt ist. Denn vor den Waffen verstummen die Gesetze, da derjenige, welcher sie abwarten wollte, vorher eine ungerechte Strafe erdulden müßte, ehe er die gerechte fordern könnte. Gleichwohl gibt das Gesetz selbst sehr weise und gewissermassen stillschweigend ein Selbstvertheidigungsrecht, da es nicht schlechthin einen Menschen zu tödten, sondern das Tragen einer Mordwaffe in der Absicht, einen Menschen zu tödten, verbietet, so daß, wenn die Untersuchung die Sache, nicht die Mordwaffe betrifft, man von demjenigen, der zu seiner Selbstvertheidigung von einer Mordwaffe Gebrauch gemacht haben mochte, nicht urtheilt, er habe eine Mordwaffe gehabt, um einen Menschen zu ermorden. Deßhalb stehe dieß fest bei der Verhandlung, ihr Richter; denn ich zweifle nicht, daß ich euch von meiner Vertheidigung überzeugen werde, wenn ihr das, was ihr nicht vergessen könnt, im Gedächtnisse behaltet, daß man einen Nachsteller mit Recht tödten könne.

Das Nächste ist, was von den Feinden des Milo so oft behauptet wird, daß nämlich das Blutbad, bei welchem P. Clodius erschlagen ward, der Senat für eine staatswidrige Handlung erklärt habe. Aber der Senat billigte jene That nicht nur durch seine Abstimmung, sondern auch durch seine Beifallsbezeugungen. Denn wie oft ist jene Sache von uns im Senate verhandelt worden! mit welcher Zustimmung des

gesammten Collegiums! wie laut, wie unverholen war diese! Denn wann fanden sich auch bei höchst zahlreich versammeltem Senate vier oder höchstens fünf Stimmen, die des Milo Sache nicht gut hießen? Beweise liefern die bekannten erstorbenen Reden dieses versengten Volkstribunen, mit denen er täglich auf gehässige Art mir meine Macht vorwarf, da er sagte, der Senat beschließe nicht, was er denke, sondern was Ich wolle. Wenn nun dieß vielmehr eine Macht, als entweder ein durch Verdienste um den Staat erworbener mäßiger Einfluß in rechtlichen Dingen oder einige Gunst zu nennen ist, die mir Wohlgesinnte wegen meiner täglichen dienstfertigen Bemühungen schenken; so mag man es immerhin Macht nennen, wenn wir sie nur zum Heile der Wohlgesinnten gegen den Wahnsinn der Ruchlosen gebrauchen. Die gegenwärtige Art der Untersuchung aber, wenn sie gleich nicht unbillig ist, glaubte der Senat doch niemals anordnen zu müssen; denn es gab Gesetze, es gab Untersuchungsgerichte theils wegen Mordes theils wegen Gewalt, und in so große Trauer und Betrübniß versetzte der Tod des P. Clodius den Senat nicht, daß ein außerordentliches Untersuchungsgericht angeordnet werden sollte. Denn da man dem Senate die Macht entzogen hatte, über die berüchtigte gräuelhafte Unzucht dieses Menschen eine gerichtliche Untersuchung zu beschließen, wer kann annehmen, daß der Senat über den Untergang desselben ein außerordentliches Gericht anordnen zu müssen geglaubt habe? Warum hat also der Senat ausgesprochen, daß der Brand der Curie, die Bestürmung des Hauses des M. Lepidus, dieser Todtschlag selbst eine staatswidrige Handlung sey? Weil es in einem Freistaate keine Gewaltthat gibt, welche, unter Bürgern ausgeübt, nicht staatswidrig wäre. Es ist freilich jene Vertheidigung gegen Gewalt niemals wünschenswerth, aber manchmal nothwendig: es müßte nur jener Tag, an welchem Tib. Gracchus oder jener, wo Cajus Gracchus fiel, oder wo die Waffengewalt des Saturninus unterdrückt wurde, wenn gleich zum Heile des Staates, doch dem Staate keine Wunde geschlagen haben.

Daher habe ich selbst, als es bekannt war, daß der Mord auf der Appischen Straße geschehen sey, mich dahin ausgesprochen, daß nicht derjenige, der sich vertheidigt habe, staatswidrig gehandelt hätte; allein da bei dem Vorfalle Gewalt und Nachstellungen vorkamen, habe ich die Entscheidung der Schuld dem Gerichte vorbehalten, den Vorfall getadelt. Hätte jener rasende Tribun dem Senate gestattet, seine Ansicht durchzusetzen, hätten wir jetzt kein außerordentliches Untersuchungsgericht; denn er beschloß, daß die Untersuchung nach den alten Gesetzen nur

wider die hergebrachte Ordnung *) vorgenommen werden sollte. Der Beschluß wurde zur Hälfte angenommen, ich weiß nicht auf wessen Verlangen; denn es ist nicht nothwendig, daß ich die Schlechtigkeiten Aller an's Licht ziehe. So wurde die andere Hälfte des Senatsbeschlusses durch erkaufte Einsprache ungiltig gemacht.

„Aber Cn. Pompejus hat ja durch seinen Vorschlag sowohl über die Thatsache als über den Rechtspunkt sich ausgesprochen; denn er hat über die auf der Appischen Straße vorgefallene Metzelei, die dem P. Clodius das Leben kostete, ein Gesetz in Vorschlag gebracht.“ Was hat er also vorgeschlagen? Doch wohl, daß die Sache gerichtlich untersucht werden sollte. Was ist weiter zu untersuchen? Ob die That geschehen sey? Aber dieß ist ausgemacht. Von wem? Aber dieß ist am Tage. Er sah also ein, daß auch bei dem Eingeständniß der That eine Vertheidigung des Rechtes unternommen werden könne. Hätte er dieß nicht eingesehen, daß man einen, der die That gestand, freisprechen könne, so hätte er, da er sah, daß wir gestehen, weder jemals eine Untersuchung anstellen lassen, noch auch sowohl diesen bei Gericht heilbringenden als jenen verderblichen Buchstaben in die Hände gegeben. **) Mir in der That scheint Cn. Pompejus nicht nur nicht zu hart gegen Milo sich erklärt, sondern auch den Standpunkt angegeben zu haben, den ihr bei der Fällung des Urtheils in's Auge fassen müßt. Denn wer auf das Geständniß hin nicht Strafe erfolgen ließ, sondern die Vertheidigung zugestand, glaubte, daß man über die Ursache des Todes, nicht über den Tod eine Untersuchung anstellen müsse. Darüber wird er sich gewiß nun selbst aussprechen, ob er das, was er aus freien Stücken gethan hat, dem P. Clodius oder den Zeitumständen schuldig zu seyn geglaubt habe.

Der angesehenste Mann, der Vorkämpfer und in jenen Zeiten wenigstens fast der Schutzfreund des Senates, dieses unsers Richters, des wackern M. Cato, mütterlicher Oheim, der Volkstribun M. Drusus wurde in seinem Hause ermordet. Man zog über seinen Tod weder das Volk zur Berathung, noch wurde vom Senate eine Untersuchung beschlossen. Welch große Trauer in dieser Stadt geherrscht habe, als an P. Afrikanus, während er in seinem Hause ruhte, jener nächtliche Ge-

*) d. h. die Untersuchung der Milo'schen Sache sollte früher, als alle andern Rechtssachen, vorgenommen werden.

**) Die Richter erhielten gewöhnlich vom Prätor zum Abstimmen drei Täfelchen, von denen das eine mit dem Buchstaben A (d. h. absolvo ich spreche frei), das andere mit dem Buchstaben K (d. h. condemno ich erkläre für schuldig) und das dritte mit N. L. (d, h. non liquet es ist nicht klar) bezeichnet war.

waltstreich verübt worden war, wissen wir von unsern Vätern her. Wer hat damals nicht aufgeseufzt? Wer nicht geglüht von Schmerzgefühl, daß nicht einmal der natürliche Tod eines Mannes, dem Alle, wenn es möglich gewesen wäre, die Unsterblichkeit gewünscht hätten, abgewartet worden war? Wurde aber deßhalb eine Untersuchung über den Tod des Africanus von Staatswegen beantragt? Durchaus nicht. Warum dieß? Weil die Ermordung berühmter Männer kein anderes Verbrechen ist, als die unberühmter Menschen. Im Leben sey ein Unterschied zwischen der Würdigkeit erhabener und niedriger Menschen: der Tod wenigstens, der durch ein Verbrechen zugefügt wurde, soll denselben Strafen und Gesetzen verfallen seyn. Es müßte nur etwa einer in höherm Grade ein Vatermörder seyn, wenn er seinen Vater, nachdem derselbe Consul gewesen, getödtet hätte, als wenn einer dieselbe That an seinem dem niedrigen Stande angehörigen Vater verübt hätte: oder es müßte nur des P. Clodius Tod deßhalb gräßlicher seyn, weil derselbe auf den Denkmälern *) seiner Ahnen getödtet worden? Denn letzteres wird von jenen gar oft vorgebracht; gleichsam als ob der allbekannte Appius Cäcus diese Straße angelegt hätte, nicht damit das Volk sich derselben bedienen, sondern damit seine Nachkommen dort ungestraft das Räuberhandwerk treiben könnten! Da also auf eben dieser Appischen Straße P. Clodius den M. Papirius, **) einen höchst angesehenen römischen Ritter getödtet hatte, verdiente jene Gewaltthat nicht bestraft zu werden: es hatte ja ein vornehmer Herr auf seinem Familien-Denkmale einen römischen Ritter getödtet! Welche Jammerscenen ruft jetzt der Name eben dieser Appischen Straße hervor! Sie, von der man schwieg, als sie früherhin durch den Mord eines geachteten und unschuldigen Mannes mit Blut besudelt worden war, wird jetzt häufig genannt, nachdem sie mit dem Blute eines Räubers und Vaterlandsmörders getränkt worden ist. Allein wozu erwähne ich dieß? Ergriffen wurde im Tempel des Castor ein Sklave des P. Clodius, den dieser aufgestellt hatte, um den Cn. Pompejus zu ermorden; er bekannte, und man entwand den Dolch seinen Händen. Auf dieß hin blieb Pompejus weg vom Forum, weg

*) Die Appische Straße, auf welcher P. Clodius ermordet wurde, hatte dessen Urältervater, der Censor Appius Claudius Cäcus angelegt.

**) Pompejus hatte den jüngern Sohn des Armenischen Königs Tigranes mit nach Rom geführt und ihn seinem Freunde dem Prätor L. Flavius zur Bewachung übergeben. P. Clodius half jenem zur Flucht nach Asien, aber ein Sturm nötigte das Schiff bei Antium wieder einzulaufen. Als nun Flavius mit andern Freunden des Pompejus den Prinzen festnehmen wollte, kam es zu einem Gefechte mit den Banden des Clodius, in welchem Papirius und mehrere andere fielen.

vom Senate, weg von den öffentlichen Plätzen; hinter Thür und Wänden schützte er sich, nicht durch das Recht der Gesetze und Gerichte. Wurde irgend ein Antrag gestellt, irgend eine außerordentliche Untersuchung beschlossen? Und doch, wenn irgend eine Begebenheit, wenn irgend ein Mann, wenn irgend eine Zeit es verdiente, so war gewiß in jenem Falle alles dieses im höchsten Grade vorhanden. Es war ein Nachsteller auf dem Forum, ja sogar am Eingange des Senatspallastes aufgestellt; man bereitete den Tod demjenigen Manne, auf dessen Leben das Wohl des Staates beruhte; ferner in einer solchen Lage der Republik, daß, wäre jener eine Mann gefallen, dabei nicht allein dieser Staat, sondern alle Nationen mit ihm gefallen wären. Es müßte nur die Strafe unterbleiben, weil die That nicht ausgeführt wurde: als ob der Erfolg der Handlungen, nicht die Absichten der Menschen durch die Gesetze zur Strafe gezogen würden. Man durfte sich weniger betrüben, da die That nicht vollzogen wurde, aber nichts desto weniger hätte man jedenfalls strafen sollen. Wie oft bin ich selbst, ihr Richter, den Mordwaffen des P. Clodius und seinen blutigen Händen entgangen! Und hätte mich aus denselben nicht entweder mein oder des Staates Glück gerettet, wer hätte wohl über meinen Untergang bei dem Volke eine Untersuchung beantragt?

Allein wir sind thöricht, daß wir einen Drusus, einen Africanus, einen Pompejus, ja uns selbst mit P. Clodius zu vergleichen wagen. Erträglich sind jene Vorfälle gewesen; des P. Clodius Tod kann Niemand mit Gleichmuth ertragen. Es trauert der Senat; es jammert der Ritterstand; die ganze Bürgerschaft ist durch Gram verzehrt; die (Municipien) Freistädte sind in Trauerkleider gehüllt, die Colonieen von Betrübniß niedergeschlagen, endlich die Fluren selbst vermissen einen so wohlthätigen, so heilgewährenden, so menschenfreundlichen Bürger! Das war gewiß nicht, o Richter, gewiß nicht der Grund, warum Pompejus auf eine Untersuchung antragen zu müssen glaubte; sondern als ein weiser, mit tiefer und fast göttlicher Einsicht begabter Mann, faßte er Vieles in's Auge: jener sey sein Feind, Milo sein Freund gewesen. Wenn er auch bei der gemeinsamen Freude Aller sich selbst freute, so fürchtete er doch, das auf die Aussöhnung gesetzte Vertrauen möchte als zu schwach erscheinen. *) Viel anderes faßte er noch in's Auge, aber besonders dieß, daß, hätte er auch einen noch so harten Antrag gestellt, doch ihr muthvoll richten würdet. Deßhalb wählte er aus den angesehensten Ständen gerade die Zierden derselben, schied aber nicht, wie einige (Gegner) behaupten, bei

*) Pompejus hatte sich mit Clodius im Jahre 55 ausgesöhnt. Auch hatte des Pompejus Sohn eine Nichte des Clodius geheirathet.

der Auswahl der Richter meine Freunde aus. Denn daran dachte weder der rechtlich gesinnte Mann, noch hätte er es bei der Auswahl wohlgesinnter Männer erreichen können, wenn er es auch gewünscht hätte. Denn mein Einfluß hängt nicht von engen Freundschafts-Verbindungen ab, die sich nie weit erstrecken können, deßhalb weil man nicht mit Vielen gewöhnlich zusammenleben kann; sondern wenn ich Etwas vermag, so vermag ich es infolge dessen, daß mich das Interesse des Staates mit den Wohlgesinnten verbunden hat. Da Pompejus aus diesen die besten Männer auswählte und glaubte, hiedurch vorzüglich das ihm geschenkte Zutrauen rechtfertigen zu müssen, konnte er keine als mir ergebene wählen. Daß er aber mit Vorzug dich, L. Domitius, zum Vorstande dieser gerichtlichen Untersuchung haben wollte, dabei berücksichtigte er nichts, als Gerechtigkeit, Strenge, Menschlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Daß es ein gewesener Consul seyn müsse, beantragte er, glaube ich, deßhalb, weil er es für den Beruf der Ersten im Staate ansah, dem Wankelmuthe der Menge und der Verwegenheit der Schlechten Widerstand zu leisten. Aus den gewesenen Consuln hat er dich vorzugsweise ausgewählt, weil du schon seit deinem Jünglingsalter die stärksten Beweise gegeben hattest, wie sehr du die Rasereien der Volksschmeichler verachtest.

Wenn daher, o Richter, um endlich einmal auf die Streitsache und Anschuldigung zu kommen, weder das Geständniß der That im Ganzen etwas Ungewöhnliches ist, noch über unsere Sache vom Senate je anders, als wir wünschten, geurtheilt worden ist, und der Antragsteller des Gesetzes selbst, obschon über die That kein Streit obwaltete, dennoch eine Erörterung des Rechtes angestellt wissen wollte, und da hiezu Richter auserwählt sind, und ein solcher Mann Vorstand der Untersuchungsbehörde ist, der die Sache gerecht und weise erörtert: so ist übrig, o Richter, daß ihr nichts anderes mehr untersuchen müßt, als, welcher von Beiden dem Andern Nachstellungen bereitet habe. Und damit ihr dieses desto leichter nach den Beweisgründen einsehen möget, so bitte ich, merkt, während ich den Hergang der Sache euch kurz auseinander setze, gewissenhaft auf.

Da P. Clodius bei sich beschlossen hatte, als Prätor durch jegliche Art von Frevel den Staat zu beunruhigen, und da er sah, daß im vorigen Jahre die Wahlversammlungen so weit hinausgeschoben wurden, daß er nur wenige Monate die Prätur hätte verwalten können, da er nicht, wie die Andern, die Ehrenstufe dieser Stelle in's Auge faßte, sondern theils der Amtsgenossenschaft des L. Paullus, eines Bürgers von ausgezeichnetem Verdienste, ausweichen wollte, theils ein volles Jahr

zur gänzlichen Zerrüttung des Staates zu gewinnen suchte, gab er auf einmal sein gesetzmäßiges Jahr für die Bewerbung auf und verschob dieselbe bis zum nächsten Jahr, nicht etwa, wie es wohl sonst geschieht, aus irgend einer Bedenklichkeit, sondern um, wie er selbst sagte, zur Verwaltung der Prätur, d. h. zur Umwälzung des Staates ein volles und ganzes Jahr zu haben. Da fiel ihm ein, daß, wenn Milo Consul wäre, seine Prätur gelähmt und kraftlos seyn würde; er sah ferner voraus, daß derselbe mit der vollsten Uebereinstimmung des Volkes würde Consul werden. Er machte daher mit den Mitbewerbern desselben gemeinschaftliche Sache, aber so, daß er selbst allein auch wider deren Willen die ganze Bewerbung leitete und die ganze Wahlhandlung, wie er oft sagte, auf seine Schultern nahm. Er berief die Zünfte zusammen, machte den Unterhändler, warb für die Collinische Zunft neue Mitglieder und wählte dazu die verworfensten Bürger. Je mehr dieser Umtriebe machte, desto mehr erstarkte jener von Tag zu Tag. Sobald der zu jeglicher Gewaltthat allzeit fertige Mensch sah, daß der wackere Mann, sein größter Gegner, ganz sicher Consul werde, und daß dieß nicht nur durch Aeußerungen im Gespräche, sondern auch durch die Abstimmungen des römischen Volkes oftmals an den Tag gelegt war, begann er offen dahin zu arbeiten und offen zu erklären, daß Milo umgebracht werden müsse. Er hatte auf dem Lande dienende und vom Auslande eingeführte Sklaven, mit denen er die Staatswaldungen verheert und Etrurien beunruhigt hatte, von den Apenninen herabgebracht, und ihr saht sie öfter. Die Sache war ganz und gar nicht geheim; denn er sagte nicht bloß einmal öffentlich, man könne dem Milo nicht das Consulat, wohl aber das Leben entreißen. Oft deutete er dieß im Senate an, erklärte es in der Volksversammlung. Ja er gab sogar dem Favonius, einem höchst wackern Manne, als derselbe ihn fragte, in welcher Hoffnung er denn, so lange Milo am Leben sey, so wüthete, zur Antwort, jener werde in drei höchstens vier Tagen umkommen, und diese seine Aeußerung hinterbrachte Favonius sogleich diesem M. Cato da.

Da indessen Clodius wußte — es war ja nicht schwer zu wissen — daß Milo am 20. Januar eine gewöhnliche, gesetzliche und nothwendige Reise nach Lanuvium zu machen habe, um daselbst einen Priester einzuweihen, weil Milo zu Lanuvium Dictator war; so reiste er selbst den Tag zuvor plötzlich von Rom ab, um vor seinem Landgute, wie man aus der That erkannte, dem Milo einen Hinterhalt zu legen. Er reiste gerade zu einer Zeit ab, daß er eine stürmische Volksversammlung, in der man seine Raserei vermißte, und die gerade an jenem Tage gehalten wurde, verließ, was er nie gethan hätte, wenn er nicht Zeit

und Ort zu einer Gewaltthat hätte wahrnehmen wollen. Da aber Milo an diesem Tage im Senat gewesen war, kam er, sobald der Senat entlassen war, nach Hause, wechselte die Stiefeln *) und Kleider, verweilte ein wenig, bis sich seine Gattin, wie dieß eben geschieht, hergerichtet hatte, und reiste dann zu einer Zeit ab, wo Clodius, wenn er anders an diesem Tage nach Rom kommen wollte, längst schon hätte zurück seyn können. Ihm begegnete Clodius, leicht gerüstet, zu Pferde, ohne Wagen, ohne Gepäcke, ohne sein gewöhnliches griechisches Gefolge, ohne seine Gattin, was sonst fast nie der Fall war: während dieser, der ihm aufgelauert und jene Reise zur Verübung eines Mordes veranstaltet haben soll, mit seiner Gattin in einem Wagen fuhr, in den Reisemantel gehüllt, mit einem großen und schwerbepackten Gefolge, in weiblicher und gewählter Begleitung von Dienerinnen und jungen Sklaven. Er begegnete dem Clodius vor dessen Gut zur eilften Stunde **) etwa oder nicht viel später. Plötzlich greifen den Milo mehrere von einem höher gelegenen Platze aus mit Geschossen an; der Fuhrmann stürzt von vorne getroffen. Als aber Milo nach zurückgeworfenem Reisemantel vom Wagen herabgesprungen war und sich muthig vertheidigte, zogen die Begleiter des Clodius ihre Schwerter und liefen, einige derselben zum Wagen zurück, um den Milo von hinten anzugreifen, andere, weil sie ihn bereits für getödtet hielten, fingen auf seine Sklaven, welche hinter ihm waren, einzuhauen an. Einige derselben, welche treugesinnt gegen ihren Herrn waren und Geistesgegenwart besassen, wurden zum Theil erschlagen, zum Theil thaten sie, da sie sahen, daß man bei dem Wagen kämpfe, und sie ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen gehindert wurden und sie vom Clodius selbst hörten, daß Milo erschlagen sey, und sie es in der That glaubten; so thaten die Sklaven des Milo — ich sage dieß nicht, um die Schuld auf Andere zu schieben, sondern wie es geschehen ist — weder auf Befehl noch mit Wissen noch in Beiseyn ihres Herrn das, was jeder in solcher Lage gewünscht hätte, daß seine Sklaven thun möchten.

Dieß geschah so, ihr Richter, wie ich es dargestellt habe. Der Nachsteller ward überwunden; Gewalt durch Gewalt besiegt, oder vielmehr durch Tapferkeit ward Verwegenheit unterdrückt. Ich sage nichts davon, was die Republik, nichts davon, was Ihr, nichts davon, was alle Gutgesinnten dabei erlangt haben. Nichts möge es immerhin dem Milo nützen, der durch sein Schicksal dazu geboren ist, daß er nicht

*) Die Senatoren trugen als Amtskleidung eine Art von Halbstiefeln, worauf ein C genäht war.

**) Gegen 5 Uhr Abends.

einmal sich selbst hat retten können, ohne zugleich den Staat und euch zu erhalten. Dürfte er dieß nicht nach dem (positiven) Rechte, so weiß ich ihn nicht zu vertheidigen. Hat aber Vernunft den Gebildeten, Noth den Barbaren, Sitte den Völkern und die Natur selbst den wilden Thieren dieß zur Vorschrift gemacht, daß sie den Leib, das Haupt, ihr Leben stets auf jede mögliche Art vor jeder Gewaltthat schützen sollten; so könnt ihr diese That nicht für eine gottlose erklären, ohne daß ihr zugleich aussprecht, Alle, welche unter Räuber gerathen seyen, müßten entweder durch die Mordwaffen Jener oder durch euern Richterspruch umkommen. Hätte Milo diesen Glauben gehabt, so wäre es jedenfalls für ihn wünschenswerther gewesen, dem P. Clodius seinen Hals, der von jenem nicht einmal, auch damals nicht zum ersten Mal verlangt wurde, preiszugeben, als sich von euch hinwürgen zu lassen, weil er sich nicht jenem zum Hinwürgen dargeboten. Ist aber keiner von euch dieser Ansicht, so ist nun der Gegenstand der gerichtlichen Untersuchung nicht dieß, ob er getödtet worden sey, was wir gestehen, sondern ob mit Recht oder Unrecht — eine Frage, die schon oft in vielen Fällen untersucht worden ist. Daß man Nachstellungen bereitet habe, ist ausgemacht, und dieß ist es, was der Senat für eine staatswidrige Handlung erklärt hat: wer von Beiden sie bereitet habe, ist noch ungewiß. Deßhalb also ordnete man eine gerichtliche Untersuchung an. So hat einestheils der Senat eine Rüge gegen die Sache, nicht gegen die Person ausgesprochen, anderntheils Pompejus wegen des Rechtes, nicht wegen der That eine Untersuchung beantragt.

Ist also der Gegenstand der gerichtlichen Untersuchung ein anderer, als welcher von Beiden dem andern Nachstellungen bereitet habe? Gewiß nicht. Hat dieser jenem nachgestellt, so bleibe die That nicht ungestraft; hat aber jener diesem nachgestellt, dann spreche man uns vom Verbrechen frei. Wie kann man also beweisen, daß Clodius dem Milo nachgestellt habe? Jedenfalls genügt es, bei jenem so kühnen, so ruchlosen Unthiere darzuthun, daß er einen wichtigen Grund gehabt, große Hoffnung auf des Milo Tod gesetzt, große Vortheile darin gefunden habe. Der bekannte Grundsatz des Cassius, wem die That zum Nutzen gereicht habe, finde auch bei diesen Personen seine Anwendung: wiewohl die Guten durch keinen Vortheil, die Schlechten oft durch einen geringen sich zu einer bösen Handlung verleiten lassen. Nun konnte aber Clodius durch die Ermordung des Milo nicht nur dieß erreichen, daß er Prätor geworden wäre, und zwar nicht unter einem Consul, unter dem er keine Frevelthat hätte begehen können, sondern auch, daß er unter solchen Consuln Prätor geworden wäre,

unter denen er, wenn nicht mit ihrer Hilfe, doch jedenfalls, indem sie die Augen zudrückten, hoffen durfte, in seinen beabsichtigten Nasereien Hohn üben zu können; da sie, wie er schloß, seine Unternehmungen, wenn sie auch könnten, theils nicht würden hemmen wollen, weil sie ihm eine so große Wohlthat zu verdanken glaubten, theils, wenn sie wollten, die schon durch die Länge der Zeit erstarkte Verwegenheit eines höchst frevelhaften Menschen vielleicht kaum beugen könnten. Oder wißt ihr, Richter, allein es nicht, weilt ihr als Fremdlinge in dieser Stadt, sind eure Ohren auswärts und vernehmen sie das weit verbreitete Stadtgespräch nicht, welche Gesetze — wenn man dieß Gesetze und nicht Brandfackeln der Stadt und Pestbeulen der Republik nennen soll — jener uns allen habe auflegen und mit welchen er uns habe brandmarken wollen? Zeige, zeige, Sextus Clodius, ich bitte dich, zeige jenes Schriftkästchen mit euern Gesetzen, das du aus seinem Hause weggeschafft und mitten aus den Waffen und dem nächtlichen Getümmel, gleichsam als ein Palladium gerettet haben sollst, natürlich um es als eine herrliche Gabe und als ein herrliches Werkzeug für das Tribunat irgend einem übertragen zu können, der, wenn du einen bekämest, nach deinem Gutdünken das Tribunat verwaltete. Nun wollte er zu den durch alle Zünfte vertheilten Freigelassenen alle Sklaven, die in der Freiheit lebeten, durch seinen unerhörten Gesetzesvorschlag einreihen, so daß sie mit den Freigebornen auf gleiche Weise stimmen könnten. Oder hätte er es gewagt, dieses Gesetzesvorschlages, dessen sich Clodius als seiner Erfindung rühmt, auch nur zu erwähnen, so lange Milo am Leben, ich will nicht sagen, Consul wäre? Es handelte sich ja um unser Aller — ich wage es nicht das Ganze zu sagen. Seht, wie schlecht ein Gesetzesvorschlag würde gewesen seyn, den zu tadeln sogar gefährlich ist. Und er hat mir gerade einen jener Blicke zugeworfen, die er damals zuzuwerfen pflegte, wo er Allen Alles drohte. Es macht freilich auf mich Eindruck das Licht*) der Curie!

Wie? Sextus, du glaubst, ich sey über dich aufgebracht, weil du meinen ärgsten Feind noch grausamer bestraft hast, als es meiner menschenfreundlichen Gesinnung zu fordern geziemt hätte? Du hast des P. Clodius blutigen Leichnam aus seinem Hause hinausgeworfen, du ihn auf den öffentlichen Platz hingeworfen, du ihn der Ahnenbilder, der Begräbnißfeier, des Leichenzuges, der Trauerrede beraubt, durch jene unglückseligen Hölzer halbverbrannt und den bei Nacht umherlau-

---

*) Dieser zweideutige Ausdruck bezeichnet hier nicht nur ironisch einen ausgezeichneten Senator, sondern bezieht sich auch auf den durch Sextus Clodius veranlaßten Brand der Curie.

fenden Hunden zum Zerreißen überlassen. Obschon du also ruchlos gehandelt hast, so kann ich doch, weil du an meinem Feinde deine Grausamkeit bewiesen, dich zwar nicht loben, darf aber auch gewiß nicht über dich zürnen. Ich habe nun gezeigt, o Richter, wie viel dem Clodius an der Ermordung des Milo gelegen gewesen sey; wendet nun abwechselnd eure Aufmerksamkeit auf Milo. Was lag dem Milo daran, daß Clodius getödtet werde? Warum sollte Milo, ich will nicht sagen, es zugelassen, sondern es gewünscht haben? „Es stand dem Milo bei der Hoffnung auf das Consulat Clodius im Wege.“ Aber er konnte Consul werden, ungeachtet jener entgegen war, ja er konnte es sogar um so mehr, und er hatte an mir keinen bessern Unterstützer als an Clodius. Gewichtvoll war bei euch, ihr Richter, die Erinnerung an des Milo Verdienste um mich und die Republik; Gewicht hatten auch meine Bitten und Thränen, durch die ihr damals, wie ich merkte, wunderbar gerührt waret; aber weit mehr Gewicht hatte die Furcht vor den drohenden Gefahren. Denn welcher Bürger hätte sich die zügellose Prätur des P. Clodius nicht ohne die größte Furcht vor Neuerungen vorgestellt? Daß sie aber eine zügellose seyn würde, wenn nicht ein Mann Consul wäre, welcher Muth und Kraft besässe, sie zu zügeln, das sahet ihr voraus. Da nun das gesammte römische Volk wohl einsah, daß Milo allein ein solcher Mann sey, wer sollte Bedenken tragen, durch seine Abstimmung sich von der Furcht, die Republik von der Gefahr zu befreien? Jetzt aber, da Clodius entfernt ist, kann Milo durch die gewöhnlichen Mittel seine Erhebung durchzusetzen suchen. Jener einzige und diesem Manne allein zugestandene Ruhm, der sich täglich durch die Lähmung der rasenden Entschlüsse des Clodius erhöhte, ist bereits durch des Clodius Tod gesunken. Ihr habt den Vortheil erlangt, keinen Bürger mehr fürchten zu dürfen; dieser aber hat die Gelegenheit, seine Tapferkeit zu üben, die Empfehlung für das Consulat und eine unversiegbare Quelle seines Ruhmes verloren. Daher fing man das Consulat des Milo, welches, so lange Clodius lebte, nicht erschüttert werden konnte, erst nach dem Tode desselben unsicher zu machen an. Es nützt also nicht nur nichts, sondern es schadet sogar des Clodius Tod dem Milo. „Aber, wendet man ein, es herrschte Haß vor, er handelte im Zorn, er handelte als Feind, er war Rächer der Unbild, Vollstrecker der Strafe für erlittene Kränkung.“ Wie? wenn diese Leidenschaften, ich sage nicht, größer beim Clodius als beim Milo, sondern bei jenem im höchsten Grade, bei diesem gar nicht vorhanden waren; was wollt ihr mehr? Denn warum sollte Milo den Clodius, der die Saat und der Stoff zu seinem Ruhme war, hassen, abgerechnet jenen

patriotischen Haß, den wir gegen alle Schlechtgesinnten hegen? Jener hatte Grund, diesen zu hassen, zuerst als den Vertheidiger meiner Rettung, dann als den Vereitler seiner rasenden Entwürfe, als den Bändiger seiner Waffen, endlich auch als seinen Ankläger. Denn Clodius war, so lange er lebte, ein nach dem Plotischen *) Gesetze von Milo Angeklagter. Mit welchem Gefühle, glaubt ihr, daß der Tyrann dieß ertragen habe? Wie groß, glaubt ihr, daß sein Haß gewesen sey, und wie gerecht auch bei einem so ungerechten Manne?

Uebrigens vertheidigt jenen sein Charakter und seine Handlungsweise, diesen aber stellen gerade diese Punkte als schuldig dar. Nie hat Clodius Etwas mit Gewalt, Milo Alles mit Gewalt vollführt? **) Wie also? ihr Richter, habe ich, als ich zu eurer Trauer aus der Stadt wich, das Gericht, nicht Sklaven, nicht Waffen, nicht Gewalt gefürchtet? Hätte es einen gerechten Grund gegeben, mich zurückzurufen, wenn der zu meiner Verbannung nicht ein ungerechter gewesen wäre? Er hatte wohl, glaub' ich, mich vor Gericht gefordert, eine Geldstrafe gegen mich beantragt, eine Klage wegen Hochverrathes eingeleitet, und ich mußte natürlich entweder in einer schlechten oder bloß mich angehenden, nicht in der rühmlichsten und in eurer Sache das Gericht fürchten? Ich wollte nicht, daß den Waffen von Sklaven, von verarmten und schlechten Bürgern sich meine, durch meine Maaßregeln und Gefahren geretteten Mitbürger sich um meinetwillen aussetzen sollten. Denn ich habe es gesehen, gesehen, daß selbst dieser Q. Hortensius, der Stolz und die Zierde der Republik, von einer Sklavenhorde beinahe getödtet wurde, als er mir beistand, bei welchem Auflaufe der Senator C. Vibienus, der größte Patriot, da er mit diesem zugleich dabei war, so mißhandelt wurde, daß er sein Leben verlor. Wann hat also jener sein Dolch, den er vom Catilina erhalten hatte, späterhin geruht? Dieser war gegen mich gezückt; daß ihr euch demselben um meinetwillen aussetztet, habe ich nicht geduldet; dieser stellte dem Pompejus nach; dieser befleckte jene Appische Straße, das Denkmal seines Namens, mit dem Blute des Papirius; dieser, eben dieser wandte sich nach langer Zwischenzeit wieder gegen mich, und jüngst wenigstens brachte er mich, wie ihr wißt, in der Nähe des Königs-

*) Das von M. Plautius Silvanus im Jahre 89 v. Chr. beantragte Gesetz war gegen unerlaubte Bewaffnungen und Zusammenrottungen gerichtet. Milo klagte den Clodius nach diesem Gesetze im Jahre 57 v. Chr. an, aber Clodius wußte das Gericht zu vereiteln.

**) Ironisch gesagt, da des Clodius schlechter Charakter und Gewohnheit zu handeln allgemein bekannt war.

pallastes beinahe ums Leben. Was gibt es Aehnliches von Milo, dessen ganze Gewaltthätigkeit immer die war, zu verhindern, daß P. Clodius, da man ihn nicht vor Gericht ziehen konnte, den Staat nicht durch Gewalt unterdrückte und fesselte? Hätte er ihn tödten wollen, wie gute, wie viele, wie rühmliche Gelegenheiten gab es nicht? Konnte er nicht, als er sein Haus und seine Penaten gegen die Bestürmungen desselben vertheidigte, mit Recht sich rächen? Konnte er es nicht, als P. Sextius, sein Amtsgenosse, der vortreffliche Bürger und wackerste Mann verwundet wurde? Konnte er es nicht, als Q. Fabricius wegen meiner Zurückberufung einen Antrag stellte und deßhalb vertrieben wurde, und als ein höchst grausames Blutbad auf dem Forum angerichtet wurde? Konnte er es nicht, als des L. Cäcilius, des rechtlichsten und tapfersten Prätors Haus belagert wurde? Konnte er es nicht an jenem Tage, wo man wegen meiner ein Gesetz in Vorschlag brachte, wo die aus ganz Italien zusammenströmende Menge, welche durch meine Rettung herbeigelockt worden war, gerne den Ruhm jener That (der Ermordung des Clodius) anerkannt hätte, so daß, wenn auch Milo sie vollbracht hätte, die gesammte Bürgerschaft dieses Lob als das ihrige sich zugeeignet haben würde?

Aber was war dieß für eine Zeit? Da war der hochberühmte und heldenmüthige Consul P. Lentulus, ein Feind des Clodius, der Rächer seines Frevels, der Vorkämpfer des Senates, der Vertheidiger eurer Beschlüsse, der Beschützer jenes einstimmigen Volksbeschlusses, der Wiederhersteller meines Wohles, da waren sieben Prätoren, acht Volkstribunen seine Gegner und meine Vertheidiger; da wirkte Cn. Pompejus, sein Feind, als Rathgeber und Führer für meine Rückkehr; Er, dessen gewichtiger und schmuckvoller Abstimmung über meine Rettung sich der ganze Senat anschloß; Er, der das römische Volk dazu anfeuerte, der damals, wo er einen Beschluß über mich zu Capua abfaßte, selbst dem gesammten günstig gestimmten und seinen Schutz anflehenden Italien das Losungswort gab, sie sollten zu meiner Rückberufung nach Rom herbeieilen. Zuletzt entbrannte damals aus Sehnsucht nach mir aller Haß der Bürger gegen ihn so, daß man nicht an die Bestrafung sondern an die Belohnung desjenigen, der ihn getödtet haben würde, gedacht hätte. Dennoch hielt sich Milo zurück und forderte den P. Clodius zweimal vor Gericht, niemals zu einer Gewaltthat heraus. Wie? als Milo Privatmann war, und P. Clodius ihn vor dem Volke anklagte, und als auf den Cn. Pompejus, der den Milo vertheidigte, ein Angriff gemacht wurde, gab es damals nicht einen Grund, geschweige denn eine Gelegenheit, jenen zu unterdrücken? Jüngst aber, als M. Antonius

allen Patrioten die größte Hoffnung auf ein rettendes Ereigniß gemacht, und der edle Jüngling die Rolle für das Wohl des Staates mit der höchsten Beherztheit übernommen hatte und jene Bestie, die sich den Schlingen der Gerichte entzog, bereits umgarnt hielt; welch ein Ort, welch ein Zeitpunkt, ihr unsterblichen Götter, ist dieß gewesen! Wäre es damals, als jener fliehend sich in das Dunkel der Treppen versteckt hatte, für den Milo etwas Großes gewesen, jene Pestbeule zu vertilgen, wobei er sich keinen Haß, dem Antonius aber den größten Ruhm bereitet hätte? Ferner, wie oft gab es zur Zeit der Wahlen auf dem Marsfelde dazu Gelegenheit, da jener gewaltsam in die Schranken eingebrochen war, die Schwerter hatte ziehen und Steine schleudern lassen, dann aber plötzlich, durch den Blick des Milo erschreckt, der Tiber zufloh, ihr aber nebst allen Gutgesinnten wünschtet, Milo möchte von seiner Tapferkeit Gebrauch machen dürfen?

Einen Mann also, den er nicht tödten wollte, obwohl es zu Jedermanns Gefallen geschehen wäre, den wollte er umbringen, während Einige sich darüber hätten beschweren können? Einen Mann, den er nicht zu tödten wagte, wo er es mit Recht, durch Ort und Zeit begünstigt und ungestraft thun konnte, diesen zu tödten sollte er kein Bedenken getragen haben, wo es nur mit Unrecht, an ungelegenem Orte, zur Unzeit und mit Gefahr des eigenen Lebens möglich war? Zumal ihr Richter, da der Wettkampf um die angesehenste Ehrenstelle und der Tag der Wahlversammlung nahe war; zu einer Zeit wenigstens, wo wir — denn ich weiß, wie ängstlich die Bewerbung, wie groß und wie sorgenvoll die Begierde nach dem Consulate ist — nicht nur Alles, was man öffentlich tadeln, sondern auch heimlich denken kann, scheuen; wo wir vor einem Gerüchte, vor einem erdichteten, unwahren, unbedeutenden Mährchen erbeben; wo wir auf Jedermanns Mienen und Blicke sehen? Denn Nichts ist so weich, so zart, so zerbrechlich, so biegsam, als die Zuneigung und Gesinnung unserer Mitbürger gegen uns, die nicht nur den schlechten Sitten der Bewerbenden zürnen, sondern sogar ihre rechtlichen Handlungen oft mit Widerwillen aufnehmen. Wenn er also diesen gehofften und ersehnten Tag des Marsfeldes sich vor Augen stellte, konnte er mit blutigen Händen, die verbrecherische That zur Schau tragend und bekennend, zu jenen erhabenen Auspicien der Centurien kommen? Wie wenig glaubbar ist dieß bei diesem Manne! Wie wenig zu bezweifeln ist es bei Clodius, daß, wenn Milo getödtet wäre, er unumschränkt herrschen zu können glaubte! Wie? wer weiß es nicht, o Richter, daß — was die Hauptquelle verwegener Handlungen ist — der größte Reiz zum Sündigen in der Hoffnung auf Straflosigkeit liegt? Bei

welchem von Beiden also fand sich diese vor? Etwa bei Milo, der sogar jetzt wegen einer entweder ruhmvollen oder wenigstens nothgedrungenen That angeklagt ist? oder bei Clodius, der so sehr die Gerichte und Strafen verachtet hatte, daß er an Nichts ein Vergnügen fand, was entweder von Natur aus für Recht galt oder durch die Gesetze erlaubt war? Doch wozu hier Beweisgründe? Wozu weitere Erörterungen? Auf dich berufe ich mich, Q. Petillius, der du ein höchst wohlgesinnter und wackerer Bürger bist; dich, M. Cato, rufe ich als Zeugen auf: zwei Männer, die ein gewissermassen göttliches Loos mir zu Richtern bescheerte. Ihr habt aus dem Munde des M. Favonius vernommen, daß Clodius zu ihm gesagt habe, und ihr habt es bei Lebzeiten des Clodius gehört, daß Milo in drei Tagen umkommen werde. Nach drei Tagen ward die That vollführt, die er vorausgesagt hatte. Da jener kein Bedenken trug auszusprechen, was er dachte, könnt ihr im Zweifel seyn, was er gethan habe?

Wie kam es also, daß er sich nicht im Tage geirrt hat? Ich habe es so eben gesagt. Die festgesetzten Opferfeierlichkeiten eines Dictators von Lanuvium zu kennen, war nicht schwer. Er wußte voraus, daß Milo gerade an dem Tage, an dem er die Reise machte, nach Lanuvium reisen müsse. Er gewann ihm also den Vorsprung ab. Aber an welchem Tage? An demselben, wo, wie ich oben bemerkt habe, eine höchst stürmische Volksversammlung, veranlaßt von dem in seinem Solde stehenden Volkstribun, Statt fand, welchen Tag, welche Versammlung, welches Gelärme er nie zurückgelassen hätte, wenn er nicht zu einer beabsichtigten Gewaltthat geeilt wäre. Jener hatte also nicht einmal einen Grund zu einer Reise, sogar einen Grund dazubleiben; für Milo war keine Möglichkeit vorhanden zu bleiben, wohl aber nicht nur ein Grund sondern sogar ein Zwang zur Reise. Was soll ich davon sagen, wenn so, wie jener wußte, daß Milo an diesem Tage auf der Straße seyn werde, Milo dieß von Clodius nicht einmal vermuthen konnte? Ich frage zuerst, wie er es hätte wissen können? Eine Frage, die ihr nicht eben so bei Clodius stellen könnt. Denn gesetzt, daß er keinen Andern als seinen vertrautesten Freund T. Patina gefragt hätte, so konnte er wissen, daß gerade an jenem Tage zu Lanuvium von dem Dictator Milo ein Priester (der Juno) ernannt werden müsse. Allein es gab sehr viele andere, von denen er dieses sehr leicht erfahren konnte, nämlich alle Einwohner von Lanuvium. Wo hat Milo wegen der Rückkehr des Clodius nachgefragt? Möge er immerhin nachgefragt haben. Seht, wie viel ich euch zugebe. Möge er sogar, wie Q. Arrius, mein Freund, behauptet hat, einen Sklaven bestochen haben. Leset die Aussagen eurer Zeugen. C.

Cassinius Scola *) aus Interamna, der vertrauteste Freund des P. Clodius, der auch sein Reisegefährte war, und nach dessen Zeugniß Clodius vorlängst zur nämlichen Stunde zu Interamna und zu Rom sich befunden hatte, hat ausgesagt, daß P. Clodius an jenem Tage auf seinem Albanischen Gute geblieben seyn würde, aber man habe ihm plötzlich den Tod des Architekten Cyrus gemeldet, und er habe sich daher sogleich entschlossen nach Rom zu reisen. Dieß hat auch Cajus Clodius, gleichfalls ein Begleiter des P. Clodius, ausgesagt.

Seht, Richter, wie wichtige Umstände durch diese Zeugnisse erwiesen sind. Fürs Erste wird jedenfalls Milo davon freigesprochen, daß er in der Absicht gereist sey, um unterwegs dem Clodius nachzustellen: versteht sich, wenn er gar nicht im Sinne hatte ihm zu begegnen. Ferner — denn ich sehe nicht ein, warum ich nicht auch meine Sache führen sollte — wißt ihr, Richter, daß es Leute gab, welche bei der Unterstützung dieses Vorschlages behaupteten, der Mord sey durch die Hand des Milo, aber nach dem Plane eines angesehenern Mannes verübt worden. Mich wollten nämlich die verworfenen und elenden Menschen zum Räuber und Banditen stempeln. Darnieder liegen durch ihre eigenen Zeugen diejenigen, welche behaupten, daß Clodius an diesem Tage nicht nach Rom zurückgekehrt seyn würde, wenn er nicht über den Cyrus Etwas vernommen hätte. Ich schöpfe wieder Athem, ich fühle mich frei; ich fürchte nicht, es möchte scheinen, daß ich das beabsichtigt habe, was ich nicht einmal vermuthen konnte. Jetzt will ich das Uebrige verfolgen. Denn man hält mir entgegen: „Also hat auch Clodius nicht an Nachstellung gedacht, weil er ja auf dem Albanischen Landgute zu bleiben im Sinne hatte.“ Ja, wenn er nicht vom Landgute aus zum Mordangriff hätte gehen wollen. Denn ich sehe im Geiste, wie Jener, der die Nachricht von dem Tode des Cyrus gebracht haben soll, nicht dieses meldete, sondern daß Milo nahe. Denn was sollte er von Cyrus melden, den Clodius bei seiner Abreise von Rom als Sterbenden hinterlassen hatte? Ich war dabei, habe das Testament zugleich mit Clodius versiegelt; er hatte das Testament vor den Zeugen gemacht und mich und jenen zu Erben eingesetzt. Der Tod eines Mannes, den er Tags zuvor um die dritte Stunde, wo er in den letzten Zügen lag, verlaßen hatte, wurde ihm erst andern Tags um die zehnte Stunde gemeldet?

*) P. Clodius war im J. 62 v. Chr. der Verletzung des Gottesdienstes der „guten Göttin“ angeklagt aber freigesprochen worden, weil C. Cassinius Scola bezeugt hatte, daß Clodius an demselben Tage zu Interamna 90 röm. Meilen von Rom entfernt gewesen sey.

Wohlan! es mag so geschehen seyn. Was hatte er für einen Grund, nach Rom zu eilen? sich in die Nacht hinein zu wagen? Was brachte das für Eile mit sich, daß er Erbe war? Fürs Erste war kein Grund vorhanden, weßhalb Eile nöthig war; dann, wenn er einen hatte, was war denn dieß wohl, das er in derselben Nacht noch hätte erreichen können, aber verloren hätte, wenn er Tags darauf in der Frühe nach Rom gekommen wäre? Ferner, wie es jener mehr vermeiden als wünschen mußte, Nachts in die Stadt zu kommen, so mußte Milo, als Nachsteller, wenn er wußte, daß jener sich Nachts der Stadt nähern werde, im Hinterhalte lauern und warten. Hätte er ihn Nachts an einem unsichern, von Räubern wimmelnden Orte umgebracht, Jedermann würde ihm, im Falle er läugnete, geglaubt haben, ihm, den Alle, auch wenn er gesteht, gerettet wissen möchten. Getragen hätte fürs Erste die Schuld des Verbrechens der Ort selbst, der als Versteck und Aufenthalt für Räuber diente, indem weder die stumme Einsamkeit den Milo angezeigt, noch die finstere Nacht ihn ans Licht gezogen hätte; dann würden dort viele vom Clodius Mißhandelte, Beraubte, aus ihren Gütern Vertriebene, viele sogar, die dieses fürchteten, in Verdacht gerathen; endlich würde ganz Etrurien als beklagt vor Gericht zur Verantwortung aufgefordert werden. Ferner kehrte Clodius auf seiner Rückkehr von Aricia an jenem Tage wenigstens in seinem Albanischen Landgute ein. Gesetzt daß Milo dieß wußte, daß jener zu Aricia gewesen, so mußte er doch vermuthen, daß derselbe, auch wenn er an jenem Tage nach Rom zurückzukehren wünschte, bei seinem an der Straße gelegenen Landhause einkehren würde. Warum kam er demselben nicht zuvor, damit er nicht etwa in seinem Landhause bliebe, und warum lauerte er ihm nicht an einem Platze auf, wohin jener Nachts kommen mußte?

Bis hieher, o Richter, ist Alles, wie ich sehe, völlig gegründet: nämlich daß es für Milo sogar vortheilhaft war, daß Clodius am Leben bleibe, daß aber jenem für seine Zwecke Milo's Tod höchst erwünscht war; daß jener den bittersten Haß gegen diesen, keinen aber dieser gegen jenen hegte; daß jener sich beständig mit Uebung von Gewaltthaten, dieser nur mit Abwehrung derselben befaßte; daß jener dem Milo den Tod ankündigte und öffentlich vorhersagte, daß man so Etwas den Milo nie sagen hörte; daß der Tag dieser Reise jenem bekannt, die Rückkehr des Clodius diesem unbekannt war; daß die Reise des Milo nothwendig, die des Clodius sogar unzeitig war; daß dieser es offen erklärte, er werde an diesem Tage von Rom abgehen, jener es verheimlichte, daß er an diesem Tage zurückkehren

werde; daß der Eine in Nichts seinen Plan änderte, der Andere eine Ursache zur Aenderung desselben erdichtete; daß dieser, wenn er Nachstellungen bereitet hätte, die Nacht in der Nähe der Stadt hätte abwarten müssen, jener dagegen, wenn er auch diesen nicht fürchtete, doch sich gescheut haben müßte, sich Nachts der Stadt zu nähern.

Laßt nun das, was die Hauptsache ist, näher ins Auge fassen, wem von Beiden wohl eben jener Ort, wo sie ins Handgemenge kamen, zu Nachstellungen geeigneter gewesen sey. Läßt sich aber dieß, ihr Richter, noch bezweifeln und länger bedenken? Konnte Milo glauben, er werde vor dem Landgute des Clodius, wo wegen jener unsinnigen Bauten leicht ein tausend kräftiger Leute sich aufhielt, bei der hervorragenden und hohen Stellung des Gegners die Oberhand behaupten, und hatte er deßwegen vorzüglich diesen Ort zum Kampfe auserlesen, oder wurde er vielmehr an diesem Orte von demjenigen erwartet, welcher im Vertrauen auf diesen Ort selbst den Angriff beabsichtigt hatte? Die Sache selbst, o Richter, die immer das meiste Gewicht hat, spricht es aus. Würdet ihr auch nicht hören, daß dieß geschehen ist, sondern es in einem Gemälde dargestellt sehen, so würde es dennoch am Tage seyn, welcher von Beiden der Nachsteller war, welcher von ihnen nichts Böses im Sinne hatte, da der Eine im Reisemantel zu Wagen fuhr, und seine Gattin neben ihm saß. Was ist hievon nicht im höchsten Grade hinderlich? Die Kleidung, oder das Fuhrwerk, oder die Begleiterin? Was ist zum Kämpfen weniger bequem, da er in seinen Reisemantel eingewickelt, durch den Wagen gehindert, von seiner Gattin fast umstrickt war? Betrachtet nun jenen, zuerst wie er aus seinem Landhause herausgeht, so plötzlich; warum? am Abend! wozu ist es nöthig? so spät! wie wenig schicklich, besonders zu einer solchen Zeit? „Er kehrte auf dem Landgute des Pompejus ein.“ Etwa, um den Pompejus zu besuchen? Er wußte ja, daß jener auf seinem Landgute bei Alsium war. Um das Landgut zu besichtigen? Er war ja tausendmal schon da gewesen. Was war es also? Ein Aufenthalt und Verzug; er wollte den Ort nicht verlassen, bis Milo käme.

Wohlan! vergleicht nun die Reise des leichtgerüsteten Räubers mit des Milo bepacktem Zuge. Früher reiste jener immer mit seiner Gattin, damals ohne sie; sonst immer zu Wagen, damals zu Pferde; junge Griechen hatte er, wohin er nur ging, sogar wenn er in sein Etruscisches Lager eilte, zu Begleitern, damals hatte er keine Lustigmacher in seinem Gefolge. Milo führte, wie sonst nie, damals zufällig die Musikbande seiner Gattin und eine Schaar von Mägden mit sich; jener,

der sonst immer Buhldirnen, Lustknaben und Huren mit sich führte, hatte damals Niemand bei sich, außer solche, daß man sagen konnte, es sey Mann von Mann auserlesen. Warum ist er also unterlegen? Weil nicht immer der Reisende von dem Straßenräuber, sondern manchmal auch der Straßenräuber vom Reisenden erschlagen wird; weil Clodius, obwohl gerüstet auf Ungerüstete, doch als ein Weib auf Männer gestossen war. Auch fand sich Milo nie so ungerüstet gegen Clodius, daß er nicht in der Regel hinlänglich gerüstet war. Immer bedachte er, wie viel dem Clodius an seinem Untergange läge, wie verhaßt er ihm wäre, und wie viel jener wagete. Deßhalb gab er sein Leben, von dem er wußte, daß es den größten Belohnungen feil geboten und beinahe verkauft sey, niemals ohne Bedeckung und Schutzwache der Gefahr preis. Man denke noch die Zufälle, den ungewissen Ausgang des Kampfes und das gemeinschaftliche Kriegsglück hinzu, welches schon oft den bereits Plündernden und Frohlockenden durch den Niedergeworfenen umgestürzt und niedergeschlagen hat. Man rechne dazu die Ungeschicklichkeit eines übersättigten, bezechten, gähnenden Führers, welcher, da er den Feind im Rücken abgeschnitten zurückgelassen hatte, an dessen äußerstes Gefolge gar nicht dachte. Da er auf dasselbe, während es von Zorn glühte und an dem Leben des Herrn verzweifelte, gestossen war, verfiel er derjenigen Strafe, die getreue Sklaven von ihm für das Leben ihres Herrn forderten. Warum hat er sie also freigelassen? Er fürchtete natürlich, sie möchten ihn verrathen, sie möchten den Schmerz nicht aushalten können, sie möchten durch die Folter gezwungen werden zu bekennen, daß P. Clodius auf der Appischen Straße von des Milo Sklaven erschlagen worden sey. Wozu bedarf's eines Folterknechtes? Was verlangst du zu wissen? Ob er den Todtschlag verübt habe? Er hat ihn verübt. Mit Recht oder Unrecht? Dieß geht den Folterknecht nichts an; denn um die That handelt es sich auf der Folterbank, um das Recht vor Gericht.

Was also durch die Rechtsverhandlung untersucht werden muß, das wollen wir hier näher erörtern; was du durch die Folter herausbringen willst, das gestehen wir ein. Zielt deine Frage dahin, vielmehr zu wissen, warum er sie freigelassen, als warum er sie nur mäßig belohnt habe, so weißt du die Handlung des Gegners nicht zu tadeln. Denn eben dieser M. Cato da, welcher stets Alles standhaft und muthig spricht, hat erklärt, und zwar in einer stürmischen Volksversammlung, die jedoch durch sein Ansehen beruhigt wurde, daß diejenigen Sklaven, die das Leben ihres Herrn vertheidigt hätten, nicht nur der Freiheit sondern aller Arten von Belohnung im höchsten Grade würdig

geworden wären. Denn welche Belohnung ist groß genug für so wohlgesinnte, so gute, so treue Sklaven, denen er das Leben verdankt? Und doch ist dieses nicht so wichtig, als daß er es gleichfalls ihnen verdankt, nicht mit seinem Blute und seinen Wunden das Herz und die Augen seines grausamsten Feindes gesättigt zu haben. Hätte er sie nicht freigelassen, so hätten die Retter ihres Herrn, die Rächer der Frevelthat, die Abwehrer des Mordes sogar der Folter überliefert werden müssen. Er aber hat bei diesem Unglücke nichts, was ihn weniger drücken könnte, als daß doch, wenn ihm auch ein Unfall begegnen sollte, jenen der verdiente Lohn zu Theil geworden ist. „Aber die Untersuchungen, die man in der Vorhalle der Freiheitsgöttin angestellt hat, setzen dem Milo zu." Mit was für Sklaven? Fragst du? Mit des P. Clodius Sklaven. Wer hat sie vorgefordert? Appius. Wer hat sie herbeigeschleppt? Appius. Woher? Von Appius. Ihr guten Götter, wie kann man strenger handeln? Bei Sklaven nimmt man nach keinem Gesetze eine Untersuchung durch die Folter gegen ihre Herren vor, außer im Falle der Blutschande, wie es gegen den Clodius geschah. Sehr nah ist Clodius den Göttern gekommen *), näher als damals, wo er bis zu ihrem Heiligthum vorgedrungen war, da über seinen Tod, gleichsam als wären heilige Gebräuche verletzt worden, eine peinliche Untersuchung angestellt wird. Aber dennoch wollten unsere Vorfahren nicht, daß man mit einem Sklaven eine Untersuchung gegen seinen Herrn anstelle, nicht, weil man die Wahrheit nicht finden könnte, sondern weil man es für entwürdigend ansah und glaubte, es sey für die Herrn betrübender, als der Tod selbst. Wenn man aber des Anklägers Sklaven gegen den Angeklagten befragt, kann man die Wahrheit ermitteln? Wohlan denn, was war die Befragung, oder wie war sie beschaffen? Zum Beispiel: Heda, Rufio, lüge mir nicht. Hat Clodius dem Milo nachgestellt? „Ja." Das Kreuz ist dir gewiß. „Nein." Die ersehnte Freiheit (ist dir gewiß). Was ist verläſſiger, als eine solche Untersuchung? Greift man sie auch plötzlich für die peinliche Befragung auf, so sondert man sie dennoch von Andern ab und wirft sie in enge Gefängnisse, damit Niemand mit ihnen sich bereden könne. Diese aber sind, nachdem sie hundert Tage bei dem Ankläger gewesen, von eben diesem Ankläger selbst vorge-

---

*) Ironisch. Clodius hatte sich den Göttern genaht, als er sich in das Haus Cäsars bei der Feier des Festes der bona dea geschlichen hatte, um mit Cäsars Gattin Unzucht zu treiben. Jetzt aber hat er seinen Platz zunächst den Göttern, weil über seinen Tod ein peinliches Verhör angestellt wurde, gleichsam als wäre die Heiligkeit einer Gottheit verletzt worden.

führt worden. Wie könnte man wohl redlicher und unparteiischer, als bei diesem Verhöre, zu Werke gehen!

Wenn ihr dieß noch nicht, obschon die Sache selbst durch so viele und so klare Beweise und Kennzeichen im Lichte steht, hinlänglich einsehet, daß Milo reinen und unbescholtenen Herzens, durch kein Verbrechen befleckt, durch keine Furcht erschreckt, durch keine Gewissensangst entseelt, nach Rom zurückkehrte, so ruft, bei den unsterblichen Göttern! euch in's Gedächtniß zurück, wie schnell er die Rückreise angetreten, wie er während des Brandes der Curie auf das Forum geschritten, wie groß seine Seelenstärke, wie seine Miene, wie seine Sprache gewesen. Er vertraute sich aber nicht nur dem Volke, sondern auch dem Senate, und nicht nur dem Senate, sondern auch den öffentlichen Schutzwachen und Waffen, und nicht allein diesen, sondern auch der Gewalt desjenigen Mannes an, dem der Senat die gesammte Republik, die ganze junge Mannschaft Italiens, alle Waffen des römischen Volkes anvertraut hatte. Diesem Manne würde er sich gewiß nie überantwortet haben, vertraute er nicht seiner Sache, zumal da jener von Allem Kunde erhielt, große Besorgniß hegte, Manches vermuthete, Einiges glaubte. Groß ist die Macht des Bewußtseyns, o Richter, groß nach beiden Richtungen hin, so daß sowohl diejenigen, die nichts begangen haben, furchtlos sind, als auch die Frevler immer die Strafe vor Augen schweben sehen. Ferner ist des Milo Sache nicht ohne bestimmten Grund stets vom Senate gebilligt worden. Denn die höchst weisen Männer sahen die Ursache der That, die Geistesgegenwart, die Standhaftigkeit der Vertheidigung. Oder habt ihr vergessen, o Richter, des Geredes und der Vermuthungen nicht nur der Feinde Milo's, sondern auch einiger Ununterrichteten, als die Kunde von der gewaltsamen Tödtung des Clodius noch neu war? Man behauptete, Milo werde nicht nach Rom zurückkehren. Denn sey es, daß er im Zorn und in der Aufregung sich habe verleiten lassen, aus Haß seinen Gegner zu erschlagen, so glaubten sie, er habe des P. Clodius Tod für wichtig genug gehalten, um mit Gleichmuth das Vaterland zu entbehren, da er ja seine Rache mit dem Blute des Feindes gesättigt hätte; oder sey es, daß er durch den Tod desselben das Vaterland habe befreien wollen, so werde der tapfere Mann kein Bedenken tragen, da er mit eigener Gefahr die Republik gerettet hätte, mit ruhiger Fassung den Gesetzen zu weichen, mit sich unvergänglichen Ruhm zu nehmen, uns aber das zum Genusse zu hinterlassen, was er selbst gerettet. Viele sprachen auch von einem neuen Catilina und den bekannten Abenteuern: er wird, sagte man, hervorbrechen, irgend einen Platz besetzen, sein Vaterland bekriegen. O wie

unglücklich sind doch manchmal die um den Staat verdientesten Männer, da die Leute nicht nur ihre rühmlichsten Thaten vergessen, sondern sogar ruchlose bei ihnen argwöhnen! Jene Vermuthungen waren also unrichtig, und man würde sie gewiß als wahr erfunden haben, wenn Milo Etwas begangen hätte, was er nicht ehrenvoll und in Wahrheit vertheidigen könnte.

Ferner, wie hat er das, was ihm späterhin aufgebürdet wurde und Jeden, bei dem Bewußtseyn auch minder bedeutender Vergehen, zu Boden geschlagen hätte, ertragen! Ertragen? o ihr unsterblichen Götter! Nein, verachtet und für Nichts gehalten! Beschuldigungen, die weder ein Schuldiger mit dem stärksten Muthe, noch ein Unschuldiger ohne die größte Tapferkeit mit Gleichgiltigkeit hätte hinnehmen können. Man zeigte an, daß man bei ihm eine Menge von Schilden, Schwertern, (Zügeln), Speeren und Wurfpfeilen wegnehmen könne; man sagte, daß es zu Rom keine Hauptstraße, keine Nebengasse gebe, in der nicht von Milo ein Haus gemiethet sey; man habe auf der Tiber Waffen nach dem Ocriculanischen Landgute geschafft; sein Haus auf dem Capitolinischen Hügel sey angepfropft mit Schilden, Alles sey voll von Brandpfeilen, welche zum Anzünden der Stadt hergerichtet seyen. Und dieses ward nicht nur zur Anzeige gebracht, sondern beinahe auch geglaubt und nicht eher widerlegt, als man es untersucht hatte. Ich für meine Person zollte der unglaublichen Sorgfalt des Cn. Pompejus meinen Beifall, aber ich will reden, o Richter, wie ich denke. Männer, denen die ganze Republik anvertraut ist, müssen allzu viel hören und können nicht anders handeln. So mußte man wohl sogar einen gewissen Opferschlächter Licinius aus der Gegend des großen Circus anhören, welcher sagte, es hätten sich bei ihm Sklaven des Milo betrunken und ihm ihre Verschwörung zur Ermordung des Pompejus gestanden; dann sey er, damit er es nicht verriethe, späterhin von einem derselben mit dem Schwerte verwundet worden. Die Nachricht brachte er dem Pompejus in dessen Garten; unter den Ersten werde ich herbeigerufen; nach dem Gutachten der Freunde berichtet er darüber an den Senat. Ich mußte bei dem so schweren Verdachte, der meinen und des Vaterlandes Beschützer traf, vor Furcht erbleichen, aber ich wunderte mich doch, daß man einem Opferschlächter glaubte, dem Bekenntnisse von Sklaven Gehör schenkte, daß man eine Wunde in der Seite, die für einen Nadelstich gelten konnte, für den Hieb eines Gladiators ansah. Allein Pompejus zeigte, wie ich einsehe, mehr Vorsicht als Furcht nicht allein vor dem, was man fürchten mußte, sondern überhaupt vor Allem, damit ihr nichts fürchten möchtet. Man meldete, es sey das Haus des C. Cäsar, des

berühmtesten und tapfersten Mannes in der Nacht viele Stunden bestürmt worden. Niemand hatte in einer so volkreichen Gegend Etwas gehört, Niemand Etwas gemerkt; dennoch glaubte man es. Ich konnte nicht vermuthen, daß Cn. Pompejus, ein Mann von dem ausgezeichnetsten Muthe, furchtsam sey, ich glaubte vielmehr, seine Sorgfalt sey, da er die ganze Verwaltung des Staates übernommen, keineswegs übertrieben. Im zahlreich versammelten Senate auf dem Capitolium fand sich neulich ein Senator, welcher behauptete, Milo sey mit einer Mordwaffe da. Dieser entblößte sich im heiligsten Tempel, weil das Leben eines solchen Bürgers und Mannes nicht Gewähr leistete, so daß, während er schwieg, die Sache für ihn redete. Man fand, daß Alles falsch und auf nachstellerische Weise erdichtet war.

Wenn man dessen ohngeachtet auch jetzt noch den Milo fürchtet, so bangt es uns schon nicht mehr wegen der Anklage des Clodius, sondern deinen Verdacht, Cn. Pompejus, — denn an dich wende ich mich nun, und zwar mit so lauter Stimme, daß du mich hören kannst, — deinen, ja deinen Verdacht fürchten wir. Wenn du den Milo fürchtest, wenn du glaubst, daß derselbe gegen dein Leben gottlose Plane entweder jetzt hege oder je gehegt habe; wenn das Aufgebot Italiens, wie einige deiner Werber behauptet haben, wenn diese Waffen, wenn die Cohorten auf dem Capitol, wenn die Wachen bei Tag und Nacht, wenn die auserlesene Mannschaft, welche deine Person und dein Haus bewacht, gegen einen Angriff des Milo gewaffnet ist, und jenes Alles gegen diesen Mann allein angeordnet, gerüstet und gerichtet ist; so besitzt derselbe unstreitig eine große Gewalt und einen unglaublichen Muth, und es beurkunden sich die Kräfte und die Macht nicht eines einzelnen Mannes, wenn nämlich gegen ihn allein der ausgezeichnetste Feldherr erwählt und der ganze Staat bewaffnet ist. Aber wer sieht nicht ein, daß alle Theile der Republik, welche siechen und wanken, dir anvertraut wurden, damit du sie mit diesen Waffen heilen und befestigen möchtest? Wäre dem Milo Gelegenheit gegeben, er hätte gewiß dir selbst bewiesen, daß kein Mensch je einem andern theurer gewesen sey, als du ihm; daß er nie eine Gefahr zu deiner Erhebung gemieden, selbst mit jenem scheußlichen Ungeheuer oft für deinen Ruhm gestritten habe; daß sein Tribunat zu meinem Heile, daß dir höchst theuer gewesen war, nach deinen Rathschlägen geleitet worden sey; daß er späterhin von dir bei einer gefahrvollen Anklage geschützt, bei der Bewerbung um die Prätur unterstützt worden sey, daß er immer geglaubt habe, zwei große Freunde zu haben, einen an dir durch dein Verdienst, einen an mir wegen des seinigen. Würde er dieses nicht beweisen,

hätte sich bei dir jener Verdacht so tief eingeprägt, daß er auf keine Weise herausgerissen werden könnte; würde endlich Italien ohne Milo's Sturz nie vor Truppenaushebungen, die Stadt nie vor den Waffen Ruhe haben; er, der mit solchen Gesinnungen geboren und erzogen ist, würde fürwahr ohne Bedenken aus dem Vaterlande sich entfernt haben; doch würde er dich, Magnus, was er auch jetzt thut, zum Zeugen aufrufen (daß dein Verdacht falsch gewesen sey).

Betrachte, wie wechselvoll und veränderlich die Verhältnisse des Lebens, wie unstät und beweglich das Glück, wie groß die Untreue in Freundschaften sind, wie sehr sich erheuchelte nach den Zeitumständen sich richten, wie schnell sich in Gefahren die nächsten Angehörigen zurückziehen, wie groß ihre Furcht ist. Eintreten, ja eintreten wird gewiß die Zeit, und leuchten wird einst der Tag, wo du in einer, wie ich hoffe, für dich nicht unglücklichen, aber vielleicht durch die Erschütterung der gemeinschaftlichen Verhältnisse veränderten Lage — und wie häufig eine solche Erschütterung eintrete, müssen wir aus Erfahrung wissen — das Wohlwollen des ergebensten Freundes, den Schutz des charaktervollsten und die Seelengröße des seit Menschengedenken unstreitig tapfersten Mannes vermissen dürftest. Wer möchte jedoch glauben, daß Cn. Pompejus, der das Staatsrecht, die Sitte der Ahnen, endlich die Staatsverfassung so genau kennt, daß ein solcher Mann, da ihm der Senat den Auftrag gegeben hat, Sorge zu tragen, daß die Republik keinen Schaden erleide, durch welche einzige Zeile die Consuln stets genug bewaffnet waren, auch ohne daß man ihnen Waffen gab, daß ein solcher Mann, da man ihm ein Heer, da man ihm Truppenaushebung bewilligte, die richterliche Entscheidung abgewartet haben würde, um die Anschläge eines Mannes zu ahnden, der die Gerichte selbst durch einen Gewaltstreich aufhöbe? Hinlänglich, ja hinlänglich hat sich Pompejus ausgesprochen, daß man jenes fälschlich dem Milo aufbürde, indem er ein Gesetz in Vorschlag gebracht hat, nach welchem, wie ich meine, Milo von euch losgesprochen werden muß, wie Alle eingestehen, losgesprochen werden darf. Daß er aber, von jenen Truppen der öffentlichen Schutzwacht umringt, an jenem Orte sitzt, beweist hinlänglich, daß er euch nicht Schrecken einflöße — denn was wäre jenes Mannes weniger würdig, als euch zu zwingen, daß ihr denjenigen verurtheilt, den er selbst nach der Sitte der Vorfahren und aus eigenem vollem Rechte zur Strafe ziehen könnte? — sondern zum Schutze diene, damit ihr einsehet, daß ihr im Gegensatze zu jener gestrigen Volksrede euer Urtheil frei, wie ihr es denkt, aussprechen dürft.

Wahrlich, nicht die Anklage wegen des Clodius beunruhigt mich,

noch bin ich so blödsinnig und so wenig bekannt und vertraut mit eurer Gesinnung, daß ich nicht wüßte, was ihr von dem Tode des Clodius denket. Wenn ich auch in Bezug auf denselben die Anschuldigung nicht so, wie ich es gethan, entkräften wollte, so dürfte doch Milo, ohne gestraft zu werden, öffentlich ausrufen und, wenn gleich fälschlich, sich rühmen: Umgebracht, umgebracht habe ich nicht einen Sp. Mälius, der durch Erleichterung einer Getreide-Theurung und durch Aufopferungen seines Vermögens, weil er allzusehr nach des Volkes Gunst zu buhlen schien, in den Verdacht gerieth, daß er nach der Alleinherrschaft strebe; nicht einen Tib. Gracchus, welcher mittelst eines Aufstandes seinen Amtsgenossen aus dem Amte vertrieb, nicht Männer, deren Mörder den Erdkreis mit dem Ruhme ihres Namens erfüllten; sondern den Mann — denn er dürfte es wagen, dieß auszusprechen, da er das Vaterland mit eigener Gefahr gerettet hatte — den die edelsten Frauen auf den heiligsten Götterpolstern über ruchlosem Ehebruche getroffen haben; den Mann, durch dessen Bestrafung der Senat die Entheiligung der Religionsfeierlichkeiten zu sühnen oft beschlossen; den Mann, von welchem L. Lucullus auf eine peinliche Untersuchung hin eidlich aussagte, daß er mit seiner leiblichen Schwester Blutschande getrieben; den, der einen Bürger, welchen der Senat, welchen das Volk, welchen alle Völker für den Retter der Stadt und des Lebens der Bürger erklärt hatten, mit den Waffen seiner Sklaven in die Verbannung trieb; den Mann, der Königreiche gab und nahm, den Erdkreis, an wen er wollte, vertheilte; den, der nach Veranlassung eines sehr großen Blutbades auf dem Forum einen Mitbürger von ausgezeichnetem Verdienste und Ruhme sich in sein Haus einzuschließen zwang; den Mann, dem bei seinen Thaten und Lüsten nie Etwas für unerlaubt galt; den, der den Tempel der Nymphen anzündete, um das öffentliche in dem Staatsarchive hinterlegte Denkmal der censorischen Rüge zu vertilgen; den Mann endlich, für den es kein Gesetz, kein bürgerliches Recht, keine Grenzmarken der Besitzungen gab, der nicht durch Prozeß-Schikane, nicht durch ungerechte Ansprüche und falsche Eide, sondern durch Feldlager und Einrücken mit Kriegsfahnen fremden Grund und Boden sich anzueignen strebte, der nicht allein die Etrusker — denn diese hatte er ganz und gar verachtet — sondern auch diesen P. Varius, einen höchst wackern Mann und wohlgesinnten Bürger, unsern Richter, aus seinen Besitzungen mit Waffen und Feldlager zu verdrängen versuchte; der mit Baumeister und Meßstangen die Landgüter und Gärten Vieler durchzog, der für seine Hoffnung, sich Besitzungen anzueignen, den Janiculus und die Alpen als Grenzen setzte; der, als er den römischen Ritter M. Paco-

nius, einen sehr angesehenen und wackern Mann, nicht hatte dahin bringen können, daß er die Insel auf dem Prelischen See verkaufte, plötzlich auf Kähnen Bauholz, Kalk, Bausteine und Waffen zusammenführen ließ und, während der Besitzer am jenseitigen Ufer zuschaute, kein Bedenken trug, ein Gebäude auf fremdem Boden aufzurichten; der diesem T. Furfanius da, welch einem Manne, ihr unsterblichen Götter! — denn was soll ich von der armen Frau Scantia und dem jungen Apinius sprechen, welchen beiden er den Tod wiederholt drohte, wenn sie ihm nicht ihre Gärten abträten — der dem Furfanius zu sagen sich erkühnte, daß, wenn er ihm nicht so viel Geld, als er gefordert, gäbe, er ihm eine Leiche in sein Haus tragen lassen werde, wodurch dieser so wackere Mann in den Flammen des Hasses seinen Untergang finden müßte; der seinen eigenen Bruder Appius, einen durch das treueste Wohlwollen mit mir verbundenen Mann, während dessen Abwesenheit aus dem Besitze eines Landgutes vertrieb; der durch den Vorhof seiner Schwester so eine Wand ziehen, so die Grundmauern legen ließ, daß er seiner Schwester nicht nur den Vorhof, sondern auch den ganzen Eingang und die Schwelle entzog.

Gleichwohl hielt man dieß, obschon er auf gleiche Weise über die Republik, über Privatpersonen, über Ferne und Nahe, über Fremde und seine eigenen Leute herfiel, noch für erträglich; allein die unglaubliche Geduld der Bürgerschaft war, ich weiß nicht wie, abgestumpft und fühllos geworden. Was aber schon nahe war und bevorstand, wie hättet ihr dieß entweder abwehren oder ertragen können? Hätte er eine Befehlshaberstelle erlangt, er würde — ich sage nichts von den Bundesgenossen, auswärtigen Nationen, Königen, Tetrarchen; denn ihr hättet dann Gelübde gemacht, er möchte lieber über jene herfallen, als über eure Besitzungen, eure Wohnungen, eure Gelder; Gelder sage ich? Vor euern Kindern, ja! fürwahr! und vor euern Gattinnen würde er seine zügellosen Lüste nicht in Zaum gehalten haben. Glaubt ihr, es werde dieß erdichtet, was doch am Tage liegt, was Jedermann bekannt ist, was man mit Händen greift, daß er nämlich Heere von Sklaven in der Stadt ausgehoben haben würde, um mit ihrer Hilfe sich des ganzen Staates und des Privateigenthums Aller zu bemächtigen? Wenn deßhalb T. Annius, das blutige Schwert in der Hand haltend, rief: „Hört, Mitbürger, und merkt auf: den P. Clodius habe ich getödtet; seine Rasereien, die wir schon durch keine Gesetze, durch keine Gerichte mehr zu zügeln vermochten, habe ich mit diesem Schwerte, mit dieser Faust von euren Nacken abgewehrt, damit durch mich, den Einen, Recht, Billigkeit, Freiheit, Scham und Züchtigkeit im Staate

bleiben möchten," dann müßte man gewiß noch befürchten, wie die Bürgerschaft dieß aufnehmen würde! Giebt es jetzt denn Jemand, der es nicht billigte? der es nicht lobte? der es nicht ausspräche und empfände, daß Ein Mann seit Menschengedenken, T. Annius, am meisten dem Staate genützt, dem römischen Volke, dem ganzen Italien, allen Nationen die größte Freude bereitet habe? Ich kann nicht beurtheilen, wie groß die Freuden des römischen Volkes vor Alters gewesen seyn mögen. Doch hat unser Zeitalter schon viele herrliche Siege großer Feldherrn gesehen, aber keiner derselben hat eine so lange dauernde, so große Freude gebracht. Prägt dieß, o Richter, euerm Gedächtnisse ein: ich hoffe, daß ihr und eure Kinder noch viele freudige Ereignisse in der Republik erleben werdet; bei jedem derselben aber sollt ihr immer denken, daß ihr nichts davon erlebt haben würdet, wenn P. Clodius noch am Leben wäre. Wir können nun die größte und, wie ich vertraue, gegründetste Hoffnung hegen, daß gerade dieses Jahr, wo gerade dieser große Mann Consul ist, ein für den Staat heilsames seyn werde, nachdem der Leute Willkühr unterdrückt, die Leidenschaften gebrochen, die Gesetze und Gerichte wieder hergestellt sind. Denn ist wohl Jemand so blöden Geistes, daß er glaubte, es hätte dieß, wenn P. Clodius noch lebte, zu Theil werden können? Wie? Hätte für das, was ihr als euer Privateigenthum besitzt, unter der Herrschaft eines rasenden Tyrannen das Recht eines beständigen Besitzes gesichert seyn können?

Ich fürchte nicht, o Richter, es möchte scheinen, daß ich aus Haß, den meine Feindschaft hervorrief, solches mit mehr Bereitwilligkeit als Wahrheit gegen ihn ausstosse. Denn, obschon mein Haß vorzüglich groß seyn mußte, war doch jener so sehr der gemeinsame Feind Aller, daß sich mein Haß in dem allgemeinen fast verlor. Man kann es nicht genug denken, geschweige aussprechen, wie viel Frevelhaftes, wie viel Verderbliches in jenem Menschen gewesen. Wohlan, merkt sonach auf, o Richter! Die Untersuchung betrifft ja den Tod des P. Clodius. Macht euch in eurer Seele — denn unsere Gedanken sind frei und machen sich das, was sie wollen, eben so anschaulich, wie wir das sehen, was wir mit den Augen wahrnehmen — macht euch also, sage ich, in Gedanken ein Bild von dem Vorschlage, den ich euch machen will: gesetzt, ich könnte bewirken, daß ihr den Milo freispräch et, aber unter der Bedingung, daß P. Clodius wieder auflebte! — Warum drückte sich plötzlich Furcht in euerm Blicke aus? Welche Empfindungen würde jener, wenn er lebete, in euch hervorrufen, da er euch als Todter durch eine eitle Vorstellung erschütterte! Wie? Wenn selbst Cn. Pompejus,

der ein Mann von solcher Kraft und solchem Glücke ist, daß er immer das, was Niemand außer er, vermochte, wenn dieser, sage ich, wie er eine Untersuchung über den Tod des P. Clodius beantragen konnte, so ihn selbst von den Todten hätte erwecken können, was von beidem glaubt ihr, daß er lieber gethan haben würde? Hätte er ihn auch aus Freundschaft von den Todten zurückrufen wollen, der Republik wegen hätte er es nicht gethan. Ihr sitzt also da als Rächer des Todes eines Mannes, dessen Leben ihr, wenn ihr auch glaubtet, daß es für euch möglich wäre, doch wieder herzustellen euch weigern würdet: und es ist über die Tödtung eines solchen Mannes eine gerichtliche Untersuchung in Vorschlag gebracht worden, für welchen, wenn er nach demselben Gesetze wieder aufleben könnte, der Vorschlag nie gemacht worden wäre. Sein Mörder also sollte beim Geständnisse eine Strafe von denjenigen fürchten, die er befreit hatte? Die Griechen erweisen den Tyrannen-Mördern göttliche Ehrenbezeugungen. Was habe ich der Art zu Athen, was in andern Städten Griechenlands gesehen! Welche heilige Feste, die für solche Männer angeordnet sind! Welche Lobgesänge, welche Lieder! Ihre Vergötterung geht fast bis zur Ehrfurcht und Erinnerung, die man Unsterblichem weiht. Und ihr wollt dem Erhalter eines so großen Volkes, dem Rächer so großer Frevelhaftigkeit nicht nur keine Ehre erweisen, sondern ihn sogar zur Todesstrafe schleppen lassen? Gestehen, gestehen, sage ich, würde er es, wenn er es gethan hätte, und daß er es mit Starkmuth und gerne um der allgemeinen Freiheit willen gethan hätte, was er jedenfalls nicht nur gestehen, sondern dessen er sich sogar rühmen dürfte.

Denn wenn er eine That nicht läugnet, wegen deren er um nichts als um Verzeihung bittet, würde er Bedenken tragen, das zu gestehen, infolge dessen man auf den Lohn des Ruhmes Anspruch machen dürfte? Er müßte nur glauben, es sey euch angenehmer, daß er der Vertheidiger seines Lebens als eures Standes gewesen, zumal da er, wolltet ihr dankbar seyn, bei diesem Geständnisse die ansehnlichsten Ehrenbezeugungen erlangen würde. Würde die That von euch nicht gutgeheissen, — wiewohl wie könnte Jemand seine eigene Rettung mißbilligen? — wäre aber dennoch die Tapferkeit des wackersten Mannes von seinen Mitbürgern nicht günstig aufgenommen worden, so würde er entschlossnen und standhaften Muthes aus dem undankbaren Staate weichen. Denn was wäre wohl undankbarer, als daß sich die Uebrigen freuen, der Urheber ihrer Freude aber allein traure? Indessen huldigten wir Alle bei Unterdrückung von Vaterlands-Verräthern stets dem Grundsatze, daß, weil der Ruhm unser seyn würde, wir auch die Ge-

fahr und den Haß auf uns nehmen müßten. Denn welches Lob hätte ich für mich selbst in Anspruch nehmen dürfen, da ich während meines Consulates so viel für euch und eure Kinder gewagt hatte, wenn ich geglaubt hätte, ich würde das, was ich wagte, ohne die schwersten Kämpfe für mich unternehmen können? Welches Weib würde es nicht wagen, einen verbrecherischen und verderblichen Bürger zu tödten, wenn sie keine Gefahr fürchtete? Wer sich Haß, Tod und Strafe vor Augen stellt und um nichts weniger eifrig die Republik vertheidigt, der verdient in Wahrheit, für einen Mann gehalten zu werden. Einem dankbaren Volke kommt es zu, Bürger, die sich um den Staat verdient gemacht haben, zu belohnen; einem wackern Manne, sich nicht einmal durch Todesstrafen zur Bereuung einer tapfern That bewegen zu lassen. Es würde deßhalb T. Annius dasselbe Geständniß machen, wie Ahala, wie Nasica, wie Opimius, wie Marius, wie ich selbst, und wäre die Republik dankbar, würde er sich freuen; wäre sie undankbar, doch bei einem drückenden Geschicke sich auf sein Bewußtseyn stützen. Aber den Dank für diese Wohlthat, o Richter, glaubt das Geschick des römischen Volkes und euer Glück, glauben die unsterblichen Götter für sich in Anspruch nehmen zu können. Und Niemand kann wahrlich anderer Meinung seyn, außer wer dafürhält, es gebe keine göttliche Kraft oder kein göttliches Wesen. Auf einen solchen würde weder die Größe eurer Herrschaft, noch jene Sonne, noch die Bewegung des Himmels und der Gestirne, noch der Wechsel und die Ordnung der Dinge einen Eindruck machen, noch, was das Wichtigste ist, die Weisheit unserer Vorfahren, welche den Gottesdienst, die Ceremonien, die Auspicien sowohl selbst aufs Heiligste verehrt, als auch uns, ihren Nachkommen, überliefert haben.

Es gibt, es gibt fürwahr eine solche obwaltende Kraft, und es wohnt in unsern Körpern und in dieser unserer Schwachheit nicht Etwas, was lebt und denkt, ohne daß es auch in dieser so gewaltigen und herrlichen Bewegung der Natur vorhanden wäre; man müßte nur etwa deßhalb glauben, daß es nicht vorhanden sey, weil es nicht vor die Augen tritt und man es nicht sieht, gerade als ob wir unsern Geist selbst, mit dem wir in die Zukunft blicken, mit dem wir eben dieses thun und sprechen, zu sehen oder ganz zu erkennen vermöchten, wie beschaffen oder wo er sey. Diese obwaltende Kraft, welche so oft unserer Stadt in unglaublichem Maaße Glück und Macht verliehen hat, gerade diese Kraft also hat jenen Verderber vernichtet und aufgehoben, indem sie ihm zuerst den verwegenen Gedanken einjagte, den tapfersten Mann durch Gewaltthat zu reizen und mit dem Schwerte herauszufordern, damit er von demjenigen besiegt würde, nach dessen

Besiegung er sich einer fortwährenden Straflosigkeit und Ungebundenheit erfreut haben würde. Nicht nach menschlichem Rathschlusse, auch nicht im Mindesten, o Richter, sondern durch der unsterblichen Götter Fürsorge ist jene That vollbracht worden. Wahrlich, die Heiligthümer der Götter selbst, welche jenes Ungeheuer fallen sahen, scheinen sich erhoben und ihr Recht an ihm behauptet zu haben. Denn euch, ihr Albanischen Hügel und Haine, euch rufe ich an und fordere euch zu Zeugen auf, und euch, ihr verschütteten Altäre der Albaner, die ihr mit den Opferfesten des römischen Volkes verbündet und von gleichem Alter seyd, euch, die jener, von Wahnsinn hingerissen, nach Abhauung und Niederschlagung der heiligsten Haine mit seinen unsinnigen Baumassen überdeckt hatte; eure Heiligkeit, ihr Altäre, ja die eurige regte sich damals, eure Macht wirkte, die jener durch jeglichen Frevel besudelt hatte; und du, heiliger Jupiter von Latium, dessen Seen, Haine und Gebiet jener oft durch jede Art von frevelhafter Unzucht und Verbrechen befleckt hatte, hast von deinem erhabenen Berge aus endlich einmal, um ihn zu bestrafen, die Augen geöffnet; euch, ja euch ist vor euerm Angesichte jene zwar späte, aber gerechte und verschuldete Strafe erlitten worden. Wir müßten nur behaupten wollen, auch dieß sey ein Zufall, daß er gerade vor der Kapelle der „Guten Göttin" auf dem Grundstücke des T. Sextius Gallus, eines vorzüglich geachteten und angesehenen jungen Mannes, ja im Angesichte der Guten Göttin selbst, als er den Kampf begonnen hatte, jene erste Wunde erhielt, an der er eines gräßlichen Todes sterben sollte, auf daß es schiene, er sey durch jenen gottlosen Richterspruch *) nicht freigesprochen, sondern zu dieser auffallenden Strafe aufbewahrt worden.

Und wahrlich, eben jene Rache der Götter jagte seinen Trabanten eine solche Raserei ein, daß er ohne Ahnenbilder, ohne Gesang und Spiele, ohne Trauergeleite, ohne Klagelieder, ohne Lobreden, ohne Leichenpomp, beschmutzt von Blut und Koth, beraubt der Feier des letzten Tages, die sogar Feinde zu gönnen pflegen, hingeworfen und versengt wurde. Es durften, glaube ich, nicht die Bilder hochberühmter Männer jenem abscheulichen Vaterlandsfeinde einigen Glanz verleihen, und an keinem Orte durfte sein Tod schicklicher geschändet werden, als wo seinem Leben das Verdammungsurtheil gesprochen worden war. Fürwahr, hart und grausam schien mir schon des römischen Volkes Schicksal zu seyn, daß es so viele Jahre duldete und zusah, wie jener diese Repub-

*) Clodius hatte das Fest der „Guten Göttin," der Patronin der Hausmütter zum Deckmantel seiner Unzucht mißbraucht und war deßhalb angeklagt, aber freigesprochen worden, weßhalb Cicero diesen Richterspruch einen gottlosen nennt.

lik verhöhnte. Durch Unzucht hatte er die heiligsten Religionsgebräuche entweiht, die gewichtvollsten Beschlüsse des Senates verletzt, durch Geld sich offenkundig von den Richtern losgekauft, während seines Tribunates den Senat mißhandelt, das, was mit Uebereinstimmung aller Stände zum Heile der Republik geschehen war, ungiltig gemacht, mich aus dem Vaterlande vertrieben, meine Güter geraubt, mein Haus angezündet, meine Kinder und Gattin mißhandelt, dem Cn. Pompejus einen gottlosen Krieg angekündigt, Morde von obrigkeitlichen Personen und Privatleuten bewirkt, das Haus meines Bruders angezündet, Etrurien verwüstet, Viele aus ihren Wohnsitzen und Besitzthümern vertrieben. Er war unermüdlich in seinen Anmassungen, in seinen Zudringlichkeiten; für seine Rasereien waren die Stadt, Italien, die Provinzen, die Königreiche zu klein. Schon grub man in seinem Hause Gesetze ein, die uns unsern Sklaven preisgeben sollten; es besaß Niemand Etwas, das er nicht, hatte er Lust dazu empfunden, noch in demselben Jahre sich aneignen zu können glaubte. Seinen Unternehmungen stand Niemand im Wege, außer Milo. Selbst jener Mann,*) der sich ihm hätte widersetzen können, war ihm, wie er glaubte, durch die neuerliche Aussöhnung gleichsam verbunden; Cäsars Macht nannte er die seinige; die Gesinnungen der Wohldenkenden hatte er auch bei meinem Sturze verachtet; Milo allein drängte ihn.

Da gaben jenem verworfenen und rasenden Menschen die unsterblichen Götter, wie ich oben gesagt habe, den Gedanken ein, diesem Manne Nachstellungen zu bereiten. Anders konnte man jene Pestbeule nicht vertilgen; nie hätte die Republik, obgleich sie im Rechte war, an ihm Rache genommen. Der Senat hätte wohl, glaube ich, ihn während seiner Prätur in Schranken gehalten! Hatte er nicht einmal zu der Zeit, wo er dieß gewöhnlich that, bei eben diesem Menschen Etwas ausgerichtet, obgleich derselbe kein öffentliches Amt bekleidete. Oder hätten die Consuln bei der Zügelung des Prätors Entschlossenheit bewiesen? Für's erste hätte er, wäre Milo getödtet worden, zu Consuln Männer gehabt, die er hätte die seinigen nennen können. Dann, wer hätte als Consul seine Entschlossenheit an einem Prätor gezeigt, bei dem er sich wohl erinnerte, daß derselbe als Volkstribun das Verdienst eines gewesenen Consuls auf's grausamste verfolgt habe? Alles hätte er unterdrückt, besäße es, behauptete es vermöge des neuen Gesetzesvorschlages, der bei ihm nebst den übrigen Clodischen Gesetzen gefunden wurde; er hätte unsere Sklaven zu seinen Freigelassenen gemacht. Am Ende hättet ihr, wenn ihn nicht die unsterblichen Götter auf den Gedan-

*) Pompejus.

ken gebracht hätten, daß er, der weibische Mensch, den tapfersten Mann zu tödten versuchte, am heutigen Tage keine Republik mehr. Oder hätte jener Mensch als Prätor, ja als Consul — wenn anders diese Tempel und selbst die Mauern bei seinem Leben so lange hätten stehen bleiben und bis zu seinem Consulate dauern können — hätte er endlich, wenn er am Leben geblieben wäre, nichts Böses mehr gestiftet, da er im Tode noch unter Anführung eines Einzigen seiner Trabanten, des Sextus Clodius, die Curie in Brand gesteckt hat? Was haben wir in Vergleich hiemit Kläglicheres, Herberes, Trauervolleres gesehen? Der geweihte Ort der Heiligkeit, der Majestät, der Einsicht, der öffentlichen Berathung, das Hauptgebäude der Stadt, der Altar der Bundesgenossen, die Zufluchtsstätte aller Nationen, der von dem gesammten römischen Volke einem einzigen Stande gewidmete Ort sollte in Brand gesteckt, zerstört, durch Leichen entweiht und befleckt werden! Und dieß sollte nicht von der unerfahrenen Menge, wiewohl schon dieses kläglich wäre, sondern von einem Einzigen geschehen! Was hätte dieser, da er für den Todten als Brandstifter so viel gewagt hat, nicht für den Lebenden als Fahnenträger zu thun sich erkühnt? Gerade in die Curie warf er ihn hin, damit derselbe im Tode die Stätte in Brand steckte, die er im Leben umzustürzen gesucht hatte. Und da gibt es Leute, die sich wegen der Appischen Straße beklagen, von der Curie aber schweigen! Leute, welche glauben, das Forum hätte von einem Manne, wenn er noch athmete, vertheidigt werden können, vor dessen Leichnam die Curie weichen mußte! Weckt ihn, weckt ihn selbst, wenn ihr könnt, auf von den Todten! Werdet ihr die anstürmende Gewalt des Lebenden brechen, dessen Wuth ihr kaum aushaltet, wenn er unbeerdigt da liegt? Ihr müßtet nur diejenigen zurückgehalten haben, welche mit Fackeln zur Curie liefen, mit Sensen zum Tempel des Castor, mit Schwertern auf dem ganzen Marktplatze umherflogen. Ihr saht es, wie man auf das römische Volk einhieb, die Volksversammlung mit Schwertern aus einander jagte, als man dem Volkstribun M. Cölius still zuhörte, einem Manne, der in Staats-Angelegenheiten die größte Tapferkeit, in einer von ihm übernommenen Streitsache die größte Festigkeit zeigt, den Wünschen der Wohlgesinnten und dem Ansehen des Senates ergeben ist und bei dieser Verfolgung oder wechselvollen Lage des Milo eine seltene, göttliche und unglaubliche Treue an den Tag gelegt hat.

Doch schon genug von dem Gegenstande der Verhandlung! Von dem, was außerhalb desselben, vielleicht schon allzuviel. Was bleibt übrig, als daß ich euch, o Richter, bitte und beschwöre, ihr möchtet dem tapfersten Manne dasjenige Mitleid, das er selbst nicht erbittet, ich aber

auch wider seinen Willen erbitte und fordere, angedeihen lassen? Seyd gegen ihn, wenn ihr auch, während wir alle weinten, an Milo keine Thräne gesehen habt, wenn ihr immer an ihm dieselbe Miene, wenn ihr seine Stimme und Sprache fest und unverändert wahrnehmt, um nichts weniger schonend! Und ich weiß nicht, ob er deßhalb nicht um so mehr unterstützt zu werden verdiene. Denn wenn wir bei den Fechterkämpfen und bei der Lage und dem Geschicke der Leute vom niedrigsten Stande solchen abgeneigt zu seyn pflegen, welche feige sind und demüthig um ihr Leben flehen, solche aber, welche muthig und beherzt sind und sich entschlossen dem Tode weihen, zu erhalten wünschen, und wenn wir diejenigen mehr bemitleiden, die unser Mitleid nicht in Anspruch nehmen, als die es zu erbetteln suchen, um wie viel mehr müssen wir dieß bei den tapfersten Mitbürgern thun! Mich wenigstens, o Richter, entseelen und erfüllen mit Todesangst die Aeußerungen Milo's, die ich beständig höre, und von denen ich täglich Zeuge bin. „Mögen sie wohl leben," spricht er, „mögen sie wohl leben meine Mitbürger! Mögen sie unverletzt, blühend und glücklich seyn! Möge diese herrliche Stadt und mein mir so theures Vaterland fortbestehen, wie es auch nur immer gegen mich möge verfahren seyn! Mögen sich meine Mitbürger, weil es mir ja nicht erlaubt ist, unter ihnen zu seyn, ohne mich, aber wenigstens durch mich des Genusses einer ruhigen Republik erfreuen! Ich will mich zurückziehen und fortgehen. Wird es mir nicht gestattet seyn, mich eines tugendhaften Staates zu erfreuen, so werde ich dagegen von einem verderbten unberührt bleiben und in dem ersten wohlgesitteten und freien Staate, den ich erreichen werde, ausruhen. O der Anstrengungen, sagte er, denen ich mich vergebens unterzogen habe! o der trügerischen Hoffnungen! o der eiteln Entwürfe, die ich in meinem Geiste getragen! Ich, obschon ich mich als Volkstribun zu einer Zeit, wo die Republik unterdrückt war, dem Senate, den ich in einem Zustande von Leblosigkeit getroffen, den römischen Rittern, deren Kräfte geschwächt waren, den Patrioten, welche wegen der Clodischen Waffen ihren ganzen Einfluß aufgegeben hatten und daran verzweifelten, hingegeben hatte, ich sollte glauben, daß mir je der Schutz der Patrioten fehlen werde? Ich, obschon ich dich — denn mit mir spricht er sehr oft — dem Vaterlande wiedergegeben habe, sollte glauben, daß es für mich im Vaterlande keinen Platz mehr geben werde? Wo ist jetzt der Senat, an den wir uns angeschlossen haben? wo sind, spricht er, jene deine römischen Ritter? wo der Eifer der Freistädte? wo die Stimmen Italiens? wo endlich deine Stimme und Vertheidigung, Marcus Tullius, die so vielen schon zum Schutze gereichte? Mir allein, der ich mich so oft, für dich dem Tode preisgegeben, mir allein kann sie nichts helfen?"

Und solches spricht er, o Richter, nicht, wie ich jetzt, unter Thränen, sondern mit derselben Miene, mit der ihr ihn jetzt reden seht. Denn er sagt nicht, daß er das, was er gethan, undankbaren Mitbürgern gethan habe, wohl aber furchtsamen und solchen, die auf alle Gefahren Rücksicht nehmen, das läugnet er nicht. Er bringt in Erinnerung, daß er dahin gewirkt habe, den Pöbel und die niedrigste Volksclasse, welche unter des Clodius Anführung eure Glücksgüter bedrohte, nicht nur durch seine Thatkraft zu lenken, sondern auch durch Aufopferung seiner drei Erbgüter zu besänftigen, damit euer Leben desto sicherer seyn möchte; und er fürchtet nicht, er möchte, da er das Volk durch Spenden zufrieden gestellt hat, auch durch seine ausgezeichneten Verdienste um die Republik nicht für sich gewonnen haben. Er spricht es aus, daß er das Wohlwollen des Senates gegen ihn gerade während dieser Zeitverhältnisse oft erprobt habe, und daß er euer und eures Standes freundliches Entgegenkommen, eure Zuneigung und Ansprache, welchen Weg ihm auch das Schicksal für die Zukunft anweise, mit sich nehmen werde. Er denkt auch daran, daß ihm nur die Ausrufung des Herolds gefehlt, diese aber gar nicht vermißt habe, sey er ja durch die allgemeine Zustimmung des Volkes, was er allein gewünscht habe, zum Consul bestimmt worden. Endlich stehe ihm jetzt, wenn diese Waffen gegen ihn gerichtet seyn sollten, nur der Verdacht eines Verbrechens, nicht die Anschuldigung der That im Wege. Dem fügt er bei, was jedenfalls wahr ist, daß tapfere und weise Männer sich gewöhnlich nicht so sehr von den Belohnungen ihrer rechtschaffenen Thaten, als von dem rechtschaffenen Handeln selbst leiten ließen; er habe in seinem Leben nur höchst Rühmliches gethan, wenn es anders für einen Mann nichts Vortrefflicheres gebe, als sein Vaterland von Gefahren zu befreien; glücklich seyen diejenigen, denen dieß bei ihren Mitbürgern zur Ehre gereichte, doch seyen auch diejenigen nicht unglücklich, die an Wohlthun ihre Mitbürger überträfen. Aber dennoch sey, wenn man auf Belohnungen Rücksicht nehmen müßte, unter allen Belohnungen des Verdienstes die ansehnlichste der Ruhm; dieser sey es allein, welcher uns ob der Kürze des Lebens durch das Andenken der Nachwelt tröstete, mittelst dessen wir als Abwesende gegenwärtig, als Verstorbene noch am Leben wären; dieser sey es endlich, auf dessen Stufen die Menschen in den Himmel sogar emporzusteigen schienen. „Von mir," spricht er, „wird stets das römische Volk, werden stets alle Nationen reden, keine Zeit wird je verstummen. Ja, gerade in der Gegenwart werde ich, obschon meine Feinde den Haß gegen mich durch alle Arten von Brandstoff zu entflammen suchen, doch in jeder Versammlung von Men-

schen durch Danksagungen, Glückwünsche und jede Art von Ansprache gefeiert. Ich rede nicht von den Festtagen in Etrurien, die zum Theil gefeiert zum Theil angeordnet sind. Es ist heute, wie ich glaube, der 102te Tag seit dem Tode des P. Clodius, und bis an die Grenzen des Reiches des römischen Volkes ist bereits nicht nur die Kunde davon, sondern auch die Freude darüber gedrungen. Deßhalb, spricht er, bin ich nicht bekümmert, wo dieser mein Körper sich befinde, da ja in allen Ländern bereits weilt und immer wohnen wird der Ruhm meines Namens."

Solches sprachst du, Milo, oft zu mir, ohne daß unsere Richter da zugegen waren, und ich spreche dasselbe vor ihren Ohren gegen dich aus. Dich zwar kann ich, da du von solcher Gesinnung bist, nicht genug loben; aber je göttlicher diese männliche Tugend ist, mit desto größerm Schmerze trenne ich mich von dir. Und doch bleibt mir, wenn du mir entrissen wirst, nicht zum Trost die Klage, so daß ich denjenigen zürnen könnte, die mir diese schwere Wunde geschlagen haben. Denn nicht meine Feinde werden dich mir entreißen, sondern meine besten Freunde, die sich nicht irgend einmal schlecht, sondern immer auf's Beste um mich verdient gemacht haben. Nie, o Richter, werdet ihr mir einen so brennenden Schmerz bereiten — und doch, kann es einen geben, der so groß wäre? — aber selbst dieser wird nicht so empfindlich seyn, daß ich vergässe, wie hoch ihr mich geachtet habt. Wenn ihr dieß vergessen oder an mir etwas Anstössiges gefunden habt, warum wird dieß nicht lieber von mir als vom Milo gebüßt? Denn vortrefflich werde ich gelebt haben, wenn mir vorher Etwas begegnen wird, ehe ich dieses so große Unglück werde erlebt haben. Jetzt hält mich noch der einzige Trost aufrecht, daß es dir, T. Annius, von meiner Seite aus an keinem Dienste der Liebe, des Eifers, der innigsten Zärtlichkeit gemangelt hat. Ich habe mich deinetwegen den Feindschaften der Mächtigen aus freien Stücken ausgesetzt; ich habe oft Leib und Leben den Waffen deiner Feinde bloß gestellt; ich habe mich, indem ich für dich flehte, bei sehr Vielen weggeworfen; meine Güter, mein und meiner Kinder Vermögen habe ich dir bei deinen unglücklichen Verhältnissen zum gemeinschaftlichen Gebrauch überlassen; endlich fordere ich gerade an diesem Tage, ist es auf Gewalt abgesehen, soll ein Kampf auf Leben und Tod Statt finden, dieses Loos für mich. Was bleibt nun noch übrig? Was kann ich noch gemäß deinen Verdiensten um mich thun, als daß ich dein Geschick, was es auch für eines seyn möge, für das meinige ansehe? Ich weigere mich dessen nicht, ich lehne es nicht ab und bitte euch, Richter, daß ihr die Wohlthaten, die ihr mir erwiesen habt, ent-

weder durch die Rettung dieses Mannes vermehren oder sie durch den Untergang desselben für vernichtet ansehen möget.

Durch diese Thränen wird Milo nicht erschüttert; er ist ein Mann von unglaublicher Seelenstärke; Verbannung, glaubt er, sey da, wo die Tugend keinen Platz finde, der Tod sey das Ziel der Natur, nicht eine Strafe. Wohl ihm bei dieser ihm angebornen Gesinnung! Wie, ihr Richter, von welcher Gesinnung werdet ihr seyn? Werdet ihr Milo's Andenken bewahren, ihn selbst verbannen? Und wird es einen Ort auf dem Erdkreise geben, der würdiger wäre, ein solches Verdienst aufzunehmen, als der es erzeugt hat? An euch, an euch wende ich mich, ihr tapfern Männer, die ihr oft euer Blut für die Republik vergossen habt; euch, ihr Centurionen, und euch, ihr Krieger, rufe ich bei der Gefahr eines unbesiegten Mannes und Bürgers auf; soll nicht nur vor euern Augen, sondern während ihr zum Schutze dieses Gerichtes bewaffnet dasteht, dieses so große Verdienst aus dieser Stadt vertrieben, verbannt, hinausgeworfen werden? O ich Armer, ich Unglücklicher! Zurückrufen konntest du mich ins Vaterland mittelst dieser hier; soll ich dich nicht durch ebendieselben Männer im Vaterlande erhalten können? Was werde ich meinen Kindern antworten, die dich für ihren zweiten Vater ansehen? Was dir, mein Bruder Quintus, der du jetzt abwesend bist und jenes traurige Loos theiltest? Sollte ich Milo's Wohlfahrt nicht mittelst derjenigen Männer schützen können, mit deren Hilfe er die unsrige gerettet hat? Aber in welcher Sache sollte ich dieß nicht vermocht haben? In einer Sache, die allen Völkern angenehm ist. Vor welchen Männern sollte ich sie nicht schützen können? Vor solchen, die sich am meisten durch des P. Clodius Tod befriedigt gefühlt haben. Auf wessen Fürbitte hin? Auf die meinige. Welches große Verbrechen habe ich denn ersonnen oder welche große Gewaltthat verübt, als ich jene Anzeichen unsers gemeinsamen Unterganges aufspürte, veröffentlichte, ans Licht zog, vertilgte? Alle Leiden, die mich und die Meinigen treffen, fließen aus jener Quelle. Warum verlangtet ihr meine Rückkehr ins Vaterland? Etwa, damit vor meinen Augen diejenigen vertrieben würden, die meine Wiedereinsetzung bewirkt haben? Laßt doch, ich beschwöre euch, meine Rückkehr nicht bitterer für mich werden, als es mein Weggehen selbst war. Denn wie kann ich mich für wiedereingesetzt halten, wenn man mich von denjenigen losreißt, durch die ich wieder eingesetzt wurde?

Hätten doch die unsterblichen Götter es so gefügt — verzeihe mir dieses Wort, o Vaterland, denn ich fürchte, ich möchte mit dem, was ich für den Milo aus Liebe spreche, gegen dich frevelhaft reden —

möchte doch P. Clodius, ich will nicht sagen, noch am Leben, sondern sogar lieber Prätor, Consul, Dictator seyn, als daß ich dieses Schauspiel erlebe! O ihr unsterblichen Götter! Welch ein wackerer Mann! wie sehr verdiente es Clodius, von euch, o Richter, erhalten zu werden! „Nein, nein!" spricht Milo. „Jener soll vielmehr die verdiente Strafe gebüßt haben; ich will mich, wenn es so seyn muß, der unverdienten unterziehen." Und ein solcher Mann, der für das Vaterland geboren ward, sollte anderswo, als in dem Vaterlande, oder, wenn es der Zufall so wollte, anders als für das Vaterland sterben? Wollt ihr die Geistes-Denkmale dieses Mannes behalten, seinem Leibe aber keine Grabesstätte in Italien gestatten? Diesen Mann sollte Einer von euch durch seinen Spruch aus dieser Stadt verbannen, welchen, wenn er durch euch vertrieben ist, alle Städte zu sich rufen werden? O des glücklichen Landes, das diesen Mann aufnehmen wird! Wie undankbar das unsrige, wenn es ihn ausstossen wird! wie unglücklich, wenn es ihn verlieren wird! Doch es trete das Ende ein; denn ich vermag vor Thränen nicht mehr zu reden, und dieser will sich nicht durch Thränen vertheidigen lassen. Euch, o Richter, bitte und beschwöre ich, bei der Abstimmung kühn und frei euer Urtheil auszusprechen. Euern männlichen Sinn, eure Gerechtigkeitsliebe und Gewissenhaftigkeit wird, glaubt es mir, derjenige am meisten beifällig anerkennen, welcher bei der Wahl der Richter gerade die rechtschaffensten, weisesten und entschlossensten Männer ausgewählt hat.

d. Geistliche Reden.

1) Das vorweltliche Leben des Sohnes Gottes bis zu dessen Menschwerdung, eine Erbauungsrede auf das hl. Weihnachtsfest, gehalten von Jak. Beer.

Joh. 1, 1—14.

Es gibt Gefühle und Empfindungen, für deren Bewahrung der Raum des Herzens zu enge, für deren Bezeichnung die reichste Menschensprache zu arm ist. Wen solch eine Empfindung erfaßt, der fühlt sich gedrängt, sein überfließendes Herz in eine theilnehmende, ihm verwandte Seele zu ergießen. Doch hat er sich ihr genähert, so fehlen ihm die Worte, so findet er den rechten Ausdruck nicht, mit welchem er bezeichnen könnte, was sich in seinem Innern regt. Sprachlos möchte er lieber hinsinken an die Brust seines mitfühlenden Freundes, in stummer Empfindung des Herzens wünscht er es sehnlich, daß ihre Seelen sich unmittelbar berühren und anschauen, sich wechselseitig durchdringen könnten, um Dasjenige, was sich in keine Worte kleiden läßt, mitsam-

men recht innig und ganz ungetheilt fühlen und empfinden zu können. In diesem Falle, meine Freunde! ich darf es Ihnen frei bekennen, sehe ich mich heute, wo ich Ihnen die Gefühle deuten soll, die nicht nur in mir, sondern in der Seele eines jeden besonnenen Lesers des so eben vernommenen Evangeliums angeregt werden. Diese heilige Texteswort sind der Feder, oder vielmehr dem Herzen jenes Jüngers entströmt, der aus dem Quelle der himmlischen Liebe — an Jesu Brust seine Weisheit geschöpft, und der die Geheimnisse der göttlichen Majestät reichhaltiger und tiefer dargestellt hat, als die übrigen heiligen Bücher alle. Wenn schon einer der scharfsinnigsten Schrifterklärer des zweiten Jahrhunderts behauptete: den Sinn dieses Evangeliums könne der nur fassen, der entweder ein anderer Johannes oder gar Jesus selbst ist; wenn schon ein heiliger Chrysostomus, ein Augustin nur nach längerem Kampfe mit sich selbst sich entschließen konnte, die großen geheimnißvollen Worte unserer Schriftstelle Andern zu erschließen; wenn jener in seiner ersten Homilie keine Worte finden kann für seines Herzens wunderbare, unaussprechliche Gefühle, welche dieses Evangelium in ihm erzeugte, und wenn er endlich voll hoher Begeisterung von dem Apostel der Liebe beginnt: „Diesen Jünger umstehen horchend die höhern Geister, staunend über die Schönheit und Weisheit seiner Seele, und über den Reiz der Tugend, durch die er Christum angezogen, und die Gnade des heiligen Geistes empfangen hat; ihm entströmen große und erhabene Töne des Geistes;" wie sollte es nach allem diesem ein um so viel schwächerer, ungeübter Diener des göttlichen Wortes wagen, Ihnen die heute gelesene Stelle zu deuten, Sie emporzuführen auf jene geistige Sonnenhöhe, wo nie gehörte Töne des Geistes, wunderbare Geheimnisse des Wortes Ihre Ohren vernehmen, oder Sie hinabzuleiten in die schauerlichen Tiefen des göttlichen Wesens, wo Sie das vorweltliche Seyn und Walten des Sohnes Gottes in noch nie geahnter Herrlichkeit schauen sollen? — — Und dennoch kann ich nicht anders; ich muß Sie endlich einmal einführen in das verborgene Heiligthum des Johanneischen Evangeliums, und ich freue mich sogar im Herzen Voraus darauf, daß Sie, meine Freunde! heute, wo wir in Verbindung mit dem ganzen katholischen Erdkreise das Fest der Menschwerdung Christi feiern, die beseligende Erfahrung machen sollen, welch' eine reiche Fülle von Wahrheit und Erkenntniß in unsern Textesworten liege. Heute sollen sich nicht nur Ihre Herzen zu der hohen Himmelsgestalt eines Johannes hinneigen, Sie sollen sich auch von den milden Strahlen eines höhern Lichtes, wie es sonst nirgends im Weltalle wieder zu finden ist, erleuchtet und erwärmt fühlen. Wie unvollkommen,

wie mangelhaft, wie seicht auch Alles seyn mag, was Ihnen davon in menschlicher Rede geboten werden kann; würdiger können Sie das heutige Fest der heiligen Weihnacht doch kaum feiern, als wenn Sie mit mir das von Ewigkeit her in Gott verborgene und später erst geoffenbarte Leben des neugebornen Weltheilandes betrachten, wie es die von heiliger Liebe geleitete Hand eines Johannes in der Vorrede zu seinem Evangelium gezeichnet hat.

So sagen Sie denn, meine Freunde! auf einige Augenblicke sich los von Allem, was Ihren Sinn an den Staub der Erde fesseln könnte; schwingen sie sich hinweg auf den kühnen Adlerfittigen eines Johannes über das ganze Gebiet der Endlichkeit, und folgen Sie diesem heiligen Seher mit Ehrfurcht und gespannter Aufmerksamkeit, wenn er in seinem unvergleichlichen Vorworte das vorweltliche Leben des Sohnes Gottes bis zu dessen Menschwerdung, — den Gegenstand Ihrer heutigen Betrachtung, Ihrer Seele hinzeichnet. Ja, an der Betrachtung dieses Lebens wollen wir heute unsere Herzen erbauen und darin, nach dem Leitfaden unseres Textes, drei besondere Perioden unterscheiden, und zwar:

1. Das eigentlich vorweltliche Daseyn des göttlichen Sohnes;
2. Dessen unsichtbares Einwirken auf die Schöpfung, Belebung und Erleuchtung der Körper- und Geisterwelt;
3. Desselben in der Zeit geschehene Vereinigung mit der Menschennatur und sichtbares Erscheinen auf unserem Erdenrunde.

Wenn nach dem Zeugnisse unsers heil. Augustin ein Platoniker einst den Inhalt unseres heutigen Evangeliums goldener Buchstaben werth hielt; und wenn späterhin ein Anderer von sich bekannte, diese Schriftstelle habe ihn aus einem Liebhaber atheistischer Thorheit zum Freunde Christi umgebildet: so werden um so mehr Sie, meine Freunde! mit ganzer Seele, was Sie heute vernehmen, erfassen, wenn wir auch keine goldenen Worte zu bieten vermögen.

1. Kein Kenner der Schriften des N. B. wird es läugnen, daß das Bild, welches von dem Leben und Lehren des Erlösers im Johanneischen Evangelium aufgestellt wird, viel erhabener sey, als jenes, welches die übrigen drei Evangelisten gezeichnet haben. Dieser Unterschied tritt nirgends so auffallend hervor, als gleich im Eingange unseres Textes, wo er den Helden seiner Geschichte mit einem, nur diesem Apostel eigenthümlichen, Ausdrucke bezeichnet. „Im Anfange war

das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieß war im Anfange bei Gott." Das „Wort" nennt Johannes Jesum in seinem erhabenen Prologe, und nennt ihn darum so, weil er damit ein Gottesgeheimniß enthüllen wollte, für dessen Bezeichnung er im ganzen Umfange der Sprache keinen angemessenеren Ausdruck finden konnte. Wie nämlich unserer Seele, indem sie irgend einen Gedanken mit einem Worte bezeichnet, nichts entgeht; wie in ihrem Wesen nichts verändert wird, und wie wir in ihr dennoch ein Zweifaches, das Erzeugende nämlich und das Erzeugte unterscheiden können, und wie das erzeugte Wort zugleich der lebendige Abdruck von der erzeugenden Seele ist; eben so geht das ewige Wort Jesus vom Vater aus ewig zugleich mit ihm, wie der Gedanke in dem vorhandenen Geiste, ausströmend aus ihm von Ewigkeit, wie die Flamme aus der Flamme, wie Licht aus dem reinsten Urlichte, ohne daß dem Vater dadurch etwas entginge. Wie rein und richtig gewählt ist also dieser Ausdruck des Apostels! Wie deutet er zugleich recht sinnig an, daß wir eben so wenig über das ewige Seyn des Sohnes im Vater und dessen Erzeugung grübeln sollen, als wir im Stande sind, zu erklären wie aus unserer eigenen Seele der Gedanke, und als Gedankenbild — das Wort entspringe. Sage du erst, wie der Gedanke in deiner Seele wird, wie er dein inneres Wesen abbildet und dennoch in dir bleibt; dann erforsche die Erzeugung des ewigen Sohnes vom Vater des ewigen Sohnes; denn im Anfange, vor Anbeginn der Zeiten schon war das Wort, und ewig war das Wort bei Gott. Darum zeugte von ihm der ältere Täufer Johannes: „Der nach mir kommt, ist vor mir gewesen, denn er war eher, als ich." Darum konnte Jesus von sich selbst zeugen: „Ehe Abraham war, bin ich;" und in jenem hohenpriesterlichen Gebete, wo er mit dem heißen Todeskampfe gerungen, hatte er Recht zu beten: „Vater, verkläre du mich mit jener Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war!" Darum konnte auch der weiseste König des Alterthums den Heiland unter dem Bilde der Weisheit also redend einführen: „Jehovah besaß mich im Anfange der Schöpfung, vor seinen Werken, von immer her. Ehe die Meere waren, war ich schon da, ehe die Berge eingesenkt waren, vor den Hügeln war ich schon da. Da er die Himmel bereitete, den Abgrund in die Runde faßte, da er den Luftkreis oben fest stellte und des Meeres Quellen gründete, war ich als Werkmeister bei ihm." Ja, meine Freunde! erfassen Sie den tiefen Sinn der Worte Johannis, so müssen Sie an das höhere vorweltliche Daseyn Jesu glauben, Sie müssen den Ursprung seiner Tage auf die Ewigkeit zurückführen. — Und wie war diese vorweltliche Natur

beschaffen? War es die Natur eines Menschen, eines Engels oder eines noch erhabenern Wesens der Schöpfung? Keines von allem diesem; es war die Natur Gottes selbst; denn Gott war das Wort, unzertrennbar vom ewigen Urlichte, zu Gott gehörend, wie das Licht zur Sonne, wie das Wort zum Gedanken, wie der Odem zum Lebenden. Das Wort war Gott, dasselbe Wesen, vor welchem seit dem Anbeginne der Zeiten Alles, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist, die Kniee beugt, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sey, zur Verherrlichung Gottes, des Vaters. So blicken Sie denn, meine Freunde! voll heiligen Schauers hinab in die Tiefen dieses Gottesgeheimnisses, welches der Jünger der Liebe vor Ihren Augen entfaltet; beten Sie ihn an in der tiefsten Huldigung Ihrer Herzen, vor dem auch die bebenden Mächte des Himmels auf ihrem Antlitze liegen; wagen Sie es nicht fernerhin, im Reiche des Endlichen irgend einen Gegenstand aufzusuchen, mit welchem Sie ihn vergleichen sollten. Nicht Johannes, kein Seraph und auch der Cherubim Keiner darf Dem an die Seite gestellt werden, der nur mit sich selbst verglichen werden kann.

Wagen Sie es aber auch nicht, aus eitlem Vorwitze zu forschen, wie sich des göttlichen Wortes Leben in seinem vorweltlichen Zustande geäußert, wie seine Wirksamkeit sich ausgesprochen habe. Was nicht einmal das scharfe Auge des Sehers Johannes erschaute, welcher Sterbliche dürfte hoffen, dieß zu ergründen? Was frommte uns auch diese Kenntniß? Genug, wir wissen, das Wort des Vaters habe seit Jahrtausenden sowohl auf die Schöpfung als die Belebung und Erleuchtung der Körper- und Geisterwelt unsichtbar schon vor seiner Menschwerdung eingewirkt; welches eben die zweite Periode ist, die wir in unserm Texte zu unterscheiden haben.

II. „Alles ist durch dasselbe erschaffen, und ohne dasselbe ist nichts, was da ist, erschaffen." Hier haben Sie, meine Freunde! die Antwort auf jene hochwichtige Frage, welche Jehovah einst seinem Diener Hiob vorgelegt, indem er zu ihm sprach: „Wer hat der Erde Maaß bestimmt, wer zog seine Meßschnur über sie? Worauf ward eingesenkt ihr Grund, wer setzte ihren Eckstein ein im Chorgesange der Morgensterne, als die Schaar der Kinder Gottes dareingejauchzt? Wer schloß das Meer in Schleußen ein, als es herbrach aus der Mutter Leibe? Wer spaltete des Himmels Kanäle und zog dem Donnerschlag die Bahn? Wer ist des Regens Vater? Des Thaues Tropfen, wer hat sie gezeugt? Aus wessen Schoos ging das Eis her-

vor, und wer gebar den Reif des Himmels?" Alles ist durch dasselbe Wort erschaffen, und ohne dasselbe ist nichts, was da ist, erschaffen. „Durch sein Wort," so lautet es schon in der heiligen Urkunde Mosis, „durch sein Wort hat Gott die Welt erschaffen und alle Dinge zum Daseyn gerufen." „Durch sein Wort," so hallt es in den Psalmen wieder, „hat er den Lauf der Natur geordnet." „Er war vor Allem, und Alles steht durch ihn," so rief der Apostel zu der Christengemeinde der Kolosser hinüber, „durch ihn ist Alles erschaffen im Himmel und auf Erden, was sichtbar oder unsichtbar ist; selbst Thronen oder Herrschaften oder Mächte oder Gewalten, Alles ist durch ihn und in ihm erschaffen." So klingen harmonisch alle heiligen Stimmen zusammen, Alle nennen das unerschaffene Wort des Vaters — den Schöpfer der Geister- und Körperwelt, und beschämt muß daher zurückweichen jener gotteslästernde Irrwahn der orientalischen Theosophen, die von Engeln träumten und von Geistern schwatzten, durch welche die Welt in's Daseyn gerufen seyn sollte.

Jedoch die Wirksamkeit des göttlichen Wortes war keineswegs auf das Werk des Schaffens allein beschränkt; „in ihm war auch das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen." — Leben ist die Gesammtheit und volle Einheit aller bewegenden Gewalten des Himmels und der Erde, aller geistigen und leiblichen Kräfte, in welchen und durch welche die Geschöpfe in ihrem ursprünglichen Verhältnisse zu Gott festgehalten werden und sich vollenden. Dieses Leben strömt denn wieder von der ewigen Urkraft des Wortes aus in die ganze Schöpfung der Geister- und Körperwelt; und todt wäre Alles ohne dieses belebenden Wortes allmächtigen Einfluß. — Aber kann das Leben bestehen ohne Licht? Konnte sich des Lebens unendliche Fülle nicht früher entwickeln, so lange die schaffende Gottheit noch nicht gerufen hatte: „Es werde Licht!" — Licht, du ätherischer Ausfluß vom unerschaffenen Glanze, du unbegreifliches, edelstes, feinstes, schnellstes und erstgebornes Kind des Himmels! Was wäre die ganze Schöpfung ohne dich? Nichts, als ein großes leeres Blatt, auf welchem die Werke der Natur verlöscht und ausgetilgt wären. Deinen unschätzbaren Werth kann der nur würdigen, dessen Augen vergebens rollen, ohne deinen scharfen Strahl zu finden; der, verschleiert in ewig Dunkel, des süssen Morgens- und des schönen Abendwechsels sich nicht mehr freut; der des Frühlings junge Blüthen und das hehre, hohe Menschenantlitz nicht mehr schaut und abgeschnitten ist von tausend Pfaden, die hin in's Freudenhaus die Schritte des Wanderers leiten. — Doch was wäre erst des Menschen Leben werth, wenn auch den Geist das Dunkel der

Nacht umhüllte? Gibt es ja für den gefühlvollen Menschen keinen wehmüthigern Anblick, als Wesen, in denen der göttliche Funke der Vernunft erloschen und dem Wahnsinne oder der Thorheit gewichen ist; immer aber kann der sich noch glücklich fühlen, der zwar des irdischen Sonnenlichtes beraubt ist, aber in seinem Innern die geistigen Lichtstrahlen wie in einem gemeinschaftlichen Brennpunkte auffangen, mit hellem Blicke das Land der Nebel durchdringen und Dinge erkennen kann, die nur dem verklärten Auge des Sterblichen zu schauen vergönnt ist. — — Und dieses Doppellichtes zündender und beseligender Lichtstrom, woher entspringt er? „Er, des Vaters Erstgeborner war das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt.“ Wie inhaltsschwer sind diese Worte! Wo immer also in der Welt irgend ein heiteres Licht sich zeigte des Lebens und des Erkennens, wo immer eine Flamme zündete, und Geister und Herzen sich aufschlossen der Sehnsucht nach Gott und höherer Erkenntniß: da war es das Licht des unerschaffnen Wortes, das von Oben erleuchtete jeden Menschen, der in die Welt gekommen. Ob wir in der grauen Nacht des Alterthums bei den Völkern am Indus und Ganges in den Religionen der Hindus, oder im Lande der Pyramiden in den Büchern des Hermes; in Zoroasters lebendigem Worte bei den alten Parsen, oder im Schucking der stolzen Chinesen; in den geheiligten Edda's der redlichen Deutschen, oder in den Geheimnissen der hochgebildeten Griechen und Römer — einzelne Strahlen der Wahrheit wie zuckende Blitze durch die geistige Finsterniß dahinfahren sehen: — sein, des ewigen Wortes ist jeder Sonnenstrahl, sein die Erkenntnißkraft unsers Geistes, sein ist Alles, was Licht, Wahrheit und Leben heißt. „Dieß Licht leuchtet in der Finsterniß, aber (und das ist eben der Schmerz aller Guten und Edlen) die Finsterniß der Heiden, ihr blinder irdischer Menschensinn wollte es nicht ergreifen. — Damit sich nun der so oft zurückgedrängte Strom des Lichtes voller ergießen möchte, wählte er das vom Vater erkorene Volk Israel zu seinem Eigenthume und sammelte unter diesem alle einzelnen Stäbe des Glaubens und alle Befestigungspunkte der Erkenntniß, um in der Fülle der Zeit den Bau des neuen Gottesreiches vollenden zu können. Er, das lichtspendende Wort war jener geheimnißvolle Engel, der einem Abraham auf der Ebene von Mamre einst die verborgenen Rathschlüsse des Ewigen enthüllte! Er war es, der mit Moses aus dem brennenden Busche gesprochen und diesen, so wie sein Volk auf dem gefahrvollen Zuge in der Wüste in einer Wolke bei Tag, und bei Nacht in einer Feuersäule schützend begleitete; Er war es, der durch Jahrtausende in Sion seine Barmherzigkeit bewiesen

und in Jerusalem den Namen seines Vaters durch den Propheten verkündigte; Er war es, der zur Versammlung der Völker und zur Bekehrung der Heiden auf dem heiligen Berge sein Panier aufgerichtet, noch ehe er die menschliche Hülle angenommen hatte. Und bei seinem auserwählten Volke fand er weniger Widerstand, als bei den Heiden; aber an Widerspenstigen fehlte es auch hier nicht; denn nach unsern Textesworten „kam er in das Seinige, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Wie wenig aber seine Wirksamkeit auch erkannt wurde, er wirkte dennoch fort und bei Vielen nicht vergebens. Und eben diesen, die sein Licht aufgenommen, an ihn, den kommenden Versöhner, geglaubt und durch die geheimnißvolle Wirkung des Gotteslichtes in neue liebenswürdigere Geschöpfe sich umgebildet haben, diesen nur gab er vor allen Uebrigen das Vorrecht, Kinder Gottes, Lieblinge des Vaters im Himmel zu heißen. — Abrahams Sprößlinge insgesammt hielten sich für geborne Bürger des neuen kommenden Messiasreiches, und dieses Vorrecht, das sie sich ausschließend vor allen heidnischen Völkern anmaßten, gründeten sie nur auf ihre natürliche Abstammung von Abraham; der kommende Messias aber sollte reinere Begriffe unter ihnen verbreiten und sie belehren, daß die Idee der Kindschaft Gottes nicht auf den Banden der Natur, nicht auf dem Adel der Geburt, nicht auf einer natürlichen Verwandtschaft mit Abraham beruhe; sondern zum Kinde Gottes könne Jeder insofern erhoben und verklärt werden, als er durch sittliches Streben die Früchte des Glaubens in seinem Leben entfaltet. Welch eine wichtige Lehre für die ahnenstolzen Kinder Israels! In üppiger Verblendung sahen sie über alle übrigen Völker hinweg, die nicht von eben so gottgefälligen, ruhmbekränzten Ahnen entsprossen waren. Wenn du von ihrer Person Tugenden oder Verdienste verlangtest, so deuteten sie hin auf ihren langen vielgezweigten Stammbaum und borgten von den Todten ihren Glanz; aber arm an eigenem Werthe haben sie, indem sie von ihren glorreichen Ahnen gesprochen, nur ihre Schuld, nicht ihr Verdienst vorgezeigt; sie wollten gleich den todten Ziffern einzig nach der Stelle, auf der sie gestanden, einen höhern Werth behaupten, und obgleich Israels Kinder vom höhern Lichte der göttlichen Wahrheit umflossen waren, so erkannten sie nicht einmal so viel, als jener heidnische Dichter, der gesungen: „Ob auch dein Vorhaus mit alten Wachsgesichtern an allen Wänden prangt, so bleibt die T u g e n d doch der höchste Adel.“ — „Die ihn aber aufnahmen,“ lautet es in unserer Stelle, „denen gab er das Vorrecht, Kinder Gottes genannt zu werden, welche an seinen Namen glauben, welche nicht aus dem Geblüte, nicht nach dem Willen des Mannes,

sondern aus Gott geboren sind.“ Ganz treffend stimmt mit dieser Ansicht der Geistesverwandte Apostelfürst zusammen, wenn dieser im Hause des Hauptmannes Cornelius ausruft: „Nun hab' ich es in der That erfahren, daß bei Gott kein Ansehen der Person gilt; sondern ein Jeder, aus welcher Nation er auch sey, wenn er Gott fürchtet und recht thut, hat sein Wohlgefallen.“ Und schon vor ihm war ein Mensch von Gott gesandt, um vom Lichte Zeugniß zu geben, damit Alle durch ihn glaubten. Er selbst war zwar nicht das Licht, nur sollte er zeugen vom Lichte, und er zeugte wirklich, als er dort am Jordan gerufen: „Denkt nur nicht, daß ihr bei euch wollt sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Ich sage euch: Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken. Es liegt die Axt den Bäumen schon an der Wurzel!“ Nur wie im Fluge schnell vorüberstreifend erwähnte Johannes in unserm Texte des in der Wüste rufenden Heroldes; schnell verläßt er ihn wieder, um den Hauptgegenstand seiner Erzählung wieder aufzunehmen, um die dritte und glänzendste Periode in dem Leben des göttlichen Wortes, nämlich dessen Vereinigung mit der Menschennatur und sichtbares Erscheinen auf unserm Erdenrunde als erfreulichsten Moment mit wenigen Zügen zu zeichnen.

III. „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit, wie des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.“ Auch diese Schlußworte unsers heutigen Textes wollen wir in freudiger Ehrfurcht erwägen. Er, der Namenlose, der von Urbeginn mit dem Vater gleich ewig und im Besitze göttlicher Macht und Herrlichkeit gewesen ist; Er, auf dessen Wink Millionen Wesen aus dem wüsten Chaos hervorgegangen; Er, der seit Jahrtausenden Licht und Leben in grenzenloser Fülle durch's ganze All der Welten ausgeströmt und keinem Volke seine Macht und Liebe unbezeugt gelassen hat; Er, den Himmelsmächten selbst unerfaßbar, legt einen Theil seines hehren Glanzes ab, um irdische Augen durch den Anblick seiner Hoheit nicht zu blenden, und nimmt auf unserer schuldbeladenen Erde, dort in Judäa, in der Mitte seines Volkes, unsere Menschennatur an, wird nach dem Rathschlusse der unergründlichen Liebe — unser Bruder, unser Retter, unser Versöhner. O welche Wunderleiter zeigt sich hier! Zu welchen Himmelshöhen fühlen wir uns in der Anschauung dieses Wunders emporgehoben! Heute wird der Himmel mit der Erde, die Menschennatur mit Gott vermählt; Gott steigt zu den Menschen hernieder und weilt in ihrer Mitte, um die Menschen zu Gott emporzuziehen! Schauen Sie dort in der nämlichen Krippe den Sohn Mariens und Gottes Sohn; den Gott in Menschen-

gestalt und die durch Gottes Herrlichkeit verklärte Menschennatur! Wer wünschte sich nicht die Zungen der Engel, um dieses Wunder der Liebe würdig zu preisen? Welches Christen Herz muß nicht miteinstimmen in das himmlische Wiegenlied auf den Segensfluren von Bethlehem: „Ehre sey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!" O, so lassen Sie denn, meine Freunde! auch Ihre Herzen heute am heiligen Weihnachtsfeste in freudiger Bewegung aufwallen! Lassen Sie Ihre Brust vom Feuer der göttlichen Liebe entzünden, denn das Wort ist Fleisch geworden und hat als ein erhabener Fremdling unter uns gewohnt! Und wie war sein Wandel auf Erden? — Wie die Sonnenstrahlen die Sonne zeigen, so verriethen die Strahlen einer nie gesehenen Herrlichkeit den Eingebornen des Vaters. Gnadenreich war jeder seiner Schritte, wahrheitsvoll jedes seiner Worte; nicht schreckte mehr der finstere Ernst des alten Bundes Israels Kinder vom göttlichen Antlitze zurück; die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater offenbarte sich als die leuchtende und erwärmende Gnade des Himmels eben so mild und erquickend, als das segenspendende Antlitz der Sonne. . . Ein halbes Jahrhundert lag beinahe zwischen der Zeit, wo Johannes zum letzten Male die Herrlichkeit Jesu gesehen, und jenem Zeitpunkte, wo er sein Evangelium geschrieben; aber immer noch ist es ihm, als stände er lebendig vor ihm, als dürfte er sich noch sonnen in dem Strahlengewande des Verklärten auf Tabor! als dürfte er noch hören in Gethsemane jenes allmächtige: „Ich bin's"; als dürfte er noch sehen die fallende Thräne über Jerusalem, welche Sonnen auszulöschen vermochte; als dürfte er noch hören jenen Seufzer auf Golgatha, der die Grundfeste der Erde erschütterte; als dürfte er im Gefühle der Himmlischen immer noch ruhen an der Brust seines geliebten Meisters; als dürfte er noch schauen die Grabesherrlichkeit des Auferstandenen. Seine höchste Seligkeit, seines Lebens eigentliches Leben ist es geblieben, den reichen Inhalt der evangelischen Worte oft und wieder zu erwägen: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit, wie des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit."

Und wie sollen Sie, meine Freunde! diese Freudenbotschaft benützen? Einen doppelten Gewinn sollen Sie daraus schöpfen! Erkennen sollen Sie zuerst: Wo Gottes Wahrheit ist, da ist auch die Gnade Gottes, eines nicht ohne das andere; Gnade ohne Wahrheit verhüllt die vollkommene Liebe, Wahrheit ohne Gnade ist Irrthum. Jesus enthält, so wie er der Gnadenvollste ist, auch der Wahrheit unerschöpf-

liche Fülle. Und dieses ewig wahre, unerschaffene Wort des Vaters ruft in Salomo's Sprüchen auch Ihnen zu: „Heil dem Menschen, der mich hört. Wer mich findet, der findet das Leben und wird von Jehovah Huld erlangen; wer sich aber von mir verirrt, der haßt sein Leben, und Alle, die mich hassen, lieben den Tod." Der andere Vortheil gleicht am Werthe dem ersten. Erwachen sollen Sie zum lebendigen Bewußtseyn und zum Gefühle Ihrer Menschenwürde, welche heute auch in Ihrer Person durch den Eingebornen des Vaters geadelt wurde. O daß ich eure Stimme hätte, ihr himmlischen Mächte! um es dem ganzen Menschengeschlechte zurufen zu können: Stehe auf vom Staube, erhebe dein Haupt, eile mit mir nach Bethlehem zur Krippe hin und lerne deine Würde fühlen, lerne dieser Würde gemäß auch leben. O Freunde! wie groß ist der Mensch, seitdem der Gesalbte des Herrn der Eingeborne des Vaters, die Menschennatur, Ihre Natur, meine Freunde! an sich trägt. Jetzt ist die abgerissene Kette, welche unser Geschlecht vor dem Falle an den Thron der Gnade gebunden, wieder angeknüpft an die seligen Welten, und ein Himmel voll unvergänglicher Freuden steht offen allen Denjenigen, die eines guten Willens sind.

Dahin, meine Freunde, erheben Sie Ihren Blick! Wandeln Sie, wie es dem Erben einer Ewigkeit ziemt, zwar noch mit dem Fuße im Staube, mit dem Geiste aber schon über den Sternen, damit, wenn Ihre Geisteshülle einst in Staub zerfällt, ein Jeder, der Sie näher gekannt, von Ihnen rühmen könne: Wir haben seinen Wandel gesehen, er war wie der eines Lieblings der Gottheit, voll Gnade und Wahrheit! Amen.

2. Rede

am Schlußabend des bürgerlichen Jahres von Neukirch.

Matth. 25, 13 — 30.

Die Sonne des letzten Tages im Jahre ist untergegangen, und was in ihrem Lichte geschehen, hat der Engel des Gerichtes aufgezeichnet im Buche der Vergeltung. Die Sterne der letzten Nacht sind aufgegangen, und was in ihrem Dunkel geschehen, hat der Engel des Gerichtes aufgezeichnet im Buche der Vergeltung. Nur ein kleiner Raum auf der letzten Seite des letzten Tageblattes aus diesem Jahre ist noch frei für die wenigen Stunden, die übrig sind — und der Engel des Gerichtes nimmt seinen unbestechlichen Griffel und schreibt diese Stunde unter die wohlangewendeten und gesegneten in unsere Jahresrechnung. Bald darnach schließt er das Jahresbuch und legt es zu den

übrigen unsers Lebens, um es einst wieder zu öffnen, wenn unsere Thaten und die Thaten aller Menschen gewogen werden. —

Das ist ein Bild! Aber im Bilde ist Wahrheit! Und diese Wahrheit ist ernst! Es möchten Manche, wenn sie das Tagebuch dieses Jahres noch einmal durchblättern, es möchten Manche wohl Manches auslöschen, das aufgezeichnet steht für die Ewigkeit; — aber was gethan ist, das ist gethan, und der Allmächtige kann uns nur gnädig seyn; auslöschen unsere That, daß sie wäre, wie nicht geschehen, kann seine Allwissenheit nicht; unsere That steht wandellos vor ihm, wie die Ewigkeit selbst! — Es möchten Manche, wenn sie heute das Tagebuch des Jahres durchblättern, hier ein Blatt und dort eins herausreißen, ehe sein Gewicht in die Wage des Richters fällt; — aber uns ward nur die Zeit und die Freiheit die Blätter zu beschreiben mit unsern Tugenden oder Sünden. Und die Zeit strömt dahin unaufhaltsam und verrinnt in die Ewigkeit! Was du ihren Wellen anvertraut hast, das findest du nur einmal noch wieder und dann — dann gibt's auch für dich keine Zeit mehr! —

Wie lange wirst du noch Zeit haben? Noch hast du sie, aber wie lange denn? Siehe dich um an dieser Stätte, und wenn du Manchen vermissest, der sonst hier neben dir betete, dann frage: Wie lange denn ich noch? Siehe dich um in deiner Familie, und wenn dich heute zwei liebe Augen weniger anschauen, die dir sonst freundlich gelächelt, dann frage: Wie lange denn ich noch? Gehe auf den Kirchhof und zähle die frischen Gräber des Jahres, dann frage: Wie lange denn ich noch? Sechs Zeittropfen fallen heute noch nieder, dann ist das Jahr vorüber! Wie viele dieser Tropfen sind deinem Leben noch zugemessen? Wie viele werden noch fallen, bis der letzte dein Herz trifft, daß es still steht, und mit ihm deine Zeit!!

Ach, wenn irgend einmal, so muß dieser Gedanke uns heute gewaltig ergreifen! Wie ernst er sey, lasset uns denselben nicht abweisen! Das Leben ist ernst, die Ewigkeit ist ernst, und ernst ist das Gericht, an das wir heute gemahnt werden! Doch für uns, die wir zwar wandeln zwischen den Gräbern und schiffen auf den unsichern Wogen der Zeit, es aber wissen, daß wir nur untergehen, um wieder aufzugehen, für uns liegt selbst in jenem Ernste ein erhebender Trost. Es mag ihrer Viele geben, denen dieser Ernst wie ein Gespenst in's Leben schaut, das man durch geräuschvolles Toben bannen müsse. Darum jubeln sie sich hinein in die neue Zeit und taumeln bewußtlos über die schmale Grenze, wo Vergangenheit und Zukunft, Zeit und Ewigkeit scheiden. — Und das Jahr zieht ernst an ihnen vorüber, — und sie merken es

nicht! Und das Jahr blickt sie trübe an mit seinem Scheideblick, und sie merken es nicht! Und das Jahr nimmt seine letzten von ihnen noch mißhandelten Stunden zurück und stellt sich als Ankläger vor den Thron des unbestechlichen Richters, — und sie merken es nicht! Gelobt sey Gott! Dieser sind Wenige nur; denn Euer Viele sehe ich versammelt im heiligen Ernste zur heiligen Andacht. Euch nun, die ihr gekommen:

1 mit dem demüthigen Gefühle mannigfacher Verschuldungen;
2. mit dem frohen Gefühle genossener Segnungen;
3. mit dem beugenden Gefühle erlittner Heimsuchungen;
4. mit dem erhebenden Gefühle geistiger Würde,

Euch lasset mich nun deuten des Jahres Abschiedsgruß!

I. Welche Stufe auf der Wesenleiter der sichtbaren Erscheinungen wir einnehmen, das kann Keinem von Euch fremd geblieben seyn. Wie sehr wir auch nach außen hin den allgemeinen Gesetzen der Körperwelt unterliegen, ihre Bedürfnisse fühlen, ihren Einwirkungen ausgesetzt bleiben und in Raum und Zeit unser Daseyn sich entwickelt, fortsetzt und vollendet, — daß das Geistige in uns über diesen Grenzen stehe; daß wir die Erde nur als einen Schauplatz der Uebung, als ein Saatfeld, dessen Ernten anderwärts reifen, anzusehen haben; und daß die Spanne Raum und der Tropfen Zeit, in denen unser irdisches Leben abläuft, nur Bedingungen seyen, unserm Geiste die Vollendung zu geben, die seinen Uebergang vermittelt in eine höhere Ordnung der Dinge, wo der Raum uferlos und die Zeit ewig geworden — das wissen wir, und ich darf es euch, die ihr auf der Glaubensleiter der Christus-Religion stehet, die mit ihrem einen Ende berührt und mit dem andern bis an den Thron Gottes reicht, nicht weiter erläutern. Ueber die Frage: Wohin mit dir, Staubgeborner, und suchst du dein Grab nur auf dem großen Kirchhofe der Welt? Ueber dieses Wohin vermag Jeder Aufschluß zu geben; gleichermassen über das Wie; denn der das Wort gesprochen: „Ihr sollt vollkommen seyn, wie der Vater im Himmel," der hat uns auch den Weg gezeigt und die Mittel gegeben, die zur Vollkommenheit führen. Klar liegt sonach das Ziel vor Aller Augen und an sichern Führern fehlt es nicht, die uns leiten. Die Vernunft redet, das Gewissen predigt, der Glaube mahnt. — Und, wo wir diese dreifache Rede überhören, weil die Welt gegenredet, oder nicht mehr hören, weil die Welt uns taub gemacht; da spricht Gott selbst mit uns, wie in Donnern auf Sinai—

spricht mit uns in den mannigfachen Schicksalen des Lebens, damit wir immer und immer wieder erinnert würden, wohin wir sollen und nicht abirren möchten vom richtigen Wege. —

Und gesprochen haben zu uns jene Drei, Vernunft, Gewissen und Glaube, auch in diesem Jahre; haben oft zu uns gesprochen — auch diese Mauern werden Zeugniß geben! — haben gesprochen zu uns ernst und mild, bittend und warnend, belehrend und erschütternd! Gesprochen auch hat Gott selbst zu uns väterlich in den besondern und allgemeinen Begebnissen des Jahres — und, um wie viel weiter wir heute gekommen sind auf unserm Lebenswege, um so viel näher könnten wir heute stehen unserm Lebensziele! Ist es so? Nicht ich frage, denn ich werde gerichtet, wie ihr — das Jahr fragt, das scheidende, das der Ewige uns gegeben als einen Engel der Gnade; heute fragt es als Bote des Gerichtes!

Und wir schlagen das Tagebuch des Jahres auf und lesen! — Lesen von zahllosen bösen Gedanken, welche wie Mehlthau die Blüthen heiliger Gefühle besudelten, daß sie abwelken ohne Frucht; — lesen von boshaften Absichten, Plänen und Entwürfen, welche wie Schlingen das Wohl des Mitbruders umstellten, in denen aber zuletzt die Seele des Projektmachers selbst hängen blieb, daß sie nicht aufwärts konnte zur Freiheit der Gotteskindschaft; — lesen von zahllosen Reden, welche wie „faules Geschwätz" aus dem Munde quollen und bald wie Dornen das Ehrenkleid des Nächsten ritzten, bald wie Nattern verborgen ihr Gift ausspieen, bald wie ein Brand in den Frieden der Familien fielen und die fromme Eintracht verzehrten, bald endlich, wie ein zweischneidiges Schwert, Tugend und Unschuld mordeten!! — Wir lesen von zahllosen Werken, die der Neid geboren und die Lieblosigkeit gezeugt, die Selbstsucht ersonnen und die Sinnlichkeit vollbracht, theils mit Blute geschrieben und theils mit Thränen! — Wir lesen — doch viele Blätter im Jahresbuche stehen leer — es geschah gerade nichts Sündhaftes, aber auch nichts Gutes! Wir glichen dem Knechte im Evangelium und vergruben den köstlichen Gnadenschatz der Zeit, mit dem wir hätten wuchern sollen für die Ewigkeit! — Staubgefährten! das Jahr scheidet und drohend ruft's: „die Axt liegt am Baume! Wachet, denn Zeit und Stunde weiß Niemand!" —

II. Zeit und Stunde weiß Niemand! Das aber wissen wir, daß, so lange unsere Zeit hier noch währt, sie noch triefen wird vom Segen des Allgütigen; sie voll seyn wird seiner ewigen Huld und Treue, seiner Gnade und Erbarmung und mehr, mehr als Augenblicke verrinnen, der Erweisungen seiner wandellosen Va-

terliebe kommen werden. Wir haben es erfahren, und Zeuge davon steht dieses Jahr. Oder ist Einer, der zum scheidenden Jahre sprechen dürfte: „Fahre wohl, mein Gläubiger bist du nicht geworden! Ich reichte die leere Hand dir zum Willkommen, ich reiche die leere Hand dir zum Abschiede — fahre hin, wir sind einander nichts schuldig!“ — Wo ist der, der frevelnd sich solcher Rede vermessen könnte? Es ist Keiner. Und wäre Einer, dem würde ich zurufen: Verwegener! das eben, daß du noch also zu freveln vermagst, ist selbst schon eine ungeheure Schuld, die du mitnimmst aus diesem Jahre, denn es zeugt, daß du noch lebest! — Doch das Leben an sich halten Viele für „der Güter höchstes nicht,“ wiewohl es die Grundbedingung alles dessen ist, was uns an Segen und Gnade für Zeit und Ewigkeit begegnen kann. Das Leben bedarf viel nach innen und außen, und wir kennen in beiderlei Richtung seine tausendfachen Bedürfnisse. Wir kennen eben so unsere Ohnmacht, jene Bedürfnisse zu befriedigen. Gott ist es, der uns das Leben gibt und dessen Odem bewahrt. Alle guten Gaben kommen von ihm, dem Vater des Lichtes. Hat er es fehlen lassen an sich jemals? Hat er sich unbezeugt gelassen an irgend Jemand? Der dem Wurme täglich sein Mahl bereitet und dem Grashalme den Thautropfen gibt — hat er sein Herz verhärtet unsern Bitten und sein Ohr abgewendet unserm Flehen? War seine Güte nicht jeden Morgen neu über uns und hat er seine milde Hand nicht aufgethan auch über seine unwürdigen und undankbaren Kinder? Müssen wir, zurückblickend in das scheidende Jahr, nicht mit dankbarer Rührung bekennen: „O Herr, wir sind nicht werth so vieler Huld und Treue, die du an uns gethan! Nicht unser Verdienst, deine Gnade allein ist es, daß es nicht aus ist mit uns!“ — Um wie viel weiter wir heute gekommen sind auf unserm Lebenswege, um so viel reicher an geistigen und leiblichen Segnungen der göttlichen Gnade könnten wir seyn. Ist es so? Nicht ich frage, — ich bin verantwortlich wie ihr, — das Jahr fragt, das scheidende, das als ein Engel des Segens vom Herrn ausgesandt wurde zu seinen Menschenkindern. Jetzt hat es seine Gaben vertheilt bis auf die letzte und fragt als Zeuge der Erbarmungen Gottes, ob wir seine Wohlthaten erkannt und gewürdigt, fragt, ob wir die Segnungen alle nicht nochmals überschauen und mindestens unsern Dank ihm mitgeben wollen an die Ewiggetreuen im Himmel? —

Und wir schlagen das Tagebuch dieses Jahres auf und lesen — lesen in unaussprechbaren Summen die Erweisungen der göttlichen Milde — lesen vom Frieden, der stand auf jedem Tagesblatte und

goß das Füllhorn seiner Segnungen über unser theures Vaterland nach Gottes Geheiß; lesen von Gesundheit und Kraft, die unser Lebenswerk förderte und mit hellem Glanz unser Lebensglück beschien; lesen von der Erfüllung jenes Wortes: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte;" lesen vom täglichen Brode, das uns beschert wurde von ihm, der die Vögel nährt und die Blumen kleidet; lesen von erfüllten Hoffnungen, die unser Lebensglück gründeten und vom Gedeihen unserer redlichen Bestrebungen; lesen von wunderbaren Hilfen, wenn das Wasser der Trübsal uns an den Hals stieg, und von höhern Rettungen, wo die ohnmächtige Welt verzweifelte und die Gefahr, wie ein Riese, uns oder die lieben Unsrigen schon ergriffen hatte und über dem gähnenden Abgrunde hielt; lesen von Kummerthränen, die zuletzt als Freude vom Auge thauten, und von Seufzern, die sich in Jubelhymnen aufgelöst; lesen von schweren Kämpfen, die zu glorreichen Siegen geführt, und von mühseligen Arbeiten, an denen die Mühe vorüberging und die Seligkeit geblieben; lesen — doch, kannst du die Strahlen zählen, welche die Sonne dieses Jahres in die Welt geschienen, und die Sterne berechnen, die in dieser Nacht herniederfunkeln? Und wenn du es könntest — mehr als die Sonne Strahlen wirft, und mehr als Sterne am Himmelszelt schimmern, mehr Segnungen hat der Vater droben auch in diesem Jahre über seine Welt ausgegossen. Und das waren die irdischen Befriedigungen nur, wer nennt die Befriedigungen in der Welt der Geister, die wir erfuhren und deren die kleinste alle leiblichen zusammen aufwiegt? — O leset auch von diesen, und blicke Jeder dabei in sein Herz und schaue in seine Tiefen! Und wenn ihr euch heute reicher fühlt an Einsicht, Weisheit und Erfahrung; wenn die Wahrheit euch geweiht, das Schöne und Edle euch ergriffen; wenn die Tugend euch geheiligt; wenn die Religion euch erhoben; wenn der Glaube euch gestärkt; wenn die Hoffnung euch erquickt; wenn die Liebe euch beseligt; wenn der geistige Mensch in euch seiner schönern Heimath näher gekommen und mit jedem Tage im Jahre eine Stufe höher auf der Himmelsleiter gestiegen — ihr Gottgesegneten! Dann, ja dann werdet ihr den Abschiedsgruß des Jahres verstehen: „Danket, danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Treue währet ewig!"

III. Ja, Geliebte, danken sollen wir, und Ursache dazu haben wir Alle, ob auch nicht Alle dieselbe. — Es mag sich leicht danken, wo das Leben umblüht ist von Blumen der Freude, und jede Stunde eine neue Blüthe in den Kranz der Tage flocht. Es mag sich schön

danken, wo die Hoffnung Erfüllung geworden, und der Glaube zum Schauen gelangt ist. Es mag sich süß danken, wo die Arbeit ihre goldenen Früchte getragen hat, und die Sehnsucht ihre kühnsten Wünsche erfüllt sieht. O ihr Glücklichen! — Aber in Vieler Leben blühten auch Passionsblumen, und darum fließen heute noch andere Thränen des Dankes, und diese Thränen fallen heiß und schwer! Ach, Herr, Barmherziger, seufzen diese, wie lange, ach wie so lange! — Das Jahr hat uns müde gemacht, sehr müde, wir preisen dich, daß es vorüber! — Aber soll es denn nur vorüber seyn?! Ist nicht auch die Heimsuchung ein Mittel, unser wahres Glück zu fördern, und sollen wir, die wir es wissen: „welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er,“ sollen wir die Züchtigung nicht nützen zu unserm Heile? Um wie viel weiter wir heute gekommen sind auf unserm Lebenswege, um so viel geduldiger und gerüsteter könnten wir seyn bei des Lebens Schmerzen. Ist es so? Nicht ich frage — ich bedarf der Uebung wie ihr — das Jahr fragt, das scheidende, das der Herr zu uns gesendet als einen Engel der Läuterung, es fragt, ob wir gereinigt hervorgegangen aus dem Glutofen der Trübsale? —

Und wir schlagen das Tagebuch des Jahres auf und lesen — Ach! was da geschrieben steht, versteht kein Glücklicher! — Mit seinem Kreuze ist jedes Tageblatt bezeichnet; ein Dornenkranz hängt daran und eine Umschrift ist um jedes Kreuz, die ist mit Thränen geschrieben und lautet: „Heimsuchungen.“ — Und der Kranz hat viele Dornen, so viele, als oft ihre Seele heimgesucht wurde. Wir zählen die Dornen, und es sind ihrer dreihundert und fünf und sechzig! — Und die Geprüften können lesen, was weiter geschrieben steht, und sie lesen von Armen, die auf Sorgen schliefen und mit dem Kummer aufstanden und den Hunger zum täglichen Gast hatten; deren Mahlzeit der Schmerz und Thränen ihr Trank war; die sich kleideten in Nacktheit und zu ihrem Wächter die Noth hatten; — wir lesen von Kranken, die ihre Zeit nach ihren Seufzern berechneten, die Tage durchkämpften und die Nächte durchwimmerten und das Ende ihrer Leiden im Ende ihres Lebens erblickten; — lesen von Verfolgten, denen die Nächsten am wehesten thaten; von Unterdrückten, deren Jammer Niemand verstand; von Verlassenen, die vergebens ein Herz suchten; — lesen von Gräbern, groß und klein, an denen Waisen klagten und Wittwen weinten und Eltern den gebrochenen Stab ihres Alters niederlegten; — lesen von einem Grabe noch, größer als alle, auf welches die Thränen eines Landes fielen und die trauernde Liebe eines Volkes ihre Cypressen pflanzte! Das Jahr scheidet, schmerz-

reich für Viele, aber tröstend ruft es euch zu: „Kreuzträger! Selig der Mann, der die Anfechtung aushält; nachdem er bewährt erfunden, wird er die Krone des Lebens erlangen, denn dieser Zeit Leiden sind vergänglich und leicht, schaffen aber eine ewige über alle Massen wichtige Herrlichkeit denen, die durch sie geübt werden!" —

IV. Ja, so ist es, Geliebte, geübt und geläutert sollen wir werden für ein schöneres Seyn durch unser kurzes Erdenwallen. Heil euch, die ihr mit diesem Glauben das Jahr beschließt und es beladen mit Schätzen, die euch aufbewahrt bleiben im Himmel, in die Ewigkeit sendet. Sein Scheiden erschreckt euch nicht, denn es kann euch nichts rauben. Nur einen Ring mehr hat es gelöst an der Kette, die euch an die Vergänglichkeit fesselt, und um diesen Ring ist die Kette kürzer geworden, die Heimath näher gekommen. Sein Scheiden betrübt euch nicht; denn es geht, nicht gegen euch, sondern für euch zu zeugen am Throne des Heiligsten. Sein Scheiden erschüttert euch nicht; denn euer Jahreswerk ist gethan, und ob es euch selbst auch nicht zum Feierabende rief — euer Lebenstag ist um eine Jahresstunde kürzer geworden, und um so viel näher die Erfüllung des Wortes: „Rufe den Arbeiter und gib ihm den Lohn!" Sein Scheiden schmerzt euch nicht; denn ob es auch manches Opfer von euch gefordert, blutend vom blutenden Herzen gerissen — ihr wisset es ja, ihr tauschtet hier nur Vergängliches für Unvergängliches, Irdisches für Himmlisches und ihr selbst gewannet bei dem Tausche. Um wie viel weiter wir heute gekommen sind auf unserm Lebenswege, um so viel reifer und vollendeter für unsere heilige Bestimmung sollten wir seyn. Ist es so? Nicht ich frage — denn ich rühme mich nicht, daß ich es schon ergriffen hätte; — das Jahr fragt, das scheidende, und fragt Alle, denen es ein Engel geistiger Verklärung geworden.

Und ihr schlagt das Tagebuch des Jahres auf und leset — leset von treu durcharbeiteten Tagen und fromm durchwachten Nächten, leset von Fortschritten in der Heiligung und von gelungenen Edelthaten; leset von Thränen, die eure Liebe getrocknet und euer Engel gesammelt, um sie in die Wagschale des Richters zu legen; leset von Irrenden, die ihr zurechtgewiesen, von Verlassenen, die ihr aufgerichtet, und von Verzweifelnden, die ihr ausgesöhnt mit dem Leben und seinen Schickungen; leset von Wohlthun und Erbarmung, die ihr geübt, und von der Treue, mit der ihr ausgeharrt im Herrn; leset von Kummerbergen, über die euch der Glaube half, und von Kreuzwegen, auf denen die Hoffnung euch erquickte; leset von der Wandelbarkeit des Irdischen,

die auch eure Kleinodien verschlang, und von dem Unsterblichkeits-Gefühle, das euch emportrug über die Welt und Zeit, daß ihr auch an den Stätten, an denen der Unglaube: „Vernichtung" weint, „Vollendung, Vollendung" jauchzen konntet! — Mit solchen Thaten ist das Tagebuch des Jahres beschrieben, und euer Engel windet daraus den Kranz, womit die Ewigkeit ihre Treuen schmückt! Das Jahr scheidet, euch segnend scheidet es. Ihr blickt ihm sehnsuchtsvoll nach; denn ihr wisset, wohin es geht. Noch einmal schaut es euch an mit den Sternen seiner letzten Nacht, mild und klar, wie das Licht der Heimath, das kein Erdendunkel mehr trübt — und es weist hinauf und spricht: „Ueber ein Kleines," dann ist es verschwunden!!

O, möchte es Allen so scheiden! Möchte sein Abschiedsgruß: „Ueber ein Kleines," uns nicht mit Schauern der Vergänglichkeit, sondern mit dem Troste der Heimath erfüllen! Möchte die Zeit, die uns noch zugemessen wird, verklärend an unserm Geiste vorübergehen, daß, wenn es auch von uns bald hieße: „Ueber ein Kleines," es uns wie Friedensruf tönte, und daß, wenn die Schatten des nächsten Jahresschluß-Abends vielleicht schon unsere Hügel umhüllten — dann die trauernde Liebe, die da betet, hoffend emporblicken dürfte zum Himmel und getröstet auf unsere Stätten niederschauen und sprechen könnte: „Schlafet wohl! Ueber ein Kleines — und wir sehen uns jenseits wieder!!" Amen.

3. Rede

auf das hl. Osterfest, gehalten v. Dr. Förster, Domherrn, Domprediger, Fürstbischöflicher Vikariat- Amts- und Consistorialrathe zu Breslau.

„Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten? Er ist auferstanden!"
Mark. 16, 6.

Mit einem Hochgefühle, das Worte nicht ausdrücken können, das keine Sprache darzustellen vermag, für das es nicht Form noch Zeichen gibt, das nur in der Tiefe eines christlichen Gemüthes mitempfunden und erfaßt seyn will, begrüße ich euch heute von dieser heiligen Stätte, meine Geliebten! Ihr kennet es, dieß Hochgefühl; es hat euch heute hieher geführt in den Tempel Gottes, es hat in eurem Freudengesange sich kund gegeben und sollen wir gleichwohl das Unaussprechliche auszusprechen versuchen, dann rufen wir mit dem Engel in der leeren Gruft: „Er ist auferstanden!" Christus, der am Kreuze als das Sühnopfer für die Sünden der Welt sein Leben verblutet, ist auf-

erstanden! Und von den Lippen der Unmündigen ertönt dieß Wort, und von den Lippen der Greise, und in Hütten ertönt dieß Wort und in Palästen, und vom Aufgange ertönt dieß Wort bis zum Niedergange; und wie vor drei Tagen Millionen sich sammelten um Jesu Kreuz, und wie sie mit reuigem Schmerzgefühl dem Heilande in das sterbende Antlitz schaueten, und wie sie unter der Last ihrer Verschuldungen in die Kniee sanken und im Bewußtseyn: Auch unsere Sünden haben ihm Mühe gemacht! ihre Arme emporhoben und fleheten: „Herr, erbarme dich unser!“ So haben heute Millionen sich um Jesu Grab gesammelt, und schauen hinein in die leere Gruft, und hören aus der Höhle des Todes das Wort des Lebens, und sinken in unnennbarer Wonne auf ihre Kniee, und verherrlichen in der beseligenden Ueberzeugung: „Auch uns ist er auferstanden!“ die Rathschlüsse der ewigen Allmacht und Liebe, und Cherubim und Seraphim am Throne des Lammes stimmen ein in diese Jubelhymnen, und Himmel und Erde lobsingen: „Christus ist auferstanden!“

Wie konnte es auch anders seyn? Gibt's eine frohere Botschaft? Gibt's eine größere Botschaft? Gibt's eine segensvollere Botschaft als die im Festglanze der Ostersonne dieser Morgen uns bringt? Sehet: All unser Glaube ruht darauf, all unser Heil ruht darauf, und unsere Hoffnung ruht darauf, und all unser Schicksal ruht darauf, und unsere Seligkeit ruht darauf. Das fühlen wir und müssen es fühlen, wie könnten wir sonst Jünger des Auferstandenen uns nennen? Wie könnten wir zu seiner Kirche uns zählen? Wie könnten wir Ostern feiern? Des Osterfestes Segen würde uns ja zu zweifachem Verderben! Damit wir es aber recht lebendig fühlen, damit es recht lebenswarm uns durchdringe und wir reicher an Ostersegen heimkehren von des Erlösers Grabe, als wir gekommen sind, so lasset uns diesen Segen heute betrachten, lasset uns darüber nachdenken, wie die Engelsbotschaft: „Christus ist auferstanden!“

der Grund ist unseres Glaubens,
die Bürgschaft unserer Erlösung,
das Unterpfand unserer Hoffnung,
die Aufklärung unseres Schicksals,
der Wegzeiger zu unserm wahren Heile.

Der Herr aber segne das Andenken seines Triumphes in seiner Gemeine, auf daß wir zunehmen in der Gewißheit: „Er lebt und wir werden auch leben,“ und wachsen in der Freudigkeit: „daß, die in ihm ihr Heil suchen, in ihm ihre Verherrlichung auch finden werden!“

I. Durch seinen Tod hat uns Jesus Christus die Wahrheit seiner

Lehre bekräftigt, und dem Glauben, den er uns vom Himmel gebracht, „das Licht in die Finsterniß,“ das Blutsiegel seiner Göttlichkeit aufgedrückt. Nie erscheint er größer, nie erhabener, nie herrlicher vor unsern geistigen Blicken, als da er am Kreuze litt und starb. Zwar den Seinen ist diese Herrlichkeit verborgen, und welcher Feind hier besiegt, und welche Segnungen hier gewonnen, und welche Erndten hier ausgesäet wurden, das begriff von denen, so unter dem Kreuze standen, Keiner, davon lag nur eine Ahnung in den wenigen frommen Seelen, die dort weinten, mitkämpften und litten. Doch auch an äußeren Zeichen, die deutlicher redeten zu dem sinnlichen Volke, fehlte es nicht; denn die Sonne verhüllte ihr Antlitz, die Erde erbebte, die Felsen zersplitterten, die Gräber thaten sich auf, und der Vorhang des Tempels zerriß mitten hindurch, so daß selbst Heidenlippen zu dem Bekenntniß sich gedrungen fühlten: „Ja, Dieser ist wahrhaftig der Sohn Gottes!“ Können wir, meine Geliebten! hinter solchem Bekenntniß zurückbleiben, und haben wir's mit vom Kreuze hinweggenommen fest, treu und unwandelbar? Ach, die Zeichen waren groß, aber die Glaubensschwäche der Menschen ist noch größer! Dieser Tod der Erniedrigung, diese Verlassenheit im Tode, dieses scheinbare Erliegen Jesu unter der Gewalt seiner Feinde, wie erschütterte es den Glauben selbst seiner Jünger und Freunde. Eines Zeichens bedurfte es, eines Zeichens, das da ist über alle Zeichen; eines Zeichens, das auch nach Schmach und Tod die Göttlichkeit des Geopferten in ein klares unwidersprechliches Licht stellte. Dieses Zeichen hat uns der dritte Tag gebracht, aus der Dunkelheit des Grabes leuchtet es uns entgegen, in der Engelsbotschaft wird es uns kund gethan: „Christus ist auferstanden!“ Erfüllt hat Jesus nunmehr seine Verheißung, dargestellt seinen Tod als ein göttliches Opfer. Gesiegt hat er über die Welt. „Ist Christus nicht auferstanden, sagt der Apostel, so ist unsere Predigt vergeblich, vergeblich auch euer Glaube; dann werden wir als falsche Zeugen befunden, denn wir hätten wider Gott gezeugt. Ist aber Christus auferstanden, so hat unser Amt seinen Ursprung aus dem Himmel, so ist euer Glaube gewiß, so ist die Lehre des Evangeliums göttlich und seine Verheißungen sind unfehlbar.“ Wer, meine Geliebten! sollte das nicht einsehen? Wie der Allerhöchste den Gekreuzigten von den Todten auferweckt, hat er ihn als den Gesandten des Himmels, als den Sohn des lebendigen Gottes erklärt; hat er seine Lehre, als die Lehre des Heils und der Seligkeit dargestellt; hat er unsern Glau-

ben an Christum als den wahrhaftigen Glauben gerechtfertigt. „Alle seine Geheimnisse, um mit dem heiligen Augustin zu sprechen, sind bewiesen, und unser Glaube hat nur dieses eine Zeugniß vonnöthen.“ Das fühlten Jesu Feinde, darum wollten sie gegen sein Hervorgehen aus dem Grabe durch Siegel und Wachen sich schützen; aber „Der, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, zerbrach des Grabes Siegel und warf die ohnmächtigen Wächter der Menschen zu Boden. Noch heute fühlen es seine Feinde, drum, gegen Jesu Auferstehung richten sie die Pfeile ihrer Zweifel, und die Anfälle ihres Unglaubens; aber auch ihnen wird die Zeit kommen, da ihre Zweifel zerfließen wie eitler Dampf, und ihr Unglaube zerstiebt, wie die Nebelwolke vor der Sonne leuchtendem Strahle. Aber die Sonne wird ihnen nicht mehr Friede und Freude in's Herz leuchten, sondern wird brennen wie verzehrendes Feuer, weil sie wider den heiligen Geist sich empört haben. Wir aber freuen uns und frohlocken um die leere Gruft, denn uns ist die Engelsbotschaft: „Christus ist auferstanden!“ der Felsengrund unsers heiligen Glaubens.

II. Und mehr noch als das, meine Geliebten! Daß wir entsündiget sind, verbürgt uns die Osterbotschaft, die wir aus dem geöffneten Grabe vernehmen. Darum „hat sich Christus dahingegeben in den Tod, ja in den Tod am Kreuze, damit wir nicht verloren gehen.“ Das der ewigen Gerechtigkeit genügende Sühnopfer war er. Dieß Opfer zu vollenden war sein Werk. Seine Todesfeier hat uns dieß vor Augen gestellt. Sein letztes großes Wort, das Wort: „Es ist vollbracht!“ das er sterbend in die Welt hinausrief, hat uns gezeigt: Das hat Arbeit gekostet, das hat Kampf gekostet, das hat Blut und Leben gekostet, und auch unsere Sünden haben diese Arbeit gemehrt, haben diesen Kampf erschwert, haben dieß Blut, dieß heilige Leben gefordert. Bedarf es mehr, um im Schmerz über unsere Sünden uns zu beruhigen, als des Aufblickes zum Kreuze und des heiligen Bußweges, den uns Jesus gezeigt, und der seines überschwenglichen Erlösungs-Verdienstes uns theilhaftig macht? Ach, meine Geliebten! Ohne eine ausdrückliche Erklärung vom Himmel, daß der Vater des Sohnes Opfer genehmige und annehme und dieses Opfers sich freue, wie viele Bedenklichkeiten konnten dennoch in schuldbelasteten Seelen obwalten! Zwar redete die verschleierte Sonne, es redete die bebende Erde, es redeten die zitternden Felsen, und es redete des Tempels Vorhang, der, wie die alte Sündendecke, zerriß; aber Christus selbst, der Heilsbringer, war verschwunden, das Grab hielt ihn verborgen, und die Feinde triumphirten. Da erschien der Morgen des dritten Tages, der Siegesmorgen

nach der langen Kampfes- und Leidensnacht und öffnete des Grabes dunkle Tiefe und verkündete durch des Gemordeten Auferstehung, daß Gott in Christo war und die Welt mit sich selbst versöhnte.“ Er zeigte uns, daß, „der um unserer Sünden willen dahingegeben, um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt worden ist.“ Er bestätigte, daß, „so wir mit Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, wir um so mehr selig werden durch sein Leben, da wir versöhnt sind. Ist Christus nicht auferstanden,“ ruft der Apostel, „so sind wir noch in unsern Sünden, nun ist er aber auferstanden zum Zeugniß der göttlichen Erbarmungen und hat uns Gewißheit gegeben, daß wir in seinem Blute rein gewaschen sind von der Sünde.“ O herrliche Gewißheit, was ist theurer als sie, was steht höher als sie, was macht seliger als sie? Sey es, daß eine große Schuld uns zu Boden drückt, wir kennen den Stamm, an dem wir uns festhalten und aufrichten. Sey es, daß wir weit, weit abgeirrt sind von dem Wege des Heils, wir kennen den Weg, der zu dem verlornen Heile zurückführt. „Sey es, daß unsere Sünden roth wären, wie Blut, sie sollen weiß gewaschen werden, wie der Schnee“ in dem unerschöpflichen Brunnen des Erlösungs-Verdienstes Christi, den er inmitten der Kirche zurückgelassen hat, daß sie dem reuigen und würdigen Büßer ihn öffne und dem Unbekehrten ihn verschließe. Heil uns, die wir Glieder seiner Kirche sind, so wir würdig hinzutreten! Denn die Engelsbotschaft, die uns der heutige Morgen erneuert: „Christus ist auferstanden!“ gibt uns die Bürgschaft unserer Entsündigung.

Und noch mehr als das gibt sie uns. Mit der Sünde Heerschaft fällt auch des Todes Gewalt, der „der Sold der Sünde ist.“ Wie herrlich stellt uns dieß der Ostermorgen vor Augen. Als „die Auferstehung und das Leben“ hat sich Jesus den Seinigen bezeichnet; „wer an mich glaubt, wird leben, obgleich er stürbe,“ hat er ausdrücklich gesagt, und hat die Wahrheit seiner Worte bewiesen, da er der Wittwe zu Naim den Sohn erweckt, da er dem Jairus seine Tochter ins Leben zurückruft, da er zu Bethanien den Lazarus, der bereits vier Tage begraben war, aus der Gruft hervorgehen heißt und ihn neu belebt den Seinen wiedergibt. Doch wird er selbst des Todes Beute. Am Kreuze erliegt sein Leben den Schmerzen und Leiden des Leibes und der Seele. In das düstere Reich der Verwesung führt sein Weg, wie bisher ihr Weg alle Sterbliche geführt. Ist nun

der Tod besiegt? Wer gibt uns Sicherheit und Gewißheit darüber? Meine Geliebten! Jesus, der am dritten Tage auferstanden ist und sich als den Herrn des Lebens und des Todes der Welt bezeugt hat. Todte erweckt haben vor ihm und nach ihm auch andere gotterfüllte und gottbegnadigte Männer; selbst besiegt den Tod hat nur Der, in dessen Vollmacht und Namen Jene gewirkt haben, was sie vollbrachten. Sterbend hat Christus gesiegt über die Sünde, auferstehend über den Tod.

III. Ist er nun unser Vorgänger, dem wir gleich werden sollen in allen Dingen; hat er es selbst ausgesprochen, daß, „da wo er ist, auch diejenigen seyn sollen, die der Vater ihm gegeben hat;" so sehet ihr, meine Geliebten, welche Hoffnungen uns aus der Gruft des Welterlösers aufgehen! „Christus ist von den Todten auferstanden und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen," ruft im freudigen Hochgefühle seiner Unsterblichkeit der Apostel aus. „So wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so wird Gott auch die, welche entschlafen sind, durch ihn herbeiführen," setzt der Apostel weiter hinzu. Ja, noch mehr sagt er: „Ist Christus nicht auferstanden, so sind auch die, welche in Christo entschlafen sind, verloren; hoffen wir allein für dieses Leben auf ihn, so sind wir elender, als alle Menschen." Ja, er geht endlich so weit, daß er erklärt, der Weg zum Leben führe durch den Tod, und erst durch des Grabes dunkle Kammer gelange der Mensch zur Unsterblichkeit. „Was du säest," spricht er, „lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor stirbt. Und was du auch säest, so säest du nicht den Leib, der werden soll, sondern bloßes Korn. Gesäet wird er in Unehre, auferstehen wird er in Herrlichkeit; gesäet wird er in Schwachheit, auferstehen wird er in Kraft; gesäet wird ein thierischer Leib, und auferstehen wird ein geistiger Leib. Das Geistige aber ist nicht das Erste, sondern das Thierische, dann das Geistige. Der erste Mensch aus der Erde ist irdisch, der zweite Mensch vom Himmel ist himmlisch!"

Welche Worte, meine Geliebten! Wie Glockentöne aus der ewigen Heimath tönen sie in unser irdisches Leben. Wir wissen, daß in Christo darum ein Theil unserer Natur von Tod und Verwesnung befreit worden ist, damit er der ganzen Natur zum Unterpfande ihrer Hoffnung werde. Wir wissen, daß er, der ewige Hohepriester, das Haupt am Leibe seiner Kirche geworden ist, um alle Glieder sich nach zu ziehen in die ewige Verklärung. Wir wissen, daß unsere Brüder, die mit dem

Zeichen des Glaubens vor uns hergegangen und in Christo Jesu friedlich und einig entschlafen sind, nicht verloren gehen, daß sie zwar unsern Augen entrückt sind, aber unser warten in dieser Hoffnung, und fürchten den Tod nicht in dieser Hoffnung, und beben vor dem Grabe nicht in dieser Hoffnung, und kennen keine Trennung in dieser Hoffnung, „denn da, wo Ich bin," spricht der Herr, „sollen auch die seyn, die Mir dienten!" Heil Allen, die es mit uns fühlen, heute mit uns fühlen an diesem hochfestlichen Morgen; das Unterpfand unserer Hoffnung ist die Engelsbotschaft: „Christus ist auferstanden!"

Und ist es nur die Hoffnung unserer Unsterblichkeit, nicht vielmehr einer mit Gerechtigkeit gekrönten Unsterblichkeit, zu welcher dieser Morgen uns erhebt? Wir werden ewig leben, werden ernten, was wir gesäet, und, das macht Jesu Auferstehung uns klar, wir werden die Vergeltung empfangen, die wir verdient haben. Was war Jesu Leben? Ein Leben war es in der Niedrigkeit, ein Leben in der Armuth, ein Leben in der Verkennung und Verfolgung. Der Kampf des Bösen wider ihn, der ihn in der Krippe umdrohte und nach Aegypten vertrieb, der in der Wüste von Jericho so schauerlich ernst hervortritt, der ihn nicht verließ bis in den Tod, der noch zum Kreuze hinauffrevelte und schmähte, erschien obgesiegt zu haben wider den Gottmenschen. Sein Sterben auf Golgatha schien Alles zerstört zu haben, was mit unsäglichen Anstrengungen aufgebaut war, und nicht umsonst schienen seine Freunde zu fürchten, der Meister habe vergeblich gelebt. „Wir hofften, er werde Israel erlösen," in diesen Worten der beiden nach Emaus wandernden Jünger spricht sich die Stimmung seiner Anhänger aus. Welch ein Leben, meine Geliebten, wenn das das Loos der Tugend ist, wenn also das Laster über die Unschuld siegt, und also die Macht der Ungerechtigkeit über den Heiligsten triumphirt!

IV. Aber in welch anderm Lichte erscheint uns Jesu Schicksal, und in dem seinen das Schicksal der Gerechten, betrachten wir es im Glanze des Auferstehungs-Morgens! Da wird uns klar: das Leben, das die Sünder durch den Tod am Kreuze vernichten wollten, verherrlichten sie durch Zeit und Ewigkeit. Den Namen, den sie durch ihre Schmach entehren wollten, er wurde der Name über alle Namen, „daß in diesem Namen sich beugen die Kniee aller derer, die da sind im Himmel, auf Erden und unter der Erde." Der Erhabene, deß Andenken sie in Staub treten wollten, der ward erhoben zur Rechten des Vaters, daß, wie an ihm und durch ihn die gött-

liche Gerechtigkeit ist geoffenbart worden, sie von ihm geoffenbart würde hinfüro an Allen, die da leben und gelebt haben und leben werden. Dorthin wendet, ihr Leidenden, ihr Unzufriedenen, ihr wider euer Geschick und die Prüfungen des Lebens Klagenden eure Blicke allzumal und erkennet, daß droben ein Gott waltet, der mit eben so viel Weisheit als Gerechtigkeit Alles herrlich hinausführt. Welche Sorgen und Kümmernisse und Schmerzen so viele von Euch drücken, die selbst heute in unsere Jubelgesänge ihre Seufzer und Thränen mischen, ich weiß es nicht; aber das weiß ich und ihr wisset es: Es ist dieselbe Erde, auf der wir wandeln, in welcher Jesu Schicksal sich so herrlich entwickelt hat; es ist dasselbe Ackerland, in das wir zur Arbeit berufen sind, auf welchem Jesu Saat so segensvoll auch unter Schmerzen und Leiden erwachsen ist; es ist derselbe Einfluß von Oben, auf den wir zu rechnen haben; es ist dasselbe Werk, sein Werk, das wir an uns vollenden zu helfen bestimmt sind. Und in seiner Gemeinschaft und mit seiner Unterstützung und mit seinen Gnadenmitteln könnte es uns fehlen? Welcher Trost, welche Wonne, welcher Segen erwartet uns, wenn wir unter des Lebens Dunkelheiten und Prüfungen an des Erlösers Hand uns festhalten! Wie Vielen wird er hier schon aushelfen aus ihrer Noth, und wäre es nicht, ist denn des Herrn Arm auf diese Spanne Zeit beschränkt? Ist hier das Ende? Ist hier nicht erst der Anfang unseres Lebens und gehören seine Entwickelungen nicht einer Ewigkeit an, in der wir erst „schauen sollen von Angesicht zu Angesicht, und erkennen sollen die Wege des Herrn“ und einsehen sollen und bewundern die Leitungen, die wir hier, ob wir sie auch nicht immer verstehen, in frommer Demuth anbeten? Fühlet das, meine Geliebten! Erkennet es! An der Gruft des Welterlösers lasset die Engelsbotschaft: „Christus ist auferstanden!“ den Schlüssel euch geben zum Verständniß eures Schicksals!

V. Und es wird uns nicht bange seyn, es kann uns nicht bange seyn um eine genugthuende Entwickelung unseres Schicksals, wenn wir endlich die Weisnng nicht übersehen, die Christen am Morgen der Auferstehung ihres Erlösers und Seligmachers am wenigsten übersehen dürfen, daß wir mit Christo hier schon zu einem neuen Leben auferstehen sollen. „Wir wissen,“ schreibt der Apostel, „daß unser alter Mensch ist mitgekreuzigt worden, auf daß der Leib der Sünde zerstört werde und wir der Sünde nicht mehr dienen. Sind wir aber mit Christo der Sünde abgestorben, so sollen wir auch mit ihm zu einem neuen Leben auferstehen.“ Diesen Geist, meine Geliebten! athmen alle Blätter

der heiligen Schrift. „Wache auf, der du schläfst;" heißt es, „stehe auf von den Todten, damit dich Christus erleuchte!" „Die Nacht ist vergangen," mahnt eine andere Stelle, „der Tag ist angebrochen, so lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichtes!" Darum hat die Kirche uns in die Fastenzeit geführt, darum hat sie zu Buße und Bekehrung in dieser Zeit uns zu mahnen nicht aufgehört, darum hat sie die Bilder der Passion vor uns aufgestellt, darum hat sie um das Kreuz des Welterlösers uns versammelt, darum hat sie uns zur Anbetung an sein heiliges Grab berufen, daß wir endlich erkennen der Sünde Gewicht und Folgen, und der göttlichen Gnade Wege und Werke, und beschämt, erschüttert und erweckt — „Ostern halten nicht im alten Sauerteige, in dem Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern im ungesäuerten Brode der Reinheit und Wahrheit!" wie der Apostel sagt. Feiern wir ohne solche Erneuerung Ostern, dann feiern wir es dem Fleische nach, nicht geistig; dann feiern wir es uns nicht zum Heile, sondern zum Verderben; dann führt unsere Feier nicht in die Höhe, wohin uns Christus vorangegangen ist, sondern in die Tiefe, aus welcher er uns erheben wollte. Nur wenn wir mit innerer Weihe und innerer Erhebung Ostern halten; nur wenn Christus, nachdem er die Gruft verlassen, in unseren gereinigten und geheiligten Herzen seine Stätte findet; nur wenn wir in seinem Geiste unser Leben gestalten, wird des Christenthums höchstes Triumphfest seine Segnungen über uns ausgießen; es wird in dem Glauben, den es in uns begründet, sich lebendig erweisen; es wird die Entsündigung, die es uns verbirgt, zur beseligenden Wirklichkeit erblühen; es wird unser Schicksal zu ewiger Freude sich verklären; denn nach Oben, wo unser Ziel leuchtet, wo unsere Heimath winkt, wohin nach Schmerz und Tod der Meister uns vorangegangen, wird die Engelsbotschaft: „Christus ist auferstanden!" der Wegzeiger uns werden.

Meine Brüder und Schwestern in dem Herrn! Ich weiß nach diesen Hinblicken nicht würdiger zu schließen als mit den Worten des heiligen Bernardus: „Der Löwe vom Stamme Juda hat überwunden. Lasset uns mit ihm kämpfen, mit ihm sterben, daß wir mit ihm siegen. Am sechsten Wochentage, an demselben Tage, an welchem Gott den Menschen geschaffen, hat Christus seine zweite Schöpfung vollendet und den Menschen erlöst. Den folgenden Tag hielt er Sabbath im Grabe, am dritten Tage aber erschien der Todesüberwinder, der neue Mensch, der Erstling der Schla-

fenden. Auch unsere Zeit ist eine dreitägige: Die Zeit des Kampfes, die Zeit der Ruhe, die Zeit der Auferstehung. Wollen wir nun unserem Haupte folgen, so dürfen wir in der Zeit, da wir gebildet und erlöset wurden, nicht aufhören, Buße zu thun; so müssen wir unser Kreuz hinnehmen ein Jeglicher und am Kreuze ausharren, bis der Geist spricht, daß wir von unserer Arbeit ruhen sollen. Darum höret nicht auf Fleisch und Blut, noch auf einen Geist, der euch bereden will, vom Kreuze herabzusteigen! Lasset uns bleiben am Kreuze, lasset uns sterben am Kreuze, daß nicht unser Leichtsinn oder die Hände Anderer uns herabnehmen. Gerechte Männer nahmen Den, Der das Haupt ist, vom Kreuze, heilige Engel werden uns herabnehmen!"

„Und wenn der Tag des Kreuzes heldenmüthig vollbracht ist, so werden wir den Tag darauf sanft in dem Grabe ruhen und selig schlafen in Erwartung, daß die Glorie des Herrn kommen und unsere Leiber zur Aehnlichkeit mit dem Leibe seiner Klarheit erwecken werde!"

„Am dritten Tage aber wird der Löwe vom Stamme Juda abermal kommen und seine Stimme ertönen lassen vom Aufgange bis zum Niedergange und es werden beben, die nicht an ihn geglaubt, oder die, so sie geglaubt, durch den Glauben nicht mit ihm auferstanden sind zur Gerechtigkeit. So Viele aber mit ihm auferstanden sind durch den Glauben zur Gerechtigkeit, die werden nun durch ihn auferstehen zu ewiger Freude!" Amen.

4. Rede,

gehalten von Dr. Melchior von Diepenbrock bei der Wiedereröffnung des Domes zu Regensburg am hl. Pfingstfeste.

Seit vier Jahren stand dieser Gottestempel geschlossen und verödet. Der seit vier Jahrhunderten täglich ihn durchschallende Laut der Psalmen war verstummt; keine Hymnen, keine Orgeltöne erklangen mehr in ihm; selbst die Glocken schwiegen, und im verschlossenen Innern erdröhnten die Werkzeuge der Bauleute, Hammer und Meißel der Steinarbeiter; Gerüste wurden gebaut und wieder abgetragen; Alles lag voll Schutt und Trümmer, und Verwüstung und Zerstörung herrschte überall. Traurig anzusehen, und doch wieder erfreulich; denn es galt ja, ein großes, schönes Werk zu vollbringen. Was im Laufe mehrerer

Jahrhunderte ein verirrter Kunstgeschmack darin verunstaltet, was unverständige Prunksucht und kleinliche Eitelkeit Entstellendes hineingebaut, sollte daraus entfernt, das oft schonungslos Verstümmelte und nachläßig Zerbrochene in ursprünglicher Gestalt wieder ergänzt, vom Anfang her unvollendet Gebliebenes möglichst vollendet, und, so weit die Mittel reichten, die reine Urform hergestellt werden. Und so ist es geschehen! Dank dem kunstsinnigen Könige, der Anschlag und Mittel dazu gab; Dank den Behörden und Künstlern, welche die Ausführung beförderten und leiteten!

Wer seit vier Jahren diesen Dom in seinem Innern nicht mehr gesehen, wird ihn heute kaum wiedererkennen. Frei schweift nun der Blick durch die majestätischen Hallen hin, nicht mehr gehemmt wie ehemals durch die holzernen Bühnen und Logen, die eine vergangene kleinliche Zeit sich hineingebaut hatte, als sey ihr der Raum zu groß für ihren Athem und ihre Begeisterung. Frei streben die gewaltigen und doch schlanken Pfeiler himmelwärts, nicht mehr verunstaltet durch geschmacklose Grabdenkmale, welche die Eitelkeit gleich krüppelhaften Auswüchsen an sie hingeklebt, der es gleich galt, ob sie Gottes Haus verunstalte, wenn nur ihr Name und Wappen über den modernden Gebeinen ihrer ehemaligen Träger prunkten. Großartig breitet dort ober dem Mittelschiffe, wo eine förmliche Kuppel das Auge verletzte, ein neues kühnes Gewölbe sich aus, die bedeutungsvolle Kreuzgestalt des großen Ganzen wieder in engerer Kreuzform zusammenschließend. Nicht mehr hemmen den Blick die schweren Eisengitter, die gefängnißartig das innere Heiligthum absperren; frei blickt nun das Auge auf den Hochaltar hin, ungehindert können die Gläubigen Theil nehmen an der heiligen Handlung des Priesters am Altare. Auch der steinerne Boden, der im Laufe von Jahrhunderten durch die Fußtritte darüber hingegangener frommer Geschlechter ausgehöhlt oder über ihren vergessenen Gräbern eingesunken war, das einzige Rührende in der großen wüsten Entstellung! — auch der Boden ist neu gelegt, und sicher gleitet nun der Fuß über die ebene Fläche dahin. Orgel und Musikchor, die vormals in jene hohe Halle dort bühnenartig hineingezimmert waren, sind verschwunden, und geheimnißvoll dringt hinter dem Hochaltare die Macht der Töne hervor, um alle Sinne, alle Herzen dorthin zu lenken, wo die heiligen Mysterien gefeiert werden. So steht nun der herrliche Bau in seinem Innern in ursprünglicher Würde wieder da. Reinheit des Styles und Einheit des Raumes d. h. Entfernung aller fremdartigen Zuthaten am Gebäude, und aller Hindernisse, welche der sichtlichen Verbindung der versammelten Gläubigen unter

sich und mit dem Priester und dem Altare im Wege standen, also Reinheit des Baues und Einheit der Kirchengemeinde, das ist der lohnende Gewinn dieser vierjährigen Unterbrechung. Reinheit und Einheit zwei auch im Geistigen höchst bedeutungsvolle Worte!

Wenn nun der Wiedereinzug in den also gereinigten Tempel gerade heute, am heiligen Pfingstfeste Statt findet, so liegen darin Beziehungen, die ich nicht erst aufsuchen, die ich, da sie sich selbst darbieten, nur aufnehmen darf, um das Fest und das Ereigniß gleich lehrreich und bedeutungsvoll für uns zu machen. Denn das Fest erinnert uns ja an jenen ersten Pfingsttag, wo die durch den Tod und die Erhöhung des Erlösers gereinigte Menschheit in ihren Erstlingen wieder zum Tempel Gottes eingeweiht ward — durch den mit Windesbrausen und in Feuerzungen herabkommenden heiligen Geist, der an diesem Tage die christliche Kirche sich erbaute zuerst aus den zwölf Grundsäulen, den Aposteln, dann aus den übrigen Jüngern, und den Dreitausend, die auf die Predigt Petri schon am ersten Tage gläubig und als erste Bausteine eingefügt wurden in den göttlichen Bau, dessen Eckstein Christus ist.

Zu dem Baue dieses geistigen Tempels sind auch wir berufen; auch wir sind zu Bausteinen an diesem ewigen Gotteshause erwählt, denn auch an uns ist das Wort des Apostels gerichtet: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd und der Geist Gottes in euch wohnt?“ 1. Kor. 1. 16. Und wiederum: „Ihr seyd erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, wovon Jesus Christus der Eckstein ist, durch welchen das ganze Gebäude zusammengehalten wird und emporwächst zu einem heiligen Tempel im Herrn; durch den auch ihr miteingebaut seyd zu einer Wohnung Gottes im Geiste!“ Ephes. 3, 20.

Von diesem geistigen Tempelbaue Gottes in der Menschheit will ich daher heute zu euch reden, von dem Werke, welches das Ende aller Wege Gottes, das Ziel seiner ganzen Schöpfung ist, um Dessentwillen allein alle Dinge bestehen. Auch dieser steinerne Dom ward ja nur erbaut zur geistigen Erbauung der Christengemeinde; heilige Feste werden darin gefeiert, Gottesdienst und Predigt darin gehalten zur Erbauung; und so möge mir denn heute Dom, Fest und Predigt Anlaß, Stoff und Mittel werden, auch im Geiste zu erbauen durch die Gnade und Kraft des ewigen Baumeisters, des heiligen Geistes Gottes! Er löse mir — die Zunge, und euch — Ohr und Herz!

I. Mit Recht bewundern wir diesen majestätischen Dom als ein erhabenes Werk menschlicher Kunst: Diese hohen mächtigen Pfeiler, diese weiten Hallen, diese kühnen Bogen, diese schwebenden Gewölbe, nur gehalten durch Druck und Gegendruck, durch kunstreiche Spannung, die das eiserne Gesetz der materiellen Welt, das Gesetz der Schwere, aufhebt durch die Schwere selbst, und diese gewaltigen Massen schwebend erhält, uns sinnbildend, wie auch in uns die Wucht der sündhaften Schwere, die uns kraft der sinnlichen Triebe zur Erde niederzieht, überwunden werden soll durch die Macht der heiligen Liebe, die, uns innig verbindend, uns Alle himmelan hebt! — Aber wie herrlich und großartig auch dieser Dom, was ist er gegen die Werke Dessen, der nicht bedarf der Tempel von Menschenhänden erbaut? Riesenhaft erscheint uns wohl dieser Bau, und doch! entfernet euch wenige Stunden weit, und schauet zurück nach ihm, kaum findet ihr ihn wieder, er schwindet zu einem dunklen Punkte zusammen, kaum erkennbar dem Blicke!

Und nun wendet euch mit mir zu den Hochgebirgen; welchen Tempel des Herrn erschauen wir dort! Pfeiler, aus den tiefsten Tiefen der Erde bis weit über die Wolken hinaufragend, ihr krystallenes Dach von ewigem Eis und Schnee, donnernde Lawinen und Gletscherkrachen das Glockengeläute, Wolken der Opferdampf, Sturmgeheul das Orgelspiel, Brausen der Wasserfälle das ewige Psalmengebet, das widerhallt durch die Thäler, das, wie der Psalmist sagt: „Ein Abgrund dem Andern zuruft!“ Psalm 41, 8. Was ist das Werk der Menschenhand gegen diese Werke Gottes?

Und nun wiederum blicket in einer klaren Nacht über euch nach den Sternen; welch ein anderer Tempel Gottes eröffnet sich euch dort? Ausgespannt ist die unermeßliche Veste des Aethers, Räume umfassend, deren Ausdehnung unserm irdischen Sinne unergründlich, undenkbar ist; unzählige Lichtwelten wälzen sich in ihm, Lichtströme fluthen hindurch, deren jeder Tropfe eine Sonne, jede Welle ein Weltensystem ist. Aus unzählbaren Sternen fließen die Lichtstrahlen in dein kleines Auge zusammen, Strahlen, die, mit der Schnelligkeit des Blitzes, Jahrtausende brauchten, ihren Weg zurückzulegen bis in dein Auge. Diese Sonnen alle mit ihren dienstbaren Welten tanzen vor dem Herrn ihren Reigen, „er nennt sie alle mit Namen.“ Psalm 146, 4., „er führt sie wie ein Heer bei der Zahl heraus; freudig leuchten sie vor ihm auf ihrer Wacht, und wenn er sie hervorruft, antworten sie: Hier sind wir!“ Baruch 3, 34. Isai. 40, 26. Er weist ihnen ihre Bahn, die sie nicht überschreiten; in majestätischer

Ruhe, in schönem Ebenmaaße wandeln sie vor seinem Blicke, und die Harmonie ihres Sphärenklanges ist sein ewiger Lobgesang. Und dieses lichte, wohlgeordnete Weltenall, gegen das unsre Erde mit all ihrer Herrlichkeit minder ist als ein Tropfen im Eimer, als ein Sandkorn am Meeresufer, ist es nicht ein würdiger Tempel Gottes? Und wer erbaute ihn? Sein heiliger Geist, die ewige Weisheit. Hören wir sie selbst reden! Also spricht sie durch Salomo's Mund: „Als er die Himmel bereitete, war ich zugegen; als er nach sicherem Gesetze den Abgrund in die Runde faßte; als er den Aether droben festete und die Brunnen der Tiefe abwog, als er dem Meere sein Ziel setzte und den Wassern ihre Grenze, als er den Grund der Erde legte, da war ich bei ihm als der Alles ordnende Werkmeister." Sprichw. 8, 27. Und was setzt die ewige Weisheit, der Geist Gottes hinzu? Höret das wunderbare Wort: „Meine Freude ist auf der Erde, und meine Lust ist's, zu wohnen bei den Menschenkindern! Also alle die wunderbare unerforschliche Herrlichkeit der himmlischen Schöpfung genügt Gott nicht; auf ein anderes verborgenes Ziel hat er es abgesehen, nach einem andern Tempel noch verlangt ihn. Und wer ist dieser Tempel? Du selbst bist's, o Mensch! Deine Seele ist's, mit der Fähigkeit ausgerüstet, ihn zu erkennen, ihn zu lieben; mit der Bestimmung, alle jene sichtbare, und unsichtbare Herrlichkeit ewig mit ihm zu theilen, ewig mit ihm zu beherrschen. Deßhalb sprach er, nachdem der Geist Gottes auf den uranfänglichen Wassern vollbracht hatte: „Lasset uns," sprach er, „den Menschen machen nach unserm Bilde und zu unserm Gleichnisse! 1. B, Mos. 1, 26. Und er formte ihn aus Erde und hauchte ihm in's Antlitz seinen Geist des Lebens. Nun war der wahre lebendige Tempel Gottes erbaut und eingeweiht, und der heilige Geist hatte Besitz von ihm genommen. Aber eben weil es ein lebendiger, geistiger Tempel, ein Tempel der Liebe seyn sollte, darum ward die Behauptung dieser Würde und der damit verbundenen Seligkeit in die Freiheit des Menschen, in seine eigene Wahl gelegt. Er sollte die heilige Stätte, den Altar Gottes in sich hüten und das ununterbrochene Opfer des kindlichen, liebenden Gehorsams darauf darbringen. Allein von dem neidischen Versucher verlockt, ließ er den Keim alles Bösen, die Selbstsucht, in sich Wurzel fassen, wollte nicht mehr Gottes Tempel, sondern selbst wie Gott seyn; er sündigte, vertrieb aus sich den heiligen Geist und fiel dem Tode und Verderben anheim; und die sündhafte Wurzel der Selbstsucht, die er in seine Natur eingepflanzt,

wucherte fort in seinen Zeugungen und entwickelte sich mit vergiftender Gewalt in seinen Nachkommen. Der irdische, fleischliche Sinn verdunkelte immer mehr das Licht des Geistes; das Geschlecht versank in gräuelhafte Sünden, und als Gott sah, daß alles Fleisch seinen Weg verderbt hatte auf der Erde, gereute es ihn seiner Schöpfung, und er sprach: „Mein Geist soll nicht bleiben in dem Menschen ewig, denn er ist Fleisch!“ 1. B. Mos. 6, 3. Und die Sündfluth vertilgte das entartete Geschlecht, ohne in den wenigen Geretteten die Wurzel des Bösen zu tilgen. So war nun der Tempel Gottes in der Menschheit wieder entweiht und zerstört und der heilige Geist aus ihr gewichen. Und doch konnte er, der Liebende, sie nicht ganz verlassen. Wie er einst über den chaotischen Wassern, und wie sein Sinnbild, Noa's Taube, über den Wassern der Sündfluth geschwebt hatte, so schwebte er auch jetzt wieder, eine neue Schöpfung sinnend, über den Wassern der Völkerströmung fort und von Geschlecht zu Geschlecht bereitete er sich irgend ein reines Haupt, auf dem er sich niederlassen konnte, um mit dem Oelzweige der Hoffnung auf die künftige neue Schöpfung und Begeistigung durch den Messias-Erlöser hinzudeuten. Angefächelt von seinem Flügelschlage, berührt von seinem Hauche sprachen dann die Propheten begeisterte geheimnißvolle Worte von der großen Zukunft; dann sang ein David „von dem Geiste, den der Herr aussenden, der Alles neuschaffen und das Antlitz der Erde erneuern werde; von dem Erlöser, der als Besieger des Todesgefängnisses in die Höhe des Himmels hinauffahren und dort geistige Gaben für die gesammte Menschheit empfangen werde.“ Ps. 103, 30. 67, 19. Ephes. 4, 8. Ein Isaias sang „von dem Zweige, der aus der Wurzel Jesse sprossen, und auf welchem ruhen werde der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkenntniß und der Gottseligkeit 11, 1.; von dem Wasser geistiger Erquickung, das dann Alle frohlockend schöpfen werden aus den Brunnen des Erlösers;“ Isai. 12, 3. Vergl. Joh., 7, 37.; ein Jeremias „von dem neuen Bunde, den der Herr mit seinem Volke schließen, und wie er sein Gesetz in ihre Herzen schreiben, und alle ihre Sünden vergessen und er ihr Gott seyn werde, und sie sein Volk“ 31, 33.; ein Ezechiel „von dem neuen Herzen und dem neuen Geiste, die anstatt des steinernen Herzens den Menschen werden gegeben werden;“ 11, 19.,

und ein Joel „von dem Geiste Gottes, der alsdann werde ausgegossen werden über alles Fleisch.“ 2, 23.

Und als nun die Fülle der Zeiten erschien, da war er es wieder der Geist Gottes, der dem Sohne Gottes den Tempel baute in dem jungfräulichen Schooße Mariä; er war es, der den Johannes den Täufer schon im Mutterleibe heiligte, Luk. 1, 15. 44., und ihn rüstete zum Herolde des von den Propheten verkündeten, nun herannahenden neuen Gottesreiches. Er war es, der bei der Taufe im Jordan in Taubengestalt auf den Herrn herabschwebte und ihn dem Täufer bezeichnete als den Begründer und Herrn des Reiches, „der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt tragen,“ Joh. 1, 29., „und taufen werde, nicht bloß mit Wasser, sondern mit Feuer und dem heiligen Geiste.“ Matth. 3, 11. Und als nun die göttliche That der Erlösung durch den Tod des Gottmenschen am Kreuze vollbracht und durch seine Auferstehung und Himmelfahrt besiegelt war, da war es der vom Vater und vom Sohne gesandte heilige Geist, der in Wesens- und Willens-Einheit mit dem Vater und Sohne die Fortführung und Vollendung dieses großen Werkes übernahm, die Ausbreitung des Reiches Gottes, den Bau der Kirche, die Heiligung der Menschenseelen; wie Christus, wie Christus der Herr seinen Jüngern es verheißen hatte: „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröster geben, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt; ihr aber werdet ihn kennen, denn er wird bei euch wohnen und in euch seyn; er wird euch leiten in alle Wahrheit, und wird euch Alles lehren und euch an Alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Derselbe wird mich verherrlichen, wird mein Werk siegreich und herrlich hinausführen, denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.“ Joh. 14, 16. 26., 16, 14.

Und diese göttliche Verheißung ward am Pfingstfeste göttlich erfüllt. Die Schleusen des Himmels öffneten sich, und herabströmte mit Sturmesbrausen und in Feuerflammen der heilige Geist Gottes und erfüllte die harrenden Jünger und rüstete sie zu ihrem großen Werke. Zwölf arme unwissende Fischer waren es, aus dem verachtetsten Winkel des verachtetsten Landes der Erde, zaghafte Anhänger eines an's Kreuz Genagelten, eines unter Spott und Hohn auf der Richtstatt Gestorbenen. Und Diese sollten die Welt aus ihren Angeln heben? Sollten die Menschheit in ihren Höhen und Tiefen umgestalten? Soll-

ten das Angesicht der Erde erneuern? Ja, das sollten sie; aber nicht sie, sondern der Geist Gottes in ihnen! Und durch welche Mittel? Durch das Wort vom Kreuze, durch das Wort, womit Petrus in seiner ersten Predigt sogleich dreitausend Seelen gewann; durch das Wort: „So wisse denn nun das ganze Haus Israel für wahr und gewiß: Dieser Jesus, den ihr gekreuzigt habt, ihn hat Gott zum Herrn und zum Heiland gemacht. So thuet Buße, und ein jeder lasse sich taufen in dem Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden, und auch ihr werdet die Gabe des heiligen Geistes empfangen." Apstlg. 2, 36. Dieses Wort, das damals durch den heiligen Geist aus dem Munde Petri in allen noch so verschiedenen Sprachen seiner Zuhörer ertönte, es tönt noch heute fort in dem Munde der Kirche in mehr als hundert Sprachen über den ganzen Erdkreis; und wo es ertönt und wo es gläubig aufgenommen wird, da erbaut der heilige Geist die Kirche, den Tempel Gottes. Von dem Mittelpunkte des Kreuzes, von dem durchstochenen Herzen des Erlösers hat sich die Kirche in den vier Kreuzbalken nach allen vier Weltgegenden ausgebreitet, gegen Morgen und gegen Abend, gegen Mittag und gegen Mitternacht, und darum liegt auch dieser steinernen Kirche dieselbe bedeutungsvolle Form zu Grunde. Und dieses Wort vom Kreuze, „den selbstgerechten Juden ein Aergerniß, und den selbstweisen Griechen und Römern eine Thorheit, 1. Kor. 1, 23., es hat dennoch in der Kraft des heiligen Geistes die ganze alte Welt besiegt, sowohl die griechische Weltweisheit als die römische Weltmacht, die sich beide mit vereinten Kräften, mit allen Waffen des Wissens, der List, des Truges, des Spottes und der rohesten, grausamsten Gewalt dagegen stemmten, und es in Strömen Blutes zu ersticken und mit Feuer und Schwerdt verstummen zu machen, drei volle Jahrhunderte lang vergeblich sich abmühten. Denn was vermag menschliche Gewalt gegen die Macht des Geistes Gottes? Wenn heute alle Gewalthaber der Erde alle ihre Macht und ihre Heerhaufen versammelten, um den Wind, der aus Westen weht, zu hemmen und ihn nach Osten umzuwenden, würde es ihnen gelingen? Der Wind würde ihrer Unmacht spotten und, den Staub der Erde ihnen in die Augen streuend, über ihren Häuptern frei dahinfahren! Wenn dieß vom irdischen Winde gilt, wie vielmehr, spricht Christus, „von Allem, was aus dem Geiste Gottes geboren ist?" Joh. 3, 8. So konnte denn auch schon der Afrikaner Tertullian nach kaum zweihundert Jahren den erstaunten Römern triumphirend zurufen: „Wir Christen sind von gestern, und doch haben wir all

das Eure erfüllt, eure Städte und Inseln, eure Castelle und Ansiedelungen, eure Heerlager sogar, den Pallast, den Senat, das Forum! Nur eure Götzentempel lassen wir euch! Je öfter ihr uns abmähet, desto üppiger sprossen wir hervor, denn das Blut der Martyrer ist — der Saame der Christen!"

Dasselbe Wort vom Kreuze, verkündet in der Macht des heiligen Geistes, war es, das in folgenden Jahrhunderten die wilden Fluthen der aus dem Norden hervorbrechenden Völkerhorden, darunter auch unsere Altvordern, bändigte und durch die Macht des Glaubens, der Liebe und der christlichen Gesittung diese wilden Löwen und Tieger zu frommen Lämmern zähmte, ohne ihre edle Kraft zu brechen, und so in einem Sinne die alte Prophezeihung des Isaias erfüllte: „In jenen Tagen wird der Wolf friedfertig bei dem Lamme wohnen und der Panther bei dem Böcklein, und ein kleiner Knabe wird sie treiben, und die ganze Erde wird voll seyn der Erkenntniß des Herrn." Jos. 11, 6. 65, 25.

So steht nun die christliche Kirche seit achtzehn Jahrhunderten unerschüttert da, erbaut von dem heiligen Geiste über dem Hügel von Golgatha durch das Wort von dem Kreuze der Erlösung. Und dieses Wort vom Kreuze, das in der Kraft des heiligen Geistes die ganze alte Welt umgestaltet hat, das wollen sie uns heute in ihrer Eintagsweisheit für einen Mythus, für ein Mährchen ausgeben, für Lug und Trug und Pfaffenerfindung? Mögen sie es versuchen! Sie sind nicht die Ersten und werden nicht die Letzten seyn, die mit ihren Werken der heilige Geist „hinwegweht wie Spreu mit dem Hauche seines Mundes! Isaias 40, 24. Vergl. 2. Thess. 2, 8. Ja, so wahr auf der gesammten Menschheit das dumpfe drückende Gefühl einer alten schweren Erbschuld lastet; so wahr in allen Religionen aller Weltalter und aller Weltstriche die dargebrachten Blutopfer von jenem Schuldgefühle und dem Sühnungsbedürfnisse zeugen; so wahr in der ganzen Menschheit und in dem Innern eines Jeden, auch des Besten, die große Kluft gähnt zwischen dem Sollen und Wollen, und zwischen dem Wollen und Thun, und zwischen dem Thun und dem Gewissen, und die andere große Kluft zwischen dem Glückseligkeitstriebe und seiner nie erreichten Befriedigung; so wahr der erschütternde Anblick von Sünde, Gräuel und Elend und Unterdrückung und Ungerechtigkeit durch alle Zeitalter in ganzen Völkern, wie in einzelnen Familien und Individuen, dem Menschenfreunde die Brust preßt, der sie alle beglückt sehen möchte, und sich wehmüthig fragt: Warum sind sie es nicht? — so wahr ist

das christliche Wort vom Kreuze, d. h. vom Sündenfalle und von der Erlösung durch den Gottmenschen und der Heiligung durch seinen Geist, ein nicht zu beseitigendes, nicht sichverflüchtigendes Wort, das göttliche Wort des Lebens, das nicht nur dem Denker alle jene Räthsel löst, sondern das, gläubig aufgenommen in das Gemüth, alle jene Wunden heilt in Denen, welche zur wahrhaften Wiedergeburt aus dem Geiste Gottes gelangen.

II. Und nun, nachdem ich in einigen flüchtigen Umrissen den Tempelbau des heiligen Geistes, den Bau der Kirche im großen Ganzen angedeutet, bleibt nur noch übrig, sein Werk an den einzelnen Menschenseelen kurz darzustellen; jene innere geheimnißvolle Liebesarbeit die Wiedergeburt und Heiligung des innern Menschen, die sein höchster Zweck ist, und dem der ganze äußere Kirchenbau mit all seinen Anstalten und Heilsmitteln dient, wie der Apostel Paulus sagt: „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung." 1. Thess. 4, 3. Ich rede vor Christen und darf daher voraussetzen, daß ich verstanden werde; es darf mich, von dem heiligen Geiste und seinen innern Wirkungen zu reden, das strenge Wort des Herrn nicht abhalten, das Wort: „Die Welt kann ihn nicht empfangen, denn sie sieht ihn nicht und sie kennt ihn nicht!" Joh. 14, 17. und das gleichbedeutende Wort des Apostels: „Der sinnliche Mensch vernimmt nicht, was des Geistes Gottes ist; es ist ihm eine Thorheit, und er kann es nicht verstehen, denn es muß geistig beurtheilt werden." 1. Kor. 2, 14. In diesen Worten ist denn auch schon die Arbeit des heiligen Geistes in dem Innern des Menschen angedeutet: Aus einem sinnlichen, thierischen Menschen, wie wir Alle von Geburt aus sind, soll ein geistiger, ein göttlicher Mensch werden, aus einem Kinde der Welt ein Kind Gottes. Dazu gehört eine innere Erleuchtung, Umwandelung, Erneuerung, Bekehrung, eine Wiedergeburt. In dem sinnlichen, unbekehrten Menschen, wie gebildet und klug er auch in irdischen Dingen seyn mag, herrscht Verfinsterung des Verstandes, Verkehrtheit des Willens und Verwilderung des Herzens, der Begierden. Er kennt nicht seine wahre Würde, Gottes Ebenbild zu seyn, nicht seine große Bestimmung hienieden, dieß durch die Sünde getrübte Ebenbild Gottes in sich wiederherzustellen und der Inwohnung Gottes wieder theilhaftig zu werden. Dieses kurze Erdenleben, das nur eine Durchgangsstufe, ein Uebungs- und Läuterungszustand für ihn seyn soll, ist für ihn sein ganzes Daseyn; all sein Streben schließt sich innerhalb dieses engen Kreises ab, zu dessen Mittelpunkt er sein eigenes Ich erhebt. Wenn ihm nur hier

wohl ist, wenn er nur alle seine sinnlichen Begierden befriedigen kann, dann wähnt er sich glücklich. Und er ist es doch nicht, und wird es nie und kann es nicht seyn; denn sein ganzer Zustand ist ein durch und durch kranker, verkehrter, sündhafter. Die Sünde herrscht in ihm, und diese Sünde ist die Selbstsucht. Gott allein ist, wie der Urquell, so der Mittelpunkt aller Wesen; er allein hat das Recht, alle Dinge auf sich zu beziehen; er ist ihr Schöpfer und Herr, der sie alle trägt, alle erhält, alle erfüllt mit seiner Macht: „von ihm, durch ihn, zu ihm sind alle Dinge; Röm. 11, 36. alle Creatur hängt an seinem Odem; „in ihm leben, weben und sind wir." Apstlg. 17, 28. Das ewige Gesetz aller Ordnung, das in dem Wesen Gottes selbst gegründet ist und in seiner ganzen Schöpfung dargestellt werden soll, ist also: daß von allen vernünftig-freien Wesen dieses Urverhältniß ihrer Abhängigkeit von Gott als die Wurzel ihres Daseyns freudig anerkannt werde, daß Alle ihm als dem Herrn huldigen und gehorchen, Alle ihm in Liebe anhangen als dem Urquell alles Guten, als der unendlich vollkommenen Güte und Schönheit, als der heiligen ewigen Liebe, die Alles selig machen will, was sie schuf. Wo dieses ewige unumstößliche Grundgesetz der Schöpfung erfüllt wird, da ist Friede, Seligkeit, Leben, Harmonie; wo es aber verletzt wird, da ist Verwirrung, Empörung, Sünde, Unglück, Tod. Wenn nun der Mensch, diesem Gesetze seines Daseyns entgegen, sich selbst, sein eigenes elendes kreatürliches Ich zum Mittelpunkte aller Dinge macht; wenn er, von Gott absehend, Alles nur auf sich bezieht, so begeht er jeden Tag, jede Stunde die Sünde Adams; er will seyn wie Gott. Das ist die Ursünde im ganzen Geschlechte und in jedem Einzelnen, die Selbstsucht; sie ist ein frevelnder Eingriff in das unveräußerliche Majestätsrecht Gottes. Sie hebt aber nicht bloß das kindliche Abhängigkeits-Verhältniß von Gott frevelnd auf, sondern sie zerreißt ebenso frevelhaft das brüderliche, schwesterliche Liebesband unter den Menschen selbst. Denn die zum eigenen Mittelpunkte sich erhebende Selbstsucht reißt sich aus allem gegliederten Zusammenhange mit den Mitgeschöpfen los, schließt sich in sich selbst feindlich gegen dieselben ab; und so tritt an die Stelle der durch Alle hindurch pulsirenden Liebe, die Alle als Glieder Eines Leibes, als Kinder Eines Vaters verbinden sollte, der kalte starre Egoismus, der sie Alle feindselig trennt, und es entsteht, offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt, der Krieg Aller gegen Alle; jeder will den andern nur zum Mittel für seine selbstsüchtigen Zwecke machen, zum Werkzeuge seiner Lust, seiner Eitelkeit, seiner Habsucht oder Herrschsucht; und so treibt der innere verdorbene Herzensgrund

so mannigfaltige Giftpflanzen sündhafter Bildungen hervor, wie sie kaum die äußere Natur aufzuweisen hat, von der geheimsten Regung böser Begierde bis zur offensten, gräulichsten Missethat, und wiederum von der frechsten Ruchlosigkeit bis zur feinsten, gleißendsten Heuchelei. „Denn von innen, aus dem Herzen des Menschen," sagt Christus, „gehen hervor böse Gedanken, Ehebruch, Hurerei, Mordthaten, Diebstähle, Geiz, Bosheit, Betrug, Schamlosigkeit, neidische Augen, Hoffart und Thorheit." Mark. 7, 21. Wer, der die Menschen, die Geschichte kennt, der sein eigenes Inneres beobachtet und erforscht hat, wagt es zu läugnen, daß es also um den sinnlichen, unbekehrten Menschen stehe? Wer wagt es ferner zu läugnen, daß ein solcher vom Grund aus verdorbener Zustand ein Gräuel seyn muß vor dem heiligen, gerechten Gott? Wer wagt es, dem Apostel zu widersprechen, da er sagt: Wir Alle sind von Natur aus Kinder des Zorns?" Ephes. 2, 3.

Diesen gerechten Zorn des heiligen Gottes hat nun Christus, der Reine, Heilige für uns getragen; Er, der Sündenlose, hat unsere und der ganzen Welt Sünde wie ein Lamm auf sich genommen und dafür gebüßt am Kreuzholze, und „in seinem Blute haben wir die Versöhnung erlangt." Röm. 3, 25. Kolos. 1, 14. Durch sein Verdienst ward uns der heilige Geist wieder erworben, „der Geist der Kindschaft," Röm. 8, 15. der uns hinwieder in die Theilnahme an jenem Verdienste einführt, indem er zuerst uns die Augen öffnet über die Tiefe unsers innern Verderbens und die Schwere der auf uns lastenden Schuld, — und dann aus der tiefsten Selbsterniedrigung und Selbstverdammung, durch die Geburtswehen der Scham, der Reue und Buße uns erhebt in dem lebendigen Glauben an den Versöhnungstod unsers Herrn und Bruders Jesus Christus, und so in unserm Innern den frevelhaften Altar der stolzen Selbstsucht umstürzt und dafür den Altar der Demuth, der Selbstverläugnung, des kindlichen Gehorsams und der heiligen Liebe in uns aufbauet. So wird der neue Mensch in unserm Innern geboren „durch die Liebe, die in unsere Herzen ausgegossen wird von dem heiligen Geiste, Röm. 5, 5. durch die heilige, wunderbare, keusche, himmlische Liebe, die in Allem und überall das gerade Gegentheil der sündhaften Selbstliebe ist; denn „die Liebe," sagt der Apostel Paulus," ist langmüthig und freundlich; die Liebe beneidet nicht; sie bläht sich nicht auf, sie ist nicht ehrsüchtig, sie sucht nicht das Ihrige, sie läßt sich nicht erbittern, sie denkt

nichts Arges, sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern sie freut sich über die Wahrheit, sie trägt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles." 1 Kor. 13, 4 — 8. Wahrhaft himmlische Beschreibung des höchsten himmlischen Kleinods!

O was wäre die Menschheit, wenn diese heilige Liebe überall und in Allen herrschte, wenn das einfache, Alles umfassende Gebot: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst," überall erfüllt würde; wenn anstatt des erstarrenden, satanischen Geistes der Selbstsucht nur der heilige Geist Alle beseelte! Dann wären auf der ganzen Erde keine blutigen Kriege mehr, keine Unterdrückung, keine Tyrannei, keine Empörung, keine Sklaverei, keine Spaltung, keine Parteisucht, keine Prozesse und Feindseligkeiten, keine Armuth und Noth; mit dem sittlichen Uebel wäre auch der größte Theil der leiblichen Uebel von der Erde verbannt. Erfüllt wäre, warum wir täglich im Vater unser flehen: „Dein Reich komme zu uns, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erden!" Die ganze Menschheit wäre in heiliger Reinheit und Einheit wieder ein Tempel Gottes, sie wäre im Großen, was ihr Vorbild, die erste, am Pfingstfeste gegründete apostolische Gemeinde in Jerusalem war, von der es heißt: „Alle waren erfüllt von dem heiligen Geiste, und die ganze Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele. Nicht ein Einziger sagte, daß das, was er besaß, sein eigen sey, sondern sie hatten Alles gemein. Täglich verharrten sie einmüthig im Tempel, brachen das Brod in den Häusern umher und genossen die Speise mit Fröhlichkeit und Einfalt des Herzens; sie lobten Gott und waren beliebt beim ganzen Volke." Apstg. 4, 31. 2, 46.

So ist denn nun der heilige Geist das Lebensprincip der christlichen Kirche im Ganzen wie im Einzelnen; wo er nicht ist, da ist Finsterniß, Erstarrung, geistiger Tod. Er ist es, der die christliche Wahrheit in der Kirche aufrecht erhält gegen alle äußere Anfechtung des Unglaubens und des Irrthums, wie gegen alles innere Verderbniß der Sittenlosigkeit, der Heuchelei und des Aberglaubens. Er ist es, der in allen ihren Heiligen gewaltet, und sie durch alle ihre Kämpfe siegreich hindurch geführt hat und hindurch führen wird bis an's Ende der Zeiten. Er ist es, der in ihren Sakramenten das Heil wirkt und im Munde ihrer Priester die Vergebung der Sünden verkündet und verleiht. Alles wahrhaft Gute, vom Mindesten bis zum Größten, das in der Menschheit ge-

schieht, geschieht unter seinem göttlichen Anhauche; denn ohne ihn ist und gedeiht nichts Gutes. Ihr habt ein liebliches Bild seines Wirkens in dem anbrechenden Frühlinge gesehen. Wie die milde Mailuft, die die Kälte des Winters verscheucht und alle Lebenstriebe hervorlockt; wie der warme erquickliche Regen, der Alles ergrünen, alle Keime, alle Knospen sich entfalten macht, der jede Erdscholle mit grünem Leben bedeckt und nur den harten kahlen Felsen nackt und todt läßt: so wirkt der heilige Geist in den Seelen der Menschen. Wie gering auch die Empfänglichkeit, wie arm und dürr auch der Grund des Herzens seyn mag: wo nur irgend eine Wurzel, ein Keim des Guten Raum und Stätte findet, und der Wille sich nicht verschließt, da befruchtet er es und bebrütet es mit seiner göttlichen Liebeswärme, und nur die harten kalten widerspenstigen Herzen läßt er unberührt und verstockt. Alle Menschenseelen möchte er anregen, beleben, in Besitz nehmen und zu seinem Tempel machen; er wirbt um eine jede, er arbeitet an einer jeden, versucht es mit ihr auf alle Weise, durch innere Anmahnung und äußere Weckstimmen, durch Glück und Unglück, Leid und Freude, Trost und Traurigkeit. Auch meine schwache Stimme, die jetzt hier vor euch ertönt, ist ein Liebesruf von ihm an eure Herzen; und wer ihm nicht widerstrebt, wer ihm Gehör gibt und seinen Mahnungen folgt, dem wird er ein bleibender süßer Gast „und gibt sich ihm als Pfand des ewigen Lebens in's Herz!" 2. Kor. 1, 22. Ephes. 1, 14.

Damit er nun so in uns seine Wohnung nehme, so muß in dem Tempel unsres Innern geschehen, was in diesem Dome äußerlich, sinnbildlich geschehen ist. Aller Schmutz und Staub der Sünde, der sich darin angesetzt, muß daraus entfernt, alles, was Eigenliebe und Eitelkeit Verunstaltendes hineingebaut haben, muß schonungslos niedergerissen, die starren Eisengitter der Selbstsucht und Lieblosigkeit, womit sich unser Herz umpanzert, müssen weggebrochen, die tief ausgetretenen Gänge übler Gewohnheiten und sündhafter Neigungen neu geebnet werden nach dem Richtmaaße der göttlichen Gebote; und damit dieß ungestört geschehen könne, müssen die Pforten der Sinne dem eiteln Weltverkehre geschlossen und die Seele aus der Zerstreuung des Alltagslebens durch Selbsterforschung, Selbstverläugnung und Gebet vor Gott gesammelt werden. Und wenn dann so unter seinem Anhauche unser innerer Tempel durch aufrichtige Reue und Buße gereinigt und mit guten Vorsätzen geschmückt seyn wird: dann wird der heilige Geist seine Wohnung bleibend in uns nehmen, „wird unserm Geiste das beseligende Zeugniß geben, daß wir Kinder Gottes sind, wird in uns flehen mit unaussprechlichen Seufzern," Röm. 8,

15., und der Himmel wird sich uns öffnen im Leben und im Tode, „wenn der heilige Geist in uns ruft: Abba, Vater!“ Galat. 4, 6.

Und womit könnte ich nun passender schließen, als mit dem lieblichen zarten Hymnus an den heiligen Geist, den vor achthundert Jahren der fromme König Robert von Frankreich, Hugo Capet's Sohn, gedichtet, und der alle Gaben und Wirkungen des heiligen Geistes in der Seele so innig und lebendig schildert, daß die Kirche ihn als ein sanftes Taubengirren sich angeeignet hat und ihn in dieser heiligen Festzeit über den ganzen Erdkreis täglich betet. Er lautet in treuer Verdeutschung:

Komm, o heil'ger Geist, und wehe,
Send' uns von der Himmelshöhe
Deines Lichtes heil'gen Strahl!
Komm, o Vater du der Armen,
Gabenspender voll Erbarmen,
Füll die Herzen allzumal!

Du, o süßer Gast der Seele,
Salbest sie mit Himmelsöle,
Fächelst linde Ruhe ihr;
Labsal in des Lebens Mühen,
Kühlung in des Kampfes Glühen,
Trost im Weinen ist bei Dir!

Zünd in deiner Gläub'gen Herzen
Deines Glanzes helle Kerzen,
Sel'ges, wonnevolles Licht!
Nichts ist in der Menschenseele
Ohne Irrthum, ohne Fehle,
Wenn dein Anhauch ihr gebricht!

All', was unrein ist, das wasche,
Feuchte an, was dürr wie Asche,
All', was wund ist, mache heil;
Alles Starre beug' gelinde,
Was erkaltet ist, entzünde,
Das Verirrte lenk' zum Heil!

Geuß von lichten Himmelsauen
In uns, die dir gläubig trauen,
Siebenfalt'gen Gnadenstrom;
Gib der Tugenden Vollendung,
Gib des Todes sel'ge Wendung,
Ew'ges Fest im ew'gen Dom! Amen.

5. Festrede,

gehalten am Frohnleichnams-Tage von G. J. Saffenreuter, k. Gymnasial-Professor zu Würzburg.

„Das ist das Brod, welches vom Himmel herabgestiegen. Joh. 6, 59.

Heute predigt Alles Jubel! Das gewaltige Halleluja der Glocken wetteifert mit dem tausendtönigen Halleluja der Menschenstimmen! Zwischen den Siegesfahnen der Kirche wehen die Fahnen der Krieger! Neben dem Festschmucke des priesterlichen Kleides strahlt das Goldgewand der weltlichen Behörden! Die Straßen haben sich in Blumenbeete verwandelt! In den Kirchen frohlockt und jauchzt die Orgel! Unter freiem Himmel schallen die Klänge schmetternder Musikchöre, und über Allem dem erbebt die Luft von dem Donner des Geschützes! — Und Wem gilt dieser Jubel? — Hält etwa ein König seinen Triumph-Einzug? — Nein! — Die Glockentöne sind zu gewaltig, die Menschenstimmen zu begeistert, der allgemeine Jubel zu feierlich, und was sollen die Altäre im Feierschmucke mitten auf den Straßen? Ja — Der Jubel gilt einem Erhabeneren als einem Erdenherrscher. — Und Wem gilt er? — Siehe! — Während wir so fragen, wird's plötzlich stille — es erschallt eine Stimme, die in majestätischem Choraltone den Anfang des Evangeliums nach St. Matthäus kündet und den schweigenden Tausenden die frohe Botschaft singt: daß Jesus Christus Mensch geworden und unser König ist. Die Evangeliumsworte sind verklungen, aber aus allen Herzen drängt sich freudiger Dank für die frohe Botschaft des Königthums Jesu. Es wird wieder stille, und Alles horcht auf den Anfang des Evangeliums nach St. Lukas, der bedeutungsvoll das Priesterthum des Herrn in seinen ersten Worten feiert. Und ein unendlicher Freudensturm der erlösten Seelen übertönt hier die Glockenfeier, den Geschützesdonner. Es wird abermals stille, und der Anfang des Evangeliums nach St. Johannes verkündet uns die Gottheit des Wortes, daß es Fleisch geworden und unter uns gewohnt. Jetzt weiß ich, wem die militärischen Ehrenbezeugungen gelten — sie gelten Jesu Christo, unserm Könige; jetzt weiß ich, zu wessen Preis die Stimmen der Glocken und Menschen schallen — zum Preise der Lehrerstimme Jesu; jetzt weiß ich, wen die Priestergesänge, der Schmuck der Priester und der Altäre verherrlichen — Jesum Christum, unsern Hohenpriester; jetzt weiß ich vor wem die Kniee gebeugt, die Fahnen gesenkt, und wem alle Festlichkeiten dargebracht werden — Jesu Christo, unserm Gott.

Es ist also Jesus Christus unser König, unser Lehrer, unser Priester, unser Gott! So rufen uns zu, und zwar:

1. Die tausendjährigen Gewaltstimmen der Evangelisten.

2. Hier das hochheilige Altarssakrament selbst.

1. Die Anfänge der vier Evangelien zeigen Jesum Christum als unsern König, Lehrer, Priester, Gott. Das Evangelium des heiligen Matthäus hat am Eingange das Stammregister des Heilandes, zeigt uns demnach seine menschliche Abkunft, weßhalb auch der heilige Matthäus auf dem Bilde eine menschliche Gestalt neben sich hat. Nun aber wird die Abkunft Jesu dem Fleische nach durch die Reihe der jüdischen Könige hindurch geführt, und eben als das letzte Glied der erhabensten Geschlechtsfolge, als gleichsam die ewige Blüthenkrone königlichen Stammes und königlicher Aeste — erscheint Jesus Christus der Zielpunkt des merkwürdigsten Geschlechtsregisters. Und so ist denn Jesus Christus König, und es ist kein Spott und keine Lüge, was über dem Kreuzthrone steht: „Jesus von Nazareth, der König der Juden!“

Das Evangelium des heiligen Markus fängt mit den Worten des erhabenen Isaias an: In der Wüste ruft eine Stimme: „Bahnet den Weg des Herrn, ebnet seine Pfade!“ Zwar beziehen sich diese Worte zunächst auf den heiligen Johannes, den Täufer; allein wenn die Johannesstimme schon so mächtig in der Wüste erscholl, müssen die Worte des Propheten nicht um so mehr die Stimme des Löwen von Juda, wie Jesus prophetisch genannt wird, bezeichnen, die Löwenstimme, die in der Wüste der Welt nicht mehr vom Bahnen und Ebnen des Weges zum Herrn, wohl aber erquickender gerufen: „Ich bin der bahnende und ebnende Weg, die Wahrheit und das Leben!“ Die Johannesstimme verstummt vor den Worten des Wortes und stammelt nur noch: „Ich bin nicht würdig, niedergebeugt ihm die Schuhriemen zu lösen! Ich habe mit Wasser getauft; er aber wird euch mit dem heiligen Geiste taufen!“ Ehe nun aber Jesus die eigentliche Taufe des heiligen Geistes verordnete, taufte er mit „seinen Worten, voll Geist und Leben.“ Diese Stimmengewalt, womit St. Markus sein Evangelium, geheimnißvoll hindeutend auf die Lehrgewalt des fleischgewordenen Wortes, beginnt, erwarb ihm als evangelistisches Sinnbild — den Löwen.

Der heilige Lukas beginnt das Evangelium mit dem Priesterthume des Zacharias; er beginnt sonach mit dem Schatten des alttestamentlichen Priesterthumes, um auf die Morgenröthe und den vollen Sonnenglanz des neutestamentlichen, des am Kreuzaltare vollendeten hinzudeuten. Da das erlösende Priesterthum des Heilandes der Hauptzweck

aller Evangelien ist, St. Lukas aber durch den Priester Zacharias in den ersten Worten seines Evangeliums schon an den ewigen Hohenpriester erinnert, so hat dieser Evangelist als besonderes Unterscheidungszeichen ein Opferthier in seinem Bilde. —

Endlich ist es Johannes, der sich im Adlerfluge über alle Himmel hinüberschwingt, auf dem Throne des Ewigen das Wort bei Gott schaut, in stürmender Eile, gleichsam als könnte die geschaute Herrlichkeit seinem innern Blicke entschwinden, herniederrauscht, nach dem Griffel greift und schreibt: „Gott ist das Wort. Alles ist durch dasselbe gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht von Allem, was gemacht ist. Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit gleich des Eingebornen vom Vater voll Gnade und Wahrheit." Ein feierlicher Schauer durchrieselt unsre Seele, so oft wir nur die ersten Worte dieses Evangeliums vernehmen. Die drei ersten Evangelien können wir stehend anhören, aber sowie wir die Worte hören: „Im Anfang war das Wort," da beben wir schon, und wenn wir nun erst vernehmen, daß uns das Wort genaht und Fleisch geworden ist, da vermag das zitternde Knie sich nicht länger zu halten, es beugt sich zum Staube und betet an die Herrlichkeit gleich des Eingebornen vom Vater voll Gnade und Wahrheit.

Und so steht denn Jesus gleich am Anfange der Evangelien als König, Lehrer, Priester und Gott; allein das heutige Fest drängt uns diese Eigenschaften Jesu nicht sowohl aus den Evangelien der Schrift, als vielmehr aus dem hier in Brodsgestalt gegenwärtigen Evangelium kennen zu lernen. Wir eilen also von den Worten der Evangelisten zum Worte in Brodsgestalt.

II. Das heilige Altarssakrament überzeugt uns, daß Jesus Christus unser König ist.

Wie ist das möglich? Wo ist eine königliche Auszeichnung, wo Zepter, Krone und Purpur? Ich sehe ja nichts, als eine einfache Brodsgestalt! Wie? macht denn Zepter, Krone und Purpur den König aus? Nicht die Zeichen der Macht sind die Macht selbst. Hier im allerheiligsten Altarssakramente ist die königliche Gewalt, wenn auch die Abzeichen fehlen; denn hier fleht der Traurige, und siehe! seine Leidenslast wird leicht, sein Schmerzenjoch süß, ein mächtiger König gebietet hier den Stürmen der Trübsale, und es tritt große Stille ein. Hieher schleppt der Kranke seinen morschen Körper, vertrauungsvoll blickt er zu Dem empor, der einst allen Krankheiten gebot, und neues Heil kehrt in die geschwächten Glieder zurück. Wo sind die irdischen

Könige, welche dieß vermöchten? Hier zittert der Sünder, der Frevler und die Hölle. Mit mächtigen Heeren, in Pracht und Hoheit müssen oft Könige erscheinen, um ihre Gewalt, ihr Ansehen geltend zu machen, und hier ist eine so kleine Brodsgestalt, vor der sich der Bösewicht unwillkührlich im Innern fürchtet, wenn auch sein Aeußeres, sein freventliches Betragen in der Nähe Gottes seine Gewissensstürme verbirgt. Es ist also hier ein ganz eigenthümlicher König, der seine geheimnißvolle Gegenwart dem wachen Gewissen fühlbar kund thut, wenn er gleichwohl seine Majestät in den Schleier der Brodsgestalt hüllt.

Aber auch die Gegenwart unsers Lehrers verehren wir im allerheiligsten Altarssakramente. Man fragt: Ich höre ja keine Stimme, ich sehe keine Eröffnung des beredten Mundes, keine Begeisterung in strahlendem Angesichte! Ach! Muß denn immer Stimme, Mund und Begeisterung predigen? Es ist wahr, die Stimme des fleischgewordenen Wortes schweigt hier, aber das Wort spricht schon durch seine Gestalt. Nicht mit der Donnersprache der Züchtigung, nicht mit der Majestät erschütternder Beredtsamkeit, nicht mit erhabenen Worten der Bergrede spricht Jesus hier zu uns, er sitzt nicht da mit ausgestreckter Hand und blendendem Antlitze, aber eben das, daß er sich nicht damit begnügte, Knechtsgestalt angenommen zu haben, sondern sich sogar bis zur Brodsgestalt verdemüthigt, das — sage ich, ist eine laute und ewige Rede, die uns die göttliche Demuth besser lehrt, als aller Lehrer Lehren. Der Unendliche engt seine Allmacht und Unendlichkeit in die unbedeutende Gestalt irdischen Brodes, und wir wollten uns vor Stolz aufblähen und mit frechem Scheitel die Gestirne berühren? In stummer Brodsgestalt lehrt Jesus Christus Leben, ewiges Leben, denn wer von diesem Brod ißt, wird leben in Ewigkeit. Ein ganz eigener Lehrer ist Jesus im allerheiligsten Altarssakramente. Ihr Seligen da oben im Himmel, die ihr jetzt den Heiland ohne Schleier anbetet, ihr habt es erfahren, welch' eine Schule der Tabernakel ist, da ihr die Stunden der Mitternacht am Altare durchwachtet; hier neben der Wohnung der Weisheit wuchs der Baum eurer Erkenntniß, hier neben dem ewigen Lichte der Liebe flammte euer Gefühl, hier vom lebendigen Brode erhieltet ihr die Speise Jesu — die Erfüllung des Willens des himmlischen Vaters. Hatte die Tagessonne euch zur Arbeit eurer Hände geleuchtet, so leuchtete zwischen dem Abendschimmer und dem Morgenroth eurem Geiste vom Altare herab die Sonne der Gerechtigkeit, und vor euerm Gott in Brodsgestalt wußtet ihr oft nicht, daß es auf Erden Nacht gewesen, und wie der Tag schon so schnell wiedergekehrt! Ja, ein wunderbarer Lehrer ist Jesus im heiligen Al-

tarssakramente, er schweigt, und lange Nächte werden bei seinem beredten Schweigen vor dem Altare zu Minuten. Ja das ist wunderbar! Aber kann es bei einem so wunderbar gegenwärtigen Lehrer anders seyn?

Das heilige Altarssakrament zeigt uns ferner unsern Hohenpriester. Eine Gabe sehe ich wohl, die man, weil sie die Gestalt des Brodes hat, als ein Opfer nach Ordnung Melisedechs ansehen kann, aber wo ist der Priester? Schließet euch hier, ihr körperlichen Augen! wo Alles so geheimnißvoll und geistig ist! Oeffnet euch, ihr Augen des Geistes! Sehet ihr nicht die durchbohrten Hände und Füße, die durchstochene Seite, das zur Erde geneigte Haupt, um ihr gleichsam den Erlösungskuß zu geben? Zweifler, lege die Finger deines Geistes in diese verklärten Nägelwunden, lege die Hände deines Geistes in diese Seite, und zweifle nicht mehr, glaube. Glaube an den Hohenpriester, der sich selbst als Opfer darbringt — für deine Schuld. „Das ist mein Leib, der für euch dargegeben wird!“ „Das ist mein Blut, das für euch vergossen wird.“ So heißen die Opferworte des Hohenpriesters am erhabensten Mahle vor der leidenvollsten Erniedrigung. Hier ist dieser Leib, hier ist dieses Blut, der geopferte Leib des höchsten Priesters, das heiligste Blut der ewigen Versöhnung, nicht Abels Blut, das um Rache — es ist des Hohenpriesters Blut, das um Erlösung schreit — um Erlösung aller Sünden aller Welttheile.

Endlich sehen wir hier das Wort, welches im Anfange bei Gott war; zwar sehen wir nicht seine Herrlichkeit, aber seine Fülle der Gnade und Wahrheit. Wo ist eine Speise, deren Kraft uns für eine Ewigkeit erhalten, wo ist ein Mensch, wo ein Engel, der uns ewige Freuden, ewiges Leben geben könnte? In dessen Hand also die Ewigkeit liegt, wer der geschaffenen Menschenseele Unsterblichkeit verleihen kann, der kann nur Gott seyn.

Nun aber wird Derjenige ewig leben, der hier von diesem Brode ißt. Das ist das Brod, welches vom Himmel herabgekommen. Wer es ißt, wird durch es leben. Und so ist denn hier Gottes Wohnung unter den Menschen, so hat denn der Himmel keine wesentlichen Vorzüge vor der Erde, weil eine einfache Brodsgestalt hier auf Erden Denjenigen verbirgt, welchen alle Himmel nicht umfassen können. So stehen wir denn hier vor unserm Gott. Die Cherubim verhüllen mit ihren Flügeln ihr heiliges Antlitz und beugen sich, und wir wollen unser sündiges Auge nicht niederschlagen, unsre Knie nicht vor Dem beugen, der die zitternden Engel einst gerichtet, und die bebende Menschheit richten wird?

Es ist also unser König, der von hier aus seine milde Herrschaft über uns übt; es ist unser Lehrer, der schweigend mächtig zu uns spricht; es ist unser Priester, der im unblutigen Opfer uns hier versöhnt; es ist unser Gott, der mit seiner Gottheit die Menschen speist zum ewigen Leben. Nun ist meine Seele ruhig. Mag ich auch getrennt werden von meinen Lieben, und sollte es jenseits der Meere seyn, so vereinigt mich mit ihnen Ein göttliches Band; derselbe Jesus, der in Brodsgestalt mein Herz erquickt, spricht denselben Trost zum Herzen meiner von mir entfernten Freunde, und so führt das heiligste Altarssakrament unsre Seelen an Einen Tisch, wenn auch die Leiber durch himmelhohe Gebirge, durch Weltmeere geschieden sind. Darum Muth, ihr Eltern! Wenn ihr die euch anvertrauten Ebenbilder Gottes in die Gefahren der Welt hinaussenden müßet; es ist ein mächtiger König, der sie an seinem Tische mit kräftigerer Speise erquikt, als ihr es vermochtet; es ist ein gewaltiger Lehrer, der zu ihrem jugendlichen Gewissen sprechen wird; es ist der höchste Priester, der ihre beweinten Vergehen sühnt; es ist ihr Gott, der ihnen Speise gibt, damit sie davon essen und ewig leben! —

Nach Pfingsten wird das Frohnleichnamsfest gefeiert, damit der angekommene Geist uns die Erkenntniß dieses heiligen Geheimnisses vermehre und mit seinen Flammen unsre Liebe zu Jesus in der Brodsgestalt entzünde. Ja, dieser Geist werfe seine Gluten in unsre Herzen, sende sein Licht in unsern Geist, damit wir immer lebhafter hier unsern König, Lehrer, Priester und Gott vor Augen sehen und in unsern Handlungen uns als seine gehorsamen Unterthanen, aufmerksamen Jünger, ewig Versöhnten und seine ihm ähnlichen Kinder darstellen.

Und so fallen wir denn hier im Staube nieder vor dir, in Brodsgestalt gegenwärtiger Gott! Mit Engelbrod hast du uns gespeist, mit deinem Blute getränkt, mit den Flammen deines Geistes übergossen! Unser Dank sey so ewig wie deine Liebe; laß uns dir stets so gegenwärtig seyn, wie du es uns bist, und speise deinen Staub mit deiner ewigen Herrlichkeit! Gott, der du uns unter dem wunderbaren Sakramente das Gedächtniß deines Leidens hinterlassen hast, verleihe uns, die heiligen Geheimnisse deines Leibes und Blutes also zu verehren, damit wir die Früchte deiner Erlösung in uns ohne Unterlaß empfinden; der du lebst und regierst mit Gott dem Vater in der Einheit des heiligen Geistes, Gott! von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen. —

6. Rede,

gehalten in der Domkirche zu Breslau am Erntedankfeste von Dr. H. Förster, Domherrn, Domprediger 2c. 2c.

Suchet den Herrn und seine Kraft: suchet sein Angesicht alle Zeit. Gedenket seiner Wunder, die Er gethan, seiner Zeichen und der Gerichte seines Mundes. I. Buch der Chronika 16, 11, 12.

Das ist des Christen Wesen und Walten, meine Geliebten! daß er überall den Herrn sucht und seine Kraft, daß er vor seinem Angesichte lebt allezeit und seine Wege zu wandeln und seine Absichten und Schickungen zu würdigen und seine Zwecke zu fördern unausgesetzt bemüht ist. Und wie leicht macht dieß Gott einem jeden aus uns, indem Er fort und fort zu uns redet und uns lehrt und mahnt und tröstet und warnt und hinweist auf das Eine, was noth ist, in den verschiedensten Sprachen. O daß wir guten Willen hätten zu hören, zu verstehen, zu folgen!

Der Herr redet mit uns durch seine Kirche, und wie klar und verständlich, und wie trostvoll und erwecklich ist seine Sprache! Durch sie weiht und segnet Er unsers Daseyns Anfang, durch sie geleitet Er uns durch's Leben, durch sie heiligt Er noch unser Scheiden.

Der Herr redet mit uns durch das Gewissen, und wie beharrlich und unermüdlich ist diese Sprache! Auch wo wir nicht hören wollen, sie läßt sich nicht abweisen und lobt und tadelt und erhebt und straft ohne Unterlaß je nach unserm Trachten und Wirken.

Der Herr redet mit uns durch seine Schickungen, und wie gewaltig und erschütternd ist diese Sprache! Auch die im Taumel der Welt erblindet und taub geworden und erlahmt sind: wo die Gewalt höherer Verhängnisse sie ergreift im Tumulte ihrer Sinnlichkeit, da müssen sie erweckt werden zum Sehen, Hören und Wandeln nach des Herrn Willen.

Der Herr redet mit uns durch die Natur, und wie sanft und lieblich, und wiederum wie ernst und kräftig ist diese Sprache! Die Himmel erzählen die Wunder Gottes, und das Firmament verkündet seiner Hände Werke!

Diese letztere Sprache zu vernehmen seyd ihr heute geladen, meine Geliebten! Das Fest, das wir feiern, weiset darauf hin. Denn wenn in sanften Lüften uns Gottes Hauch anweht, und in den Donnern

aus der Höhe die Kraft seiner Stimme zu uns herabtönt; wenn im Frühlinge die neu erwachende Fruchtbarkeit uns des Schöpfers ordnungsvolles Walten verkündet, und im Sommer die reiche Fülle des reifenden Segens aller Art uns seine unerschöpfliche Güte bezeugt: was predigt uns im Herbste die Zeit der Ernten? Darum habe ich euch heute mit den Worten des Chronisten begrüßt: „Suchet den Herrn und seine Kraft; suchet sein Angesicht allezeit. Gedenket seiner Wunder, die Er gethan, seiner Zeichen und der Gerichte seines Mundes." Auch in der Natur suchet den Herrn und seine Kraft! Auch dort schauet sein Angesicht und gedenket seiner Wunder und der Zeichen, die Er thut. Groß sind sie allezeit, nie größer als zur Erntezeit; herrlich leuchten sie allezeit, nie herrlicher als zur Erntezeit; laut predigen sie uns allezeit, nie lauter als zur Erntezeit. Und was predigt uns denn die Erntezeit? Sie predigt

unserm Herzen Dankbarkeit,
unserm Leben Vergänglichkeit,
unsern Kräften Anstrengung,
unsern Mühen Ruhe,
unserer Ruhe ewiges Erwachen.

Vernehmt diese Predigt und bittet Den, der uns in seiner Menschheit gelehrt hat, Gottes Sprache überall zu vernehmen und zu verstehen und zu unserm Heile zu benützen, bittet Ihn um seinen Beistand und Segen für diese Stunde.

Die Erntezeit predigt unsern Herzen vorerst Dankbarkeit; denn was läge uns näher, meine Geliebten! als im Hinblik auf den Segen der Felder unsere Hände und Herzen dankend zu Dem zu erheben, der das Gedeihen gegeben hat. Zwar ist jede Stunde gezeichnet mit den Wohlthaten seiner Liebe, alle Morgen thut seine Vaterhand sich auf zum Heile der Lebendigen, und von den Segnungen dieser Hand zeugen alle Jahreszeiten, der Herbst aber am sprechendsten und rührendsten und überzeugendsten. Oder wollt ihr euern eigenen Mühen, eurer Arbeit, eurer sauren Anstrengung beimessen, was ihr gewonnen, und darin nichts weiter sehen, als den verdienten Lohn? „Du sollst wissen, daß du nichts kannst aus dir selber, damit du nicht undankbar werdest", sagt der hl. Augustin. Wohl kann nicht ernten, wer nicht gesäet, und nicht sammeln, wer nicht ausgestreut hat; denn das ist der Vorzug vernünftiger Wesen, daß sie berufen sind, dem gro-

ßen Hausvater in die Hände zu arbeiten und somit ihr Theil zur allgemeinen Erhaltung mit beizutragen. Wer aber gibt Fruchtbarkeit und Gedeihen? Wer Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit? Seyd ihr im Stande einen einzigen Halm wachsen zu lassen? Seyd ihr im Stande gegen die Gewalt verheerender Gewitter eure Aecker zu schützen? Oder könnt ihr von Gott als eine Schuldigkeit erwarten, daß Er's thue? Fast schien es, daß ihr durch eine Reihe fruchtbarer Jahre vergessen hättet, wie es auch anders seyn könne. Darum, meine Geliebten! hat euch der Herr in diesem Jahre eine Ahnung davon gewinnen lassen. Gezeigt hat er euch, was aus euern Aeckern und Wiesen werden kann, wenn er seine Wolken verschließt, und was ihr aus euern Mühen gewinnt, wenn Er seine Wasser gefesselt hält. Gezeigt hat er uns Allen, daß wir nichts vermögen durch all' unser Sorgen ohne Ihn, und daß ein Wink von Ihm alle unsere Arbeit zu Schanden macht. Gezeigt hat Er es uns, aber nur von Ferne, um, wie ich sagte, uns eine Ahnung gewinnen zu lassen; denn da die Noth groß geworden, kam seine Hilfe und lehrte von Neuem, daß Gottes Liebe größer ist als unsere Unwürdigkeit, und sein Erbarmen größer noch als unsere Sünden. Wir haben gesammelt und geerntet und mehr, als die Genügsamkeit bedarf, viel mehr. Und wie kommen wir dazu? Wohin Gott Mißwachs gesendet oder Hagelschlag oder versengende Hitze, da sind ja auch Menschen und nicht schlechtere als wir, und Gott ihnen Vater wie uns, und ein liebender Vater. Habt ihr das bedacht? Da ihr die erste Garbe geschnitten, habt ihr dankend zum Himmel aufgeblickt? Da ihr den letzten Erntesegen geborgen unter euerm Dach, habt ihr mit euerm ganzen Hause Gott gepriesen und verherrlicht? Da ihr das erste Brod des Jahres gekostet, habt ihr in Andacht die Hände gefaltet und auf dem Altare der Wohlthätigkeit den Armen gespendet zum Lobopfer für den höchsten und liebevollsten Spender unsers täglichen Brodes? Habt ihr's? — O, wenn ihr's nicht gethan, mit welcher Beschämung, aber auch mit welch gedoppelter Innigkeit müßt ihr dann heute den Vater preisen am Ernte-Dankfeste und seinen Namen verherrlichen durch Wort und That, in Lauten und Werken der Liebe!

Thut das, meine Geliebten! Wer weiß, wie oft ihr noch die Erntezeit erlebet und das Ernte-Dankfest feiert mit euern sterblichen Brüdern; denn die Vergänglichkeit ist es, welche die Zeit der Ernte noch ferner unserm Leben predigt. Können wir uns an die Schönheit des Frühlings erinnern, an das Blüthenkleid der Fluren; können wir des Sommers gedenken und seines Reichthums auf den Aeckern und Wiesen und in den Gärten, ohne zu fragen, wo ist das Alles hin? Können

wir die Fluren kahl und leer, die Bäume grau und leblos werden und das volle frische Leben in der Natur ersterben sehen, ohne mit Salomo auszurufen: „Alles ist eitel und gehet vorüber!“ Können wir die Schwalben fliehen sehen und die Zugvögel alle, die wir vor wenigen Monden so freudig begrüßt haben, ohne an die Flüchtigkeit unsers Lebens gemahnt zu werden? Wie schnell hat der Frühling geendet und der Sommer! wie bald ist es Herbst geworden, und wie verändert erscheint in diesem Kleide die Erde! Ist es anders mit unserer eigenen Natur, mit unserm Leben? Gibt es eine indringlichere Predigt unserer Vergänglichkeit? Wie dort, so geht auch euch, Jünglinge und Jungfrauen, eures Lebens Frühling vorüber; ehe ihr daran denkt, steht ihr in des reifern Alters regsamer Kraft, und die Pflicht verdoppelt ihre Forderungen. Wohl euch, wenn ihr sie hört, denn schnell ist auch diese Zeit vorbei; es wird kahl und immer kahler, öde und immer öder auf eurer Pilgerung; die Kräfte ermatten, die Augen trüben sich, die Haare bleichen, die Wärme verdünstet. O ihr Thoren! was täuschet ihr euch, die ihr meint, es währe noch lange und es müsse noch lange währen, was so eilig vorüber flieht. O ihr Kurzsichtigen! was betrüget ihr euch, die ihr sorget um so vielerlei Dinge, welche euch nicht bleiben können, und eure Blicke und Herzen dem zuwendet, was euch nur auf wenige Jahre geliehen ist. Auch das Leben hat seine Jahreszeiten, und je weiter ihr vorschreitet in diesen Jahreszeiten, um so schneller entfliehen sie euch. Es kommt die Zeit, da, wie die Blumen verblühen und das Laub verdorrt, euer Leben vergeht und nichts bleibt, als was seine Wurzel gefaßt tief im Boden des Glaubens, der Tugend und Gottseligkeit. Es kommt die Zeit, da, wie in der Natur, so im Leben die Thätigkeit endet und alles Wirken aufhört. — Darum, meine Geliebten! predigt die Erntezeit unsern Kräften noch

rege Anstrengung, so lange wir sie anstrengen können. Betrachtet, meine Geliebten! in diesen Tagen die Aecker und Felder. Welch ein Mühen und Arbeiten! Welche Anstrengungen der Menschen und Thiere, um die Aussaat für eine kommende Ernte zu vollenden! Und warum dieses größere Mühen und Anstrengen? Darum, weil die Tage immer kürzer werden, und die Lüfte immer rauher, und der Boden immer schwieriger zur Besämung. Wie lange währt es noch, und Alles ist kalt und starr. Hat gar der Sommer manches Versäumniß gebracht, wie müssen die Kräfte nun doppelt sich regen, das Unterlassene einzubringen, da der Winter vor der Thür steht.

Welche Lehren für uns, meine Geliebten! die wir Alle Landbauer sind, ob auch auf verschiedenem Acker; denn, was dem Landmanne

sein Feld, das ist dem Handwerker seine Werkstätte, dem Beamten sein Arbeitszimmer, dem Künstler, dem Kaufmanne, dem Gelehrten der Umfang seiner eigenthümlichen Berufspflichten; das ist dem Weibe ihr Haus, der Mutter, dem Vater die Erziehung, dem Bürger sein Heimathland, dem Christen der Kirche heiliger Boden. Drum, an Alle richtet die Erntezeit die Mahnung: „was du thun willst, das thue bald." Säet aus in die Herzen eurer Kinder den Samen der Tugend und Gottesfurcht, ehe die rauhen Winde der Welt sie verhärten, ihr Eltern! Leget Hand an das Heilswerk eurer Buße und Bekehrung, ehe es zu spät wird, ihr reuigen Sünder! Holet nach an Werken der Liebe, der Tugend, der Berufstreue mit aller Anstrengung eurer Kräfte, ihr Säumigen! die ihr so Vieles unbestellt und unbefriedigt hinter euch gelassen habt; denn der Halm, der gestern noch grün und aufrecht stand, ist heute schon welk zu Boden gesunken. Bestellet, „weil es noch Tag ist, ehe die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann," bestellet euer Werk, das euch der große Hausvater aufgetragen hat, ihr Pilger allzumal! Denn mit jeder Sonnenneige wird es rauher und winterlicher auf eurem Wege, und bald ist Alles mit Schnee und Eis bedeckt. Ach, wie Viele, die diesen Ruf alljährlich vernommen und ihn nicht beherzigt haben, klagen und weinen, wenn es zu spät ist! Wie viele bekümmerte Eltern, die den Sinn der Kinder nicht mehr zu beugen im Stande sind! Wie viele leichtfertige Sünder, in deren erstarrtes Gemüth die Wärme des Evangeliums nicht mehr einzudringen vermag! Wie viele säumige Menschenfreunde, welche die Klagen der Unglücklichen lange ohne Rührung angehört, und mit der Hilfe erst gekommen sind, da die Zeit zur Rettung vorüber war! Wie viele Ungetreue in ihrem Berufe, die das Feld ihrer kräftigen Wirksamkeit gänzlich haben verwildern lassen! Der Herbst des Lebens ist gekommen und mit ihm die Unmöglichkeit, das Versäumte gut zu machen. Darum hört die Mahnung, welche diese Zeit euch gibt, und reget die Hände und gebrauchet die Kräfte und strengt euch an, zu thun und zu fördern, was Bestand hat vor dem Herrn. Oder fürchtet ihr die Anstrengung, weil sie zu groß erscheint, und wünscht ihr die Ruhe nach unruhvollen Tagen? Auch sie wird kommen, auch

Ruhe nach langem aber redlichem Mühen predigt euch die Zeit der Ernte. — Betrachtet die Natur! Immer kürzer werden die Tage, immer länger die Nächte, als wollten sie zur Ruhe winken. Der Baum, der Blätter und Früchte getragen, hat seine Lasten abgeschüttelt, er treibt nicht mehr. Die Fluren, die euch ihre Garben geboten, haben

ihr Kleid abgelegt, sie ruhen. Tausend lebendige Geschöpfe lagern sich jetzt wieder zum langen Winterschlafe. Wie viel liegt darin für den Menschen, wie viel Hinweis und Trost! Nicht immer soll des Lebens Unruh währen, es kommt eine Zeit der Stille und des Friedens. Nicht immer soll der Schweiß der Arbeit von der Stirne rinnen, es kommt ein Abend mit erquicklicher Kühle vom Himmel herab. Nicht immer soll des Tages Hitze beugen und das Leben beschweren, es winken kühlende Schatten dem getreuen Arbeiter zu. Dem getreuen, meine Geliebten! O, daß wir getreu erfunden würden! Der Müden sehe ich wohl viele und der Gebeugten, die unter der Last der Arbeit lange geseufzt; aber daß alle getreu erfunden würden! Wie sanft würdet ihr dann ruhen! Sanfte Ruhe aber geben nicht die Ehren, nach denen ihr geizt; nicht die Freuden, die sinnlichen, nach denen ihr hascht, nicht die Besitzthümer der Erde, deren ihr nicht genug haben könnt. Sanfte Ruhe gibt ein unverletztes Gewissen, ein lebendiger Glaube und eine gläubige Tugend; sanfte Ruhe gibt ein Leben voll Liebe, Geduld und Gottseligkeit. Darum, wohl euch, ihr Getreuen in Amt und Beruf, die ihr bebaut das Feld der Wahrheit, der Tugend, der Gerechtigkeit! Ihr mögt wohl viel Arbeit gehabt haben und viel Undank und Verkennung dabei! Aber seyd getrost, es folgt der Friede für euch und für euern Namen die Achtung und Ehrfurcht aller Guten und Edlen. Wohl euch, ihr Väter und Mütter, die ihr den Kindern gewesen, was ihr seyn solltet! Ihr mögt wohl viel Mühe und Kümmerniß gehabt haben, aber seyd getrost, es folgt die Zeit der Ruhe, und in die Ruhe folgt euch die Liebe, die Dankbarkeit, das Gebet derer, die euch Gott gegeben, und die ihr für Gott gebildet und erhalten habt. Seyd auch getrost, ihr Armen, die ihr das Ende eures Mangels und eurer Mühseligkeit nicht absehen könnt! In Dessen Armen die Welt ruht, in Dessen Armen werdet auch ihr ruhen von den Sorgen des Lebens. Seyd getrost, ihr täglich geplagten Brüder, die im Dienste ihrer Lebensaufgabe ihre Kräfte aufreiben und recht zu Müh und Arbeit ausersehen scheinen! Der Tag, dessen Sonne euch auf's Haupt brennt, neigt sich, es wird Abend, und der Abend nimmt euch euer Joch ab und bettet euch zur Ruhe. Seyd getrost, ihr Kranken und Leidenden, die den Tod herbeiseufzen und nicht finden können! Er kommt, er kommt gewiß, wie ihn der Vater der Welt in die Natur sendet, so wird Er ihn euch senden; darum haltet euch bereit, denn des Winters Anfang, den wissen wir wohl, aber des Vaters Ruf, den wissen wir nicht, ob er am Abend ertönt oder um Mitternacht, ob um Hahnenschrei oder um Morgen.

Und diese Ruhe, meine Geliebten! fürchtet ihr sie etwa, weil über der Pforte, die zu ihr führt, das Schreckenswort zu lesen ist: Sterben? Da höret abermal, was die Zeit der Ernte euch predigt: nach der Ruhe neues, ewiges Erwachen. Darum streut ja der Landmann in die ersterbenden Felder den Samen aus, weil er weiß, es lebet nicht fort, was nicht zuvor stirbt, und was stirbt, wird wieder aufleben. Die Todtenstille des Winters wird weichen, und ein neues Leben sich regen in allen Pulsen der verjüngten Schöpfung. Wo die kalte Hülle von Schnee, wie ein weites Leichengewand, die einsamen Fluren deckte, da werden grüne Saaten aufkeimen, da duftige Kräuter entsprießen und würzige Blumen sich entfalten. Das starre Eis der Flüsse wird wieder zur lebendigen Fluth, in welcher der Sonne Bild sich reiner spiegelt; in dem erwärmten Boden wimmeln von Neuem zahllose Geschöpfe, in der milden Luft ertönt wieder der Vögel munteres Lied, und auf der erwachten neu verklärten Erde bewegt sich ringsum ein frisches, fröhliches Leben. O schönes und doch so schwaches Bild des höhern, reinern Lebens, das unser wartet über den Gräbern! Was das Allmachtswort des Weltenschöpfers unbegreiflich zwar, aber doch unwidersprechlich und vor Aller Augen thut in der leblosen Natur, das wird er schöner und herrlicher noch an uns vollenden. Die Natur weist darauf hin, der Apostel bestätigt es, und Christus hat es uns durch seine Auferstehung zur unumstößlichen Gewißheit erhoben. Was du säest, sagt die Schrift, lebt nicht, es stürbe denn zuvor, und was du auch säest, so säest du nicht den Körper, der werden soll, sondern bloßes Korn, Gott aber gibt ihm einen Körper: — so wird der Leib gesäet in Verweslichkeit, auferstehen aber wird er in Unverweslichkeit; gesäet wird ein thierischer, auferstehen wird ein geistiger Leib.

Darum eilet, ihr Stunden des Erdendaseyns; entfliehe, du ernste, du kostbare Zeit; entschwindet, ihr flüchtigen Lebenstage; komm herein, du rauher Herbstwind, und wirf es nieder das ersterbende Bäumchen! Es wird aus der Tiefe von Neuem frischer und schöner in die Höhe wachsen und von seinem himmlischen Gärtner in jene Fluren verpflanzt werden, wo eine reinere Luft es umweht, und ein ewiger Frühling ihm lacht.

Dorthin blickt, wenn der Eingang zur Ruhe, bei allem Bedürfnisse darnach, euch dennoch bange macht; wenn ihr zagt bei dem Wörtlein Sterben; wenn ihr zittert bei des Grabes dunkler Tiefe. Dorthin

blicket mit dem Auge des Geistes, wohin der Meister uns vorangegangen ist.

Und sucht euer Blick das selige Land, wo ein dankbares Herz schöner und freudiger, als hier, den Vater im Himmel feiern und seine Gnaden preisen kann; wo keine Vergänglichkeit uns mehr raubt, was wir an einer ewigen Brust halten, wo keine Trennung die Herzen mehr auseinander nimmt; wo nach den Mühen Ruhe dem Wanderer wird, und nach den Sorgen und Leiden Friede, beseligender Friede, dem Vielgeprüften; wo auf die zeitige Aussaat die ewige Ernte folgt, und auf die kurze Werktags-Arbeit ein ewiger Lohn? O, meine Geliebten! schaut empor, wohin in klarer Sternennacht, die in dieser Zeit heller schon und reiner uns entgegenstrahlt, die Natur uns weist; denkt euch dort in jener Wunderwelt, zu der ihr in stillen, heitern Nächten nicht ohne fromme Begeisterung aufschauen könnt, denkt euch, dort sey unser Heimathland, lasset, von diesem Glauben erwärmt, euern Blick in jenem weiten, unendlichen Gebiete verweilen und versenkt euern Geist in den Gedanken: dort — ewig — im Vereine mit allen Guten und Edlen — im Anschauen Gottes und unsers Erlösers und Seligmachers, sollen wir weilen — wie tief werdet ihr dann die Wahrheit dessen fühlen, was der heilige Gregor sagt: „Schaue ich den Himmel an, wie schwindet mir die Erde!“ und was der heilige Augustin sagt: „Unsere Sehnsucht fliegt himmelwärts, wo wir, angekommen, sagen werden: Hier ist gut seyn, ich habe Alles und wünsche Nichts mehr.“

Meine Brüder und Schwestern in dem Herrn! Gott hat einen Tag gesetzt, an wechem er ein gerechtes Gericht halten wird über die Welt; das ist der große Erntetag, an dem ein Jeder empfangen wird, was er gesäet: „Wer auf das Fleisch gesäet, der wird vom Fleische Verderben ernten; wer auf den Geist gesäet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten!“

Für diesen Erntetag zu säen, zu sammeln, uns fertig zu machen, das ist unsere Aufgabe; darnach sollen wir streben durch all unser Thun und Trachten, auch hier und vor Allem hier, auch durch unser heutiges Fest. Und wir werden es, wenn wir von unserm Erntefeste heimkehren mit einem Herzen voll Dankbarkeit gegen Gott, der uns das Irdische gegeben, damit wir uns Freunde damit machen im Himmel; wenn wir heimkehren mit dem lebendigen Gefühle der Vergänglichkeit alles dessen, was die Welt uns bieten kann, — und unserer eigenen Vergänglichkeit; wenn wir heimkehren mit den heiligsten Ent-

schließungen für eine ausdauernde Treue in dem Tagewerke, das uns der Vater aufgegeben hat; wenn wir heimkehren mit dem Troste, daß der Friede, die Ruhe, die wir jetzt vergeblich suchen, einst um so süsser und erquicklicher seyn wird, je mühevoller wir ausgesäet haben; wenn wir heimkehren ein Jeder in das Seine in dem beseligenden Aufblicke nach jener ewigen Herrlichkeit, die kein irdisches Auge gesehen, kein irdisches Ohr gehört, und die in keines Menschen Herz gekommen ist, die aber Gott denen bereitet hat, die ihn lieben. Amen.

7. Rede,

gehalten im J. 1849 von Dr. Jos. Franz Allioli über die Frage: „Was hilft uns in der bürgerlichen Bedrängniß?“

Wo keine Offenbarung ist, da wird zügellos das Volk, wo es aber das Gesetz bewahrt, Heil ihm!

Sprüche Salomons 29, 18.

Ernst ist immer der Augenblick, der uns zu dieser Stunde zusammenführt; denn ein abziehendes Jahr, was gibt es nicht zu erwägen? ein neukommendes, was gibt es nicht zu wünschen, zu bitten?

Doch wie nicht ein Tag dem andern gleicht, so auch nicht ein Jahr dem andern! Manche fließen ruhig dahin und versprechen eine heitere Zukunft; andere dagegen werden in Stürmen verlebt und weisen auf weitere Stürme.

So ein stürmisches Jahr war das verflossene!

Große Uebelstände stellten sich in der Gesellschaft heraus, und was der aufmerksame Beobachter lange vorhergesehen hatte, ist zum Ausbruche gekommen. Die Völker erhoben sich wider ihre Fürsten und Herren und forderten die vorenthaltene Freiheit heraus. Hätten sie doch auch Maaß und Besonnenheit bewahrt! Aber das süße Wort hatte die Welt berauscht und die Leidenschaften entfesselt. Tumult folgte auf Tumult. Ehre, Eigenthum und Leben wurden angetastet, die bürgerliche Ordnung ward bis in ihre Grundvesten erschüttert, und eine Bewegung hervorgebracht, die noch nicht zum Ablaufe gekommen ist, die, wenn nicht geholfen wird, eine noch grauenvollere Zukunft herbeiführt.

Wo ist Hilfe?

Viele wollen helfen, flicken da und dort an dem schwer erkrankten Körper der Gesellschaft; aber weil sie den Grund des Uebels nicht sehen, können sie auch das gründliche Heilmittel nicht finden.

Und worin liegt der Grund des Uebels, des vergangenen und gegenwärtigen?

Worin seine Heilung?

Salomon, der gotterleuchtete König, hat nicht nur für seine Zeit, hat für alle Zeiten es ausgesprochen in den Worten:

Wo keine Offenbarung ist, da wird zügellos das Volk; wo es aber das Gesetz bewahrt, Heil ihm!

Das heißt:

Alle im Volke, Obrigkeiten und Untergebene, werden zügellos, verkürzen die Freiheit, überbieten die Freiheit, wenn sie die göttliche Offenbarung außer Acht lassen — wenn sie den Grund verkennen, auf welchen Gott die Gesellschaft gebaut hat: bewahren sie aber gehorsam das göttliche, auch für die Gesellschaft gegebene Gesetz, so kommt Heil über Alle, Heil über das ganze Volk.

Obrigkeiten und Unterthanen haben seit geraumer Zeit jene Grundlagen verkannt, auf welche der Herr nach seiner Offenbarung das Leben der bürgerlichen Ordnung gebaut wissen will. Darum ist all jenes Unglück über uns hereingebrochen. Wollen wir wieder heil und gesund werden, so müssen wir diese Grundlagen wieder gläubig erfassen, um unser bürgerliches Leben darauf zu bauen und den Grund zu einer neuen und bessern Zeit zu legen.

Wann wäre wohl ein schicklicherer Zeitpunkt, das Andenken an diese göttlichen Grundlagen der Gesellschaft zu erneuern, als eben in dieser Stunde, wo Alles sich zu erneuern anschickt, wo mit dem jungen Tage, der dem neuen Lichte zuwächst, unsere ganze Gesinnung sich erneuern und verjüngen soll, und ein neues Jahr seinen verhängnißvollen Kreislauf beginnt?

Lasset mich darum die Frage beantworten, welches die göttlichen Grundlagen sind, worauf der Herr die bürgerliche Gesellschaft gegründet wissen will, und wie wir dadurch unser bürgerliches Leben erneuern und verjüngen, unsere Zukunft neu gestalten können?

Vergesset, theure Christen, in dieser Stunde besonderes, persönliches Anliegen. Vieles hätte wohl Jeder von uns für sich zu erwägen, zu danken, zu bitten; aber wo, wie jetzt, allgemeine Bedrängniß für die Gesellschaft im Ganzen ist, da muß das besondere Bedürfniß schweigen, da gilt es vor Allem auf das Allgemeine zu sehen, um mitwirken zu können an der großen gemeinsamen Aufgabe, die kranke Gesellschaft zu heilen, oder wenigstens die eigene Seele dabei zu retten. Der Herr, von dem alle Hilfe kommt, sey uns auch jetzt helfend zur Seite!

*

Die Natur außer uns ist in vielen Dingen ein sicherer Wegweiser; denn sie trägt Gottes Spur. Wenn wir daher die Frage stellen: welches die göttliche Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft sey? so wollen wir vorerst auf die Natur, auf das gesellschaftliche Leben, das wir in ihr wahrnehmen, auf die Gesellschaften in der Thierwelt unsere Blicke richten. Was hält der Bienen, der Ameisen emsiges Volk in geordneter Gesellschaft beisammen? Was ordnet der Zugvögel reisende Schaar? Was leitet ihr Thun, daß die Einen diese, die Andern eine andere Aufgabe erfüllen, die Einen, wie wenn sie regierten, die Andern, als ob sie gehorchten, daß Eines nicht hindere das Andere, daß Alle zusammen friedlich sich nähren, vollständig ihr Ziel erreichen?

Es ist das Gesetz, das Gott ihnen eingegeben, ein Gesetz von Gott selber getragen!

Das ist der Fingerzeig der Natur! Steigen wir von der äußern Natur zur Menschheit auf, so kommen wir zu derselben Antwort; denn wie wird die bürgerliche Gesellschaft unter den Menschen zusammenhalten, daß die Einen anordnen, die Andern gehorchen, daß Diese Jenes, Andere Anderes thun, daß Alle im Frieden sich nähren und ihr Ziel zu erreichen suchen? — Nicht anders als durch das Gesetz! Der Unterschied besteht nur darin, daß das Gesetz in der äußern Natur seitens der Geschöpfe ein blindes und unwillkührliches, in der bürgerlichen Gesellschaft ein vernünftiges und freies ist: darin aber sind Natur und Menschheit sich gleich, daß wie in der Natur, so auch in der bürgerlichen Gesellschaft das Gesetz von Gott getragen werden muß, wenn es seine Bestimmung erreichen soll.

Daß das Gesetz die Seele der bürgerlichen Gesellschaft sey, daß nur durch das Gesetz friedliches Zusammenleben möglich werde, das, meine Christen, wird von Niemand bestritten, es müßten denn Wahnsinnige seyn. Daß aber das Gesetz von Gott getragen werden müsse, und wie es von Gott getragen werde, damit es seine Bestimmung erreiche, das wird nur von Wenigen anerkannt, und noch Wenigere handeln darnach. Gerade dieß aber, daß man das Gesetz von Gott trennt, daß man es los von Gott — gottlos macht, ist der faule Fleck unserer Gesellschaft, von dem all' unser Unglück herrührt. Wollen wir unsere bürgerliche Gesinnung erneuern und eine bessere Zukunft vorbereiten, so müssen wir diese göttliche Grundlage wieder gläubig anerkennen; nicht nur anerkennen, daß das Gesetz die Seele der Gesellschaft sey, sondern auch, daß es von Gott getragen seyn müsse, wenn es seine Bestimmung erreichen soll.

Das Gesetz, das bestehende, denn nur von diesem kann hier die

Rede seyn, soll von Gott getragen werden? Klingt das nicht sonderbar? Was will damit gesagt seyn?

Gott trägt das bürgerliche Gesetz, wenn es von göttlicher Gesinnung getragen wird, jener Gesinnung, die Gott in seiner Offenbarung für das bürgerliche Gesetz angeordnet hat.

Was hat Gott hiefür angeordnet?

Zweierlei:

1) daß das Gesetz in gläubiger Furcht vor dem lebendigen Gott geachtet,

2) daß es in der göttlichen Liebe vollzogen werde.

*

Ich sage erstens: Das Gesetz muß in gläubiger Furcht vor dem lebendigen Gott geachtet werden, wenn es von Gott getragen seyn, wenn die bürgerliche Gesellschaft eine göttliche Grundlage haben soll.

Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit (Eccles. 1, 16), und von ihr geht auch alle Achtung des Gesetzes aus. Wenn der heilige Petrus in seinem ersten Briefe (2, 17) den Christen die bürgerlichen Pflichten vorhält, beginnt er mit den Worten: Fürchtet Gott! Und worin besteht diese Furcht?

Diese Furcht besteht darin, daß wir das bürgerliche Gesetz wie von Gott empfangen ansehen, und daß wir uns von Gewissen wegen dazu für verbindlich erachten.

Der, welcher den lebendigen Gott fürchtet, weiß wohl, daß das bürgerliche Gesetz, der ganze gesetzliche Zustand, unmittelbar von Menschen kommt, und von Menschen, die dazu berufen sind, wieder abgeändert werden kann; aber er sieht darum das bürgerliche Gesetz, den verfassungsmäßigen Zustand nicht für ein bloßes Menschenwerk an. Da er Alles von Gottes Hand nimmt, da ihm kein Sperling ohne Gottes Wissen vom Dache fällt, erkennt er auch in heiliger Furcht den gesetzlichen Zustand als Gabe der Vorsehung an, und gleichwie er aus der Schrift weiß (Weisheit 1, 21), daß Gott Alles nach Maaß, Zahl und Gewicht erschaffen hat, so glaubt er auch, daß Gott jedem Volke das geeignete, bestimmte Maaß von bürgerlicher Ordnung zugewiesen hat, die zwar wachsen und sich entwickeln, aber nicht wesentlich sich verändern und verkehren soll. Diese heilige Furcht zügelt ihn also, aber sie flügelt ihn zugleich. Sie zügelt ihn, und hält ihn vom Verkehren und Umstürzen ab; denn eben weil er Gott fürchtet, vergreift er sich an seiner Gabe nicht. Sie flügelt ihn zugleich; denn weil er Gott fürchtet, hemmt er das göttliche Gesetz der Entwicklung nicht,

huldigt vielmehr dem zeitgemäßen Fortschritt, von Stillstand oder gar Rückschritt fern, und hält es nicht gegen die Achtung des Gesetzes, auf dem erlaubten Wege dem Besseren zuzustreben. Der, welcher Gott fürchtet, sieht in dem bürgerlichen Gesetz ein Gewissensgesetz, wofür er seinem ewigen Richter Rechenschaft zu geben hat; denn sein Gott hat es nach den Worten des Apostels ausdrücklich so geoffenbart (1. Petri 2, 17), und er unterscheidet darin nicht zwischen Groß und Klein, so daß er das Kleine nicht achtete; denn der Gott, den er fürchtet, hat auch das Kleine empfohlen (Luk. 16, 10). Und so achtet er im Gewissen das Gesetz überall, sey es auf dem Throne, sey es in der Rathsversammlung, sey es in der Gerichtsstube, sey es im Handel und Wandel, sey er Obrigkeit oder Unterthan, sey es in der Festhaltung der von Gott gegebenen Ordnung, sey es in der zeitgemäßen Entwicklung derselben, überall achtet er es in der Furcht des lebendigen Gottes. Und wohl ihm! Diese Furcht allein kann ihn in der Achtung des bürgerlichen Gesetzes erhalten; denn Alles, was man etwa an ihre Stelle setzen will, verfehlt seinen Zweck.

Mag Einer immer sagen, und wie Viele sagen es nicht in unserer gottarmen Zeit? „Ich achte das Gesetz um seiner selbst willen!“ Es ist wenig oder nichts mit dieser Achtung, sie hält nicht Stand. Denn wo kein heiliger Gott hinter dem Gesetze steht, verliert auch das Gesetz seine Heiligkeit und Achtungswürdigkeit. Mag Einer immer sagen: Meine Rechtlichkeit, mein Ehrgefühl, mein Streben nach dem Guten sind die Hüter meines Gesetzes!“ — Auch solche Achtung hält nicht an; denn diese Hüter sind ohnmächtige Götzen, die der Selbstsucht des Herzens und der Klügelei des Verstandes nicht widerstehen. Und mag Einer auch einen Gott hinter dem Gesetze sehen, ist es aber nicht der lebendige Gott der Offenbarung, vor dem man in kindlicher Scheu wandelt, mit dem man eine lebendige Verbindung unterhält, auf dessen Verheißungen man baut, dessen Strafen man fürchtet: so ist auch dieser Gott kein Hüter; denn mit einem Gott, den man selbst gemacht hat, findet man sich leicht ab, und mit der Achtung des bürgerlichen Gesetzes, des bürgerlichen Zustandes ist es bald aus. Es ist so, theure Christen, nehmet den lebendigen Gott aus der Gesellschaft hinweg, nehmet die Furcht vor ihm aus eurem Gewissen heraus — und die Achtung des Gesetzes hat ihre Grundlage verloren, das bürgerliche Gesetz wird zu einem bloßen Menschengesetz, an dem man nach Belieben rüttelt und schüttelt, bis es zuletzt ein Popanz ist, den man verachtet und verhöhnt; denn wo keine Offenbarung ist, wird zügellos das Volk, wo es aber das Gesetz achtet, Heil ihm!

Uebertreibe ich die Sache? Schauet nur in das Leben der Völker hinein und urtheilet selbst! Wie hat denn eines unserer Nachbarvölker, nachdem es die Furcht Gottes hintangesetzt, wie kein anderes, das bürgerliche Gesetz geachtet? In fünfzig Jahren hat es mehr als zehnmal dieses Gesetz vom Grunde aus geändert. Natürlich! Das Gesetz war nicht mehr durch die Furcht Gottes in's Herz gegraben, es war nur auf Papier geschrieben, wie es auch bedeutungsvoll nur — Papier, Charte hieß, und so war es aller muthwilligen Verachtung Preis gegeben. Und wie einst nicht Moses, sondern des Volkes verachtender Uebermuth die steinernen Tafeln des Gesetzes zerschlagen (2. Mos. 32), zum ewigen Vorbilde für alle Gesetze, die nicht auch in's Herz gegraben sind: so hat auch die gottlose Verachtung des Gesetzes jene Papier-Charten fast überall zuerst verstümmelt, dann zerrissen und vor die Füße der Fürsten und Völker geworfen!

O heilige Furcht! kehre du wieder in unsere bürgerliche Gesellschaft ein, mache du wieder achten unser Gesetz von Hohen und Niedern, achten als Gottesgesetz, achten als Gewissensgesetz! Sey du so wieder die göttliche Stütze unseres gesetzlichen Zustandes! So wirst du uns die Brücke zur andern göttlichen Stütze — zur Liebe bauen, die Alles vollendet!

*

Ich sage daher zweitens:

Soll Gott das Gesetz, den ganzen gesetzlichen Zustand tragen, so muß es nicht nur in gläubiger Furcht vor dem lebendigen Gott geachtet, es muß auch in der göttlichen Liebe vollzogen werden.

Die Achtung des Gesetzes aus Gottesfurcht führt schon zum Vollzuge des Gesetzes; denn wer das Gesetz Gottes wegen achtet, sucht es auch nach Kräften zu vollziehen; aber würde das bürgerliche Gesetz nur in der Furcht vollzogen, so wäre der Vollzug immer nur ein unvollkommener, vollkommen wird er nur durch die Liebe.

Welche Liebe verlangt Gott beim Vollzuge des bürgerlichen Gesetzes?

Gott verlangt dabei nicht nur eine Liebe, die sich auf Gott selbst bezieht und ihr Motiv aus seinem Willen nimmt, er verlangt zugleich eine Liebe, die sich thätig für den Nächsten zeigt, er verlangt eine dienende, sich aufopfernde Liebe; er verlangt, daß jeder Knecht sey des Andern, und daß dieser Knechtesdienst sich nur so unterscheide, wie sich die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft untereinander unterscheiden.

Sey das bürgerliche Gesetz, die bürgerliche Ordnung wie immer beschaffen, so gibt es eigentlich nur zwei Klassen von Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft — Vorstehende und Unterstehende, mag das Vorstehen in Amt und Würde oder in Gut und Besitz bestehen, also Vornehme und Niedere, Bemittelte oder weniger Bemittelte, oder Arme. Dieser Unterschied besteht immer und überall. Denn das ist die natürliche Anordnung Gottes, des Schöpfers, und die göttliche Offenbarung hat diesen Unterschied so wenig aufgehoben, daß sie vielmehr überall die bestehende Ehre und Würde, Gut und Besitz, welchen Namen sie auch haben, in Schutz nimmt, und die Hand eine frevelnde heißt, die eigenmächtig daran tastet. Führt ja der Gott der Offenbarung alle Gewalt, jede Menschenmacht auf sich, auf ihn selber zurück und erklärt, daß der, welcher der bestehenden Gewalt widersteht, Gott selber widerstehe (Röm. 13, 12.); nennt er ja Reichthum und Besitz einen Segen vom Herrn (Spr. 10, 22) und verbietet, dem Reichen zu fluchen (Pred. (10, 20)!

Aber wenn die göttliche Offenbarung diese Unterschiede nicht aufhebt, so macht sie doch dadurch Alle einander gleich, daß sie Allen die dienende, die sich aufopfernde Liebe auferlegt, daß sie Allen befiehlt, das bürgerliche Gesetz, so wie es auf Jeden seine Anwendung hat, in der dienenden Liebe, im Knechtesdienste zu vollziehen.

Präget euch wohl ein, liebe Christen, wie die göttliche Offenbarung uns darüber belehrt; denn es ruht darauf die ganze bürgerliche Ordnung! Wenn der Apostel nur im Allgemeinen befiehlt, daß Alle sich einander dienen im Geiste der Liebe (Gal. 5, 13.), daß Alles, was man thut, in Liebe geschehe (1 Cor. 16, 14.): so hat der Herr selbst (Matth. 30, 25. ff.) die dienende Liebe und zwar den Knechtesdienst Allen, Hohen und Niedern, auferlegt." „Wer unter euch," sagt er, „groß seyn will, der sey euer Diener, und wer unter euch der Erste seyn will, der sey euer Knecht." Wenn aber hienach die Herren in der bürgerlichen Gesellschaft selbst Knechte sind, was müssen nicht erst die Diener seyn? denn „der Diener ist doch nicht höher als der Herr!" Und welche Grenzen hat der Herr dieser dienenden Liebe gesetzt? Zeigt der Heiland nicht in dem Sinnbilde der Fußwaschung (Joan. 13.), wie sie zur äußersten Erniedrigung, zur vollkommensten Verläugnung herabzusteigen bereit seyn solle? Und warum hat die katholische Kirche dieses Sinnbild in ihrem Ceremonien-Kreise festgehalten, als um nicht nur den Niedern, sondern auch den Höhern und Höchsten, die so leicht vergessen, daß sie Knechte seyn sollen, jährlich am Liebesfeste den Knechtesdienst einzuschärfen?

Knecht muß Jeder seyn, der Vornehme und Gemeine, der Reiche und Arme! Jeder muß die Knechtsgestalt des Herrn (Isai. 53, 13., Matth. 20, 28., Philipp. 2, 7.), will er sich nach seinem Namen nennen, an sich ausprägen. Und da sehen wir wieder den Gegensatz zwischen Welt und Christenthum; denn während die Welt die übelverstandene Freiheit predigt, fordert Christus die wohlverstandene Knechtschaft für Alle!

Ich sage: die wohlverstandene! Darum verstehet wohl, ihr Vornehme und Reiche! Ihr sollet herrschen; denn das ist die Ordnung Gottes, aber dienen im Herrschen. Ueberall wo ihr nicht dienet im Herrschen, ist eure Herrschaft nicht Gott wohlgefällig.

Es ist aber kein Dienst, wenn ihr in der Herrschaft euch selber dienet, wenn ihr die Herrschaft nur als Mittel gebrauchet, euren Hochmuth, eure Habsucht, eure Genußsucht zu befriedigen. Es ist kein Dienst, wenn ihr die in eure Hände gelegten Gaben des Rechtes und der zeitlichen Wohlthat in Unrecht und Druck verwandelt, wenn ihr Rechte festhaltet, die baares Unrecht, die nur vererbte Krankheit sind, wenn ihr, sey es auch durch verbrieftes Recht, den Schweiß eurer Untergebenen aufsauget und den Freibrief ihres natürlichen Rechtes in Staub tretet. Wie könnte auch da von einem Dienste nur die Rede seyn, wenn nicht einmal die Persönlichkeit geachtet wird? Es ist kein Dienst, wenn ihr die Freiheiten eurer Untergebenen nur dem Scheine nach anerkennet, in der That aber listig und treulos vereitelt, wenn ihr Recht und Gesetz beuget, die Person im Gerichte ansehet und die Kronen, die nur dem Verdienste gehören, nach euren Launen vertheilet, um gnädig zu heißen. Es ist kein Dienst, wenn ihr unfreundlich und rauh euren Untergebenen begegnet, und euch damit als Herren anmeldet, da ihr doch Diener seyd. Es ist kein Dienst, wenn es euch nicht sauer wird im Dienen, und der Schweiß als voreltenliches Erbe nicht auch euer Angesicht bedeckt; wenn nicht nach allen Richtungen eure Sorge reicht, um überall Freude, Wohlstand und Wohlbehagen zu verbreiten. Es ist kein Dienst, ihr Reichen insbesondere, wenn ihr statt Haushälter Gottes zu seyn, den Seckel Gottes zu reinem Eigenthume machet und die Hand des Bedürftigen, der ein Recht darauf hat, herrisch zurückweiset!

Verstehet es aber auch ihr, die ihr wie immer Untergebene, Abhängige, Dürftige, Arme heißet, was die Knechtschaft Christi in der Gesellschaft sey! Euer göttlicher Beruf ist von vorneherein, in Liebe zu dienen, körperlich zu arbeiten, zu gehorsamen. Erhabener Beruf! Wenn die Vornehmen und Reichen herrschen, um zu dienen, so kann

man wohl von euch sagen, daß ihr dienet, um zu herrschen. Oder ist es keine Herrschaft, wenn ihr Ehren und Würden als das erkennet, was sie sind — Bürden, Dunst und Geistesplage? wenn ihr die Fesseln der tausend Bedürfnisse nicht kennet, die den Vornehmen und Reichen drücken? wenn ihr die einfache Freude am stillen Herde dem Saus und Braus der vornehmen Welt vorzuziehen wisset? Ist es keine Herrschaft, da ihr denken dürfet, daß ihr die Pflegbefohlenen Gottes seyd, und daß die Vornehmen und Reichen vornehm und reich vorzugsweise deßhalb sind, um über euch zu wachen, für euch zu sorgen? O erhabene, ja selige Knechtschaft, die eine lautere Herrschaft ist!

Aber seyd ihr Knechte im Herrn, wenn ihr die göttliche Ordnung mißkennt, die euch unter die Herrschaft gesetzt; wenn ihr eure Herren nicht als die Stellvertreter Gottes betrachtet, nicht in Ehrfurcht und Gehorsam liebet und bedienet? Seyd ihr Knechte im Herrn, wenn ihr nur den gütigen und freundlichen Herren, nicht aber auch den strengen und ungeschlachten gerne dienet? Seyd ihr Knechte im Herrn, wenn euer Beruf zu dienen euch zur Last fällt, wenn ihr die Arbeit scheuet und dem Wohlleben nachtrachtet, wenn ihr lieber bettelt, als arbeitet, oder eure Arbeit schlecht und betrügerisch verrichtet, wenn ihr wohl vom Rechte zur Arbeit sprechet, aber nicht auch die Pflicht erfüllet, Arbeit, jede Arbeit emsig zu suchen und überall zu nehmen? Seyd ihr noch die Diener, wenn ihr mehr als euer Recht verlanget, wenn ihr eure Herren ungestümm dränget, alle christliche Geduld bei Seite setzet und statt Vorstellungen und Bitten Gewalt brauchet, eure Hand gegen eure Herren erhebet, in fremdes Eigenthum verbrecherisch eingreifet und Gehör gebet den Wühlern, die euch nur zu ihren Absichten mißbrauchen, um bald eure ärgsten Tyrannen und Zwingherren zu werden? Nicht doch, ihr Lieben! Tretet ab von der Bahn des Verderbens und lenket ein auf die königliche Straße der dienenden Liebe!

Und das sagen wir ernstlich uns Allen, mögen wir zu der einen oder andern Klasse gehören, vornehm und reich oder niedrig und dürftig seyn. Denn die dienende Liebe vollendet, was die Furcht begonnen hat, ist die andere göttliche Grundlage der Gesellschaft. Wo sie waltet, ist der vollkommene gesetzliche Zustand, gutes, immer zum Bessern sich fortbildendes Gesetz, guter Vollzug. Denn sie vermittelt Alles, läßt jedes Recht stehen, das nicht den Haß in sich trägt, nimmt jedem Gesetze die verwundende Schärfe, stürmt nicht darauf los, sondern bildet es um in Geduld, treibt zum Fortschritt und bewahrt zugleich vor Uebersturz und Umsturz, beugt jedem Risse vor, überwindet

alle Schwierigkeiten und führt Alles zum friedlichen Ende. Das ist ihr bürgerlicher Beruf in jeder Zeit, aber vorzüglich in der unsern. In unserer Zeit besteht ein Krieg der Niedern gegen die Höhern, der Armen gegen die Reichen. Soll die gähnende Kluft ausgefüllt, der Friede auf die Dauer hergestellt werden, so kann es nur dadurch geschehen, daß beide Theile in der dienenden Liebe sich einander entgegenkommen, daß in der Liebe das Kreuz der Verläugnung (denn Liebe ist Verläugnung) versöhnend in Mitte trete, daß der Vornehme und Reiche sein Amt, seine Ehre, sein Vermögen, die er von Gott voraus hat, mit der Liebe nach allen Richtungen ausfülle und durch den Knechtesdienst veredle; daß hinwiederum der Niedere und Arme, an dieser dienenden Liebe die eigene etzündend, die dienende Unterwürfigkeit, die er von Gott voraus hat, mit freudiger Bereitwilligkeit wieder in der vollen Bedeutung ausübe. Siegt diese Liebe auf beiden Seiten, dann ist das Räthsel der Zeit gelöst, dann sind Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, nach denen man sonst vergeblich hascht, wirklich bei uns eingekehrt; denn diese Liebe wird Alle frei machen, weil sie in Allem die rechten Grenzen setzt, wird Alle gleich machen, indem sie Alle zu Herren, Alle zu Dienern macht, wird die wahre Brüderlichkeit bringen, weil die Eine Liebe aus Allen Ein Geschlecht schafft. Siegt dagegen diese Liebe nicht, sondern die Selbstsucht auf der einen oder andern Seite, so bricht eine fürchterliche Zukunft über uns herein; denn wo keine Offenbarung ist, wo die göttlichen Grundlagen verworfen werden, da wird zügellos das Volk, da zerfällt die Gesellschaft und ist für Gottes Gerichte reif! Es werden sich die Zeiten wiederholen, von denen der Prophet spricht (Ezech. 22, 17—23): „Menschensohn! das Haus Israel ist mir zu Schlacken geworden! Darum spricht dieses Gott, der Herr; Weil ihr zu Schlacken geworden, so will ich euch zusammenraffen in meinem Grimm, und erst ruhen, wenn ich euch geschmolzen. Ich will das Feuer meines Grimmes unter euch anzünden, daß ihr darin geschmolzen werdet, wie das Silber geschmolzen wird in der Mitte des Ofens, damit ihr erfahret, daß ich der Herr bin, wenn ich meinen Zorn über euch ausgeschüttet."

*

Aber rollten die Donner des Herrn nicht schon fürchterlich genug im verflossenen Jahre über unsere Häupter hinweg? Wollen wir noch schrecklichere herausfordern? Das sey ferne! Neu wird das Jahr, und neu werde unsere Gesinnung! Wenn wir Alle die neue Gesinnung

lebendig in uns nähren und, so viel wir können, auch in unserer Umgebung zu verbreiten und in Andern zu beleben suchen, welche gute Folgen wird das nicht haben für eine bessere Gestaltung unserer bürgerlichen Gesellschaft? Wenigstens werden wir dabei unsere Seele retten und die Gerichte des Herrn, wenn sie nicht abgewendet werden, schuldloser über uns kommen sehen. Darum laßt uns zur heiligen Furcht die dienende Liebe gesellen, stets eingedenk seyn, daß nur sie die göttlichen Stützen sind, in welchen Gott unser Gesetz, unsern gesetzlichen Zustand trägt. Von ihnen, nur von ihnen wollen wir unser bürgerliches Heil erwarten, das Heil für Alle. In ihnen liegt die Fülle der Gnaden. Denn der Geist der Furcht und Liebe ist auch der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke (Isai. 11, 2. 3.) Wo Furcht und Liebe sind, wird Gott bei Hohen und Niedern mit seiner erleuchtenden Gnade wieder einkehren, wird die Rathlosigkeit, die immer bei der Gottlosigkeit ist, von uns nehmen, und Allen bis in's Einzelnste die rechten Mittel finden lassen, um die Gesellschaft von innen heraus zu heilen und den Frieden, der die Gesundheit des bürgerlichen Lebens ist, wieder herstellen.

Furcht und Liebe seyen die Engel, die uns in's neue Jahr hinüber geleiten, und sie seyen es nicht blos in Bezug auf das bürgerliche Gesetz, sie seyen es in allem unsern Thun und Lassen! Laßt uns wandeln vor dem lebendigen Gott, dessen Auge uns überall sieht, der uns einst richtet, bald richtet über unsere Gedanken, Worte und Werke! Es fürchte ihn der Vornehmste wie der Geringste, der Reichste wie der Aermste! Es fürchte ihn Herr und Knecht, Vater und Sohn, Mutter und Tochter! Fürchtet ihn voraus, ihr Hausväter! und zeiget eure Gottesfurcht in der That! Denn wie sollten eure Untergebenen Gott fürchten, Gesetz und Ordnung um Gottes willen achten, wenn sie an euch selber sehen, wie ihr die Pflichten der Religion versäumet, Gesetz und Ordnung übertretet, bekritelt und verachtet. Laßt uns als Anhänger der Religion der Liebe, die Liebe, die dienende Liebe unter uns zur Wahrheit machen! Sie ist der Geist aller Tugend, sie ist es, die jeder Handlung Form und Gestalt gibt, sie ist das Band der Vollkommenheit. Wo sie ist, ist Leben, ohne sie überall nur der Tod. Leset darüber oft und oft, was der Apostel in seinem ersten Briefe an die Corinther schreibt (K. 13), wie sie nicht selbstsüchtig ist, sondern sich opfert, wie sie nicht ehrgeizig ist, sondern auch die geringsten Dienste nicht verschmäht, wie sie geduldig ist mit den Schwächen des Nächsten, sich nicht erbittern läßt, sondern das Böse durch das Gute überwindet,

wie sie nicht unbescheiden und aufgeblasen handelt, sondern überall in Demuth zurücksteht, wie sie gern alles Gute glaubt, überall das Bessere hofft, nirgends eigenwillig herrscht, überall dient.

Wenn solche Vorsätze beim Eintritte in's neue Jahr uns beleben, so haben wir gute Hoffnung; denn wo Glaube und Liebe sind, da gesellt sich immer die Hoffnung hinzu. Die Hoffnung aber betet. Denn sie weiß, daß alle guten Gaben von Gott sind, und daß nur die sie erhalten, die den Vater darum bitten. Darum laßt uns betend schließen:

Vater Unser, Vater Aller, die in Deinem Geiste Dich Vater nennen (Röm. 8, 15.), allesumfassender, alleserfüllender, überweltlicher, in den sieben Himmeln Deines göttlichen Wesens thronender Gott! Heilige uns in der Wahrheit, in der Furcht, in der Liebe, damit Dein Name geheiligt sey, den Du durch Deinen göttlichen Sohn uns verkündet hast! Dein Reich komme, das Reich der Gerechtigkeit in der bürgerlichen wie in der kirchlichen Gesellschaft! Schütze unsern obersten Bischof, den Diener Deiner Diener, den Du zum sichtbaren Grundstein Deiner heiligen, apostolischen Kirche gesetzt! Schütze unsern guten König, den Deine Gnade uns gegeben, erleuchte ihn, daß er in Furcht vor Dir und in dienender Liebe sein großes Werk standhaft vollbringe! Schütze das ganze königliche Haus, um das sich seit Jahrhunderten ein biederes Volk vertrauensvoll schaart! Schütze und unterstütze uns Alle nach Deinem heiligen Willen, damit nur Dein Wille geschehe, so vollkommen, so hurtig, wie ihn Deine überweltlichen Geister vollziehen! Gib uns auch im neuen Jahre nach unserm täglichen Bedürfnisse, uns und den Unsrigen! O wie gnädig hast Du im vergangenen Jahre auf uns herabgesehen! Unwürdig, wie wir waren, hast Du uns doch mit Gütern überhäuft. Wir danken Dir kindlich, und an den Dank knüpfen wir die neue Bitte: Segne uns auch im neuen Jahre mit Regen und Sonnenschein zur rechten Zeit, und wende schwere Krankheit und Noth von uns ab! Wir bitten um dieß im tiefsten Gefühle unserer Schuld. O wie viel haben wir gesündigt im verflossenen Jahre, wie wenig haben wir gebüßt! O vergib uns unsere Schulden und führe uns zur wahren Buße und Besserung unseres Lebens. Auch wir wollen unsern Schuldigern vergeben, allem Hasse, aller Feindschaft entsagen, um Deiner barmherzigen Liebe würdig zu seyn. Und weil wir schwach sind, kürze ab die Zeit der Versuchung und stärke uns in Deiner Furcht und Liebe, damit die Sünde, das größte Uebel, und Alles, was in ihrem Gefolge ist, keine Macht über uns gewinne, sondern wir erlöset werden durch Deinen Sohn Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit, von allem Uebel. Amen!